D. II. 9.
1787
8
12
Coburger Landes-Bücherei

Familiengeſchichten.

Von

August Lafontaine.

Vierter Theil.

Herrmann Lange.

Erſter Band.

Mit einem Kupfer und einer Vignette.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

S. 189.

V. Jury del. et fec.

Herrmann Lange.

Von

Auguſt Lafontaine.

Erſter Band.

Berlin,
bei Johann Daniel Sander.
1799.

Coburger
Landes-
Bücherei

Ihrer Majeſtät
der Königin von Preußen
Luiſe

mit tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit
gewidmet.

Iſt denn der Menſch nicht mehr, als das Thier, das mit gebücktem Kopfe die Weide abgraſet? das Leben nichts als die Stunde des Eſſens? O, warum verfolgt ihr den Menſchen, der den ſchöneren Ehrgeitz hat, an die Tugend zu glauben; der mit freudig bebenden Schlägen des Herzens die Ewigkeit ſein nennt! Wenn er in der blutigen Geſchichte der auf der Erde begangenen Verbrechen die Keime künftiger tugendhafter Jahrhunderte ſieht, und wenn er den Muth hat, ſeine Ahnungen ſchon jetzt an ſich wahr zu machen; ſo lächelt ihr über den Thoren, der die dunkle Nacht der Verbrechen mit dem Glanze einer ſeltenen Tugend erhellt. Was thut er euch aber, daß ihr ihn verfolgt?

Iſt es nicht genug, daß ihr ihn haßt? Warum wollt ihr ſein Herz, das nur liebt, zum Haſſe zwingen? Laßt ihm doch ſeinen Ehrgeiz, der den eurigen nicht ſtört, ſeine Träume, ſeine Tugenden, ſeine Hoffnungen, ſeine Ewigkeit! Er ſtreckt ja die Hände nicht aus nach euren Ehrenſtellen, euren Freuden, allen euren Genüſſen, die ihr Leben nennt.

Wie wohl thut es dem Herzen, wenn man ſeine Blicke einmal von den Verbrechen, welche die Erde mit Blut und Leichen bedecken, auf das edle Leben, auf die heilige Ruhe eines Tugendhaften wenden kann! — So ſieht der Schiffer mitten in dem Toben des Meeres, mitten unter den Trümmern der geſunkenen Schiffe, den rettenden, ſichern Hafen.

Erquickt dieſes Buch ein Herz, das bei den Begebenheiten der Wirklichkeit verzagend klopfte; und ruft dieſes Herz, ſich erhebend, vor dem ſchöneren Bilde der Menſchheit: „ja, es giebt eine Tugend!“ ſo ſey dieſe Erhebung eines Herzens mein ſchöner Lohn!

Herrmann, der älteſte Sohn des Kammerraths Lange, war als Knabe der Liebling ſeiner ganzen Familie. Er wurde gerade in der Zeit geboren, da ſein Vater ſchnell emporſtieg, und ſich mit Wahrſcheinlichkeit die Hoffnung machen durfte, noch weiter zu ſteigen. Welch ein Gegenſtand der Liebe wird in ſolchen Zeiten des Glückes, und der Hoffnung auf eine noch glücklichere Zukunft, ein Sohn! An ihn heften ſich alle Gedanken, und die Sorge für ſein Wohl wird die Entſchuldigung ſelbſt der unbeſcheidenſten Wünſche, die das eitle Herz der Eltern nährt. Und welche Hoffnungen hätte der kleine Herrmann nicht zu erfüllen verſprochen! Er war ſchön wie ein Amor, und eben ſo feurig und dreiſt, aber dabei dennoch lenkſam, gehorſam, und ſogar geſchmeidig. Das Feuer, das in ſeinen dunklen Augen glühete, ſchien der Knabe nur in die Liebkoſungen, mit denen er ſich alle Herzen gewann, auszugießen, und ſeine ſanfte Lenkſamkeit ſchien er nur für die Wünſche Anderer zu haben. Ihn zu unterrichten, war die Freude ſeiner Lehrer. Er lernte, aus Liebe zu ihnen, auch was ihm nicht

gefiel; aber er raſtete nicht eher, als bis er wußte, was ihn intereſſirte. Seine Phantaſie war regſam und lebendig; eine Vorſtellung, die ihm oft nur der Zufall gab, und die ihn ergriff, beſchäftigte ihn Monate lang unaufhörlich. In ſolchen Tagen verminderte ſich ſein Fleiß ein wenig, doch nicht ſein guter Wille. Er bearbeitete die Idee in ſeiner Seele, wachend und träumend: alles bezog er auf ſie; und dann lernte er zwar nicht, was ſein Lehrer wollte, aber ſein Geiſt übte ſich im Denken.

Wie hätten die entzückten Eltern dieſen Knaben nicht lieben ſollen, den Alle, die ihn kannten, liebten! Aber bald miſchte ſich in ihre Freude eine Sorge, die ſich mit jedem Jahre vermehrte. Herrmann wurde ſeinen Eltern zu — ſollte man es glauben! und doch iſt es oft ſo! — zu ehrlich, zu edel, zu aufrichtig! Freilich drückten ſie ihren Tadel nicht ſo aus; ſie nannten ihren Sohn einen Schwärmer, einen Phantaſten, der nicht für die Welt taugen werde. Beſonders that das die Schweſter der Kammerräthin Lange, Frau von Anfurth, eine kinderloſe Wittwe, die in dem Hauſe ihres Schwagers lebte, und es gänzlich regier-

te, ob ſie gleich Klugheit genug hatte, ſich das nicht merken zu laſſen.

Der Vater der beiden Schweſtern, Herr Sievers, war ein wohlhabender Brauer geweſen. Nebenher hatte der thätige Mann einen Kornhandel getrieben, den er von Jahr zu Jahr erweiterte, und durch den er ſich auf die rechtlichſte Art ein ſehr großes Vermögen erwarb. Er blieb aber bei ſeiner einfachen Lebensweiſe, und wurde durch ſeinen Reichthum nur wohlthätiger. Mit feiner Beſcheidenheit ſchlug er einen Titel aus, den ſein Fürſt ihm anbot. Die ganze Stadt, beſonders die Handwerker, die Armen, deren Freund er war, nannte ihn allgemein den guten Sievers. „Dieſen Titel," ſagte der edle Mann lächelnd, „hoffe ich mit unter den Sargdeckel zu nehmen. Se. Durchlaucht ſind wohl gnädig; allein hätte ich Ihren Titel angenommen, ſo würde mich die ganze Stadt den reichen Kommiſſionsrath genannt haben, und das Vertrauen meiner Freunde wäre dahin geweſen. Herr Sievers! ſagen die Leute jetzt zu mir; oder: guter Herr Sievers. Und ich ſage: nun lieber Meiſter? oder: Herr Gevatter. Das

giebt Vertrauen. Herr Kommiſſionsrath! Ei, ja doch! woher ſollte mein Nachbar da drüben, der ehrliche Schneidermeiſter, das Herz nehmen, den Herrn Kommiſſionsrath zu Gevatter zu bitten? . . . Und, Dorthe," — ſo wendete er ſich zu ſeiner Frau, — „woher würden ſie's denn gewußt haben, daß ich den Titel bei Sr. Durchlaucht nicht geſucht hätte? Sag, Dorthe, wäre ich da in ihren Augen nicht ein hochmüthiger Menſch geweſen? Und von einem Hochmüthigen fordert es ſich nur mit Zittern und Beben. Das wolle Gott nicht! Ich gebe mit Furcht und Zittern, wie es in der Bibel ſteht, weil mir das, was ich gebe, immer ſo wenig vorkommt; aber die Armen ſollen mit Freuden von mir fordern." — Dabei erhalte uns Gott, Vater Sievers, in Ewigkeit, Amen! ſagte Frau Dorthe freudig, und ſtreichelte dem Mann über das ſchlicht gekämmte, freie Haar.

So dachten Sievers und ſeine Frau; aber nicht ganz ſo ihre beiden Töchter, die den Vater, und zwar nicht bloß aus dieſer Urſache, wohl gar für ein wenig eigenſinnig hielten. Sie hätten z. B. ſo gern eine Equipage ge-

habt; ſo Viele hielten ſich ja eine, die nicht halb ſo reich waren als ſie. Aber der alte Sievers ſchlug das geradezu ab. „Nein, Kinder,“ ſagte er; „wollt ihr des Jahrs ein Paarmal ſpazieren fahren, ſo fährt uns der Gevatter Bode. Dagegen habe ich nichts.“ — Aber Vater, unſre Fuhren — die vielen Hochzeiten und Gevatterſchaften; alle Leute bitten uns ja — die koſten Jahr aus Jahr ein. . . . — „So viel als eine Equipage. Iſt wahr, Kinder. Wohl noch mehr! . . . Gut, ihr ſollt Equipage haben,“ fuhr er lächelnd fort. — O lieber Vater! riefen beide Mädchen, und faßten ſeine Hände. „Aber dabei bleibt es auch, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Bloß Kutſche und Pferde.“

Nur Kutſche und Pferde? riefen die Mädchen. — „Ja; und Hans fährt, wie er geht und ſteht.“ — Die ältere Tochter ſagte: er muß doch aber wie ein Kutſcher gekleidet ſeyn! — „Ha! ſeht ihr? Da kommt noch eine Livree; und hinter der Livree folgt auch ein Bedienter, und dann ein beſſeres Haus, andre Kleider, Mittags ſechs Schüſſeln, und zuletzt hinter allem der Teufel des Hochmuths oder

des Geizes, oder der Verſchwendung. — Mutter Dorthe, dem Fuhrmann Bode iſt heute ein Pferd gefallen. Vorhin ſtand ich am Fenſter; da trat die Frau, mit deinem kleinen Pathen an der Bruſt, in den Thorweg, und ſah ſo ſtill und betrübt zu uns herüber. Arm und rechtſchaffen ſind die Leute. Mir fiel ein, das Unglück hätte wohl ein Paar Häuſer weiter, zu uns, kommen können. Ich ließ ihm ſagen: er könnte meinen Fuchs kaufen; der paßte zu ſeinem. Wenn er kommt, Mutter — du haſt ſo die Art, den Leuten mit guter Manier etwas zu ſchenken. Gieb du ihm den Fuchs für eine Kleinigkeit, oder ganz umſonſt; denn ſeh' ich dem Manne ins Geſicht, ſo platze ich heraus, und das Danken der Leute will mir nicht mehr recht zu Sinne. Mit unſerer eigenen Equipage hat es noch immer Zeit; dort iſt es zum täglichen Brot."

So ſtreng und unerbittlich er in ſolchen Fällen war, ſo erlaubte er ſeinen Töchtern doch mancherlei, was er nicht recht billigte; oder vielmehr, er konnte es nicht hindern. Seine Töchter machten Bekanntſchaften mit Leuten aus den ſo genannten höheren Ständen. Zwar

änderten ſelbſt die vornehmen Beſuche nichts in ſeiner ſchlichten Lebensart, und ſie mußten ſich von ihm mancherlei gefallen laſſen, was ſie nur dem reichen Sievers zu gute hielten; indeß bekamen doch ſeine Töchter dadurch eine ſolche Bildung, daß er, obgleich mit Kopf-ſchütteln, den Vorſatz aufgab, ſie an ein Paar ehrliche junge Männer, die Söhne eines alten Freundes, zu verheirathen.

Dachte er an dieſen geſcheiterten Plan, ſo ſagte er jedes Mal mit Verdruß: „Dorthe, ich wollte, daß ich dreißig Kinder, anſtatt der zwei, hätte. Gieb Acht, das Geld verdrehet den beiden Mädchen noch die Köpfe.“ Er hatte Recht. Unter den Liebhabern ſeiner Töch-ter war auch ein Herr von Anfurth, dem er immer mit auffallender Kälte begegnete. Aber dadurch ließ der Herr von Anfurth ſich nicht abſchrecken; er drängte ſich an die ältere Toch-ter, erzählte ihr vom Hofe, von Bällen, von Cour-Tagen, und verſicherte ihr dabei immer ſeine heißeſte Liebe. Dem Mädchen ſchwin-delte der Kopf, und daher bildete es ſich ein, nur der Herr von Anfurth könne es glücklich machen.

Er liebt mich, ſagte das Mädchen: warum ſoll ich nicht mit ihm glücklich ſeyn?

„Liebes Kind,“ erwiederte der Vater; „da tritt hin vor den Spiegel. Ich wollte, er wäre größer als eine Elle, daß du dich ganz ſehen könnteſt. Was ſollte er denn an dir lieben, das er nicht unter den Fräulein hundertmal beſſer finden könnte?“

Ich möchte ihn gar nicht, wenn er nur mein Geſicht liebte!

„Nun, was denn? Was weiß er denn von dir? Du ſpielſt die Menuet: Tralala fein langſam, und noch ein Paar Dinger auf dem Klaviere; du tanzeſt ſo gut wie eine deines gleichen, aber nicht wie ſeines gleichen. Dein Herz? Kind, ich glaube, du haſt kein ſchlechtes; aber daß du jetzt zuweilen daran nicht denkſt, das habe ich leider oft mit Aerger geſehen: denn fährt nicht, wenn er hier iſt, der Teufel des Hochmuths in dich? thuſt du nicht, als ob du keinen Menſchen mehr kenneſt? . . . Ich will dir ſagen, was er an dir liebt: meine Kornſchiffe, meine Häuſer, meine Aecker, meinen Geldkaſten.“

So predigte der Alte; allein es half nichts.

„Hm!“ ſagte er endlich: „nimm ihn, Kind; ich bin dein Rathgeber, und nicht dein Zuchtmeiſter. Einen ſchlechten Streich weiß ich, Gott Lob, von ihm nicht, ſo viel ich mich erkundigt habe. Geld ſoll er bekommen, das ſag ihm, und ſeine Schulden will ich bezahlen. Das iſt am Ende eine Kleinigkeit, wenn nur ſein Gewiſſen keine Schulden hat. Aber, Töchterchen, ſag ihm auch rund heraus: in meiner Haushaltung wird nichts, gar nichts, geändert; der Kalender da und das Nadelküſſen bleiben unter dem Spiegel; meine Gevattern und Nachbaren bleiben meine guten Freunde, und haſt du mich lieb, ſo läſſeſt du mich, wenn du bei mir biſt, nichts von gnädiger Frau oder ſo etwas merken, das nach Hochmuth ausſähe. Ich prophezeie dir, mein Kind, es kann eine Zeit kommen, wo du dich deines Vaters, deiner Mutter und deiner Schweſter ſchämſt; und ſieh, das allein habe ich an deinem Wunſche auszuſetzen. Denn in der Bibel ſteht: du ſollſt den Herrn deinen Gott nicht verſuchen! Du verſuchſt ihn, liebes Kind; denn du mußt recht ſehr gut ſeyn, wenn du jetzt nur halb gut bleiben willſt.“

Gewährung eines Wunſches erweicht das Herz allemal. Die Tochter warf ſich mit Thränen, aber auch mit unruhigem Herzklopfen, an ihres Vaters Bruſt, und ſchwor jetzt mehr, als ſie Willens geweſen war zu thun.

„Du weißt," ſagte Herr Sievers, „ich kann das Schwören nicht leiden. Dafür denke nach, was in deiner Lage recht iſt; und dann thu' es. Halte ich etwas für gut, ſo brauche ich mich nicht mit Schwüren dazu verbindlich zu machen; das verſteht ſich von ſelbſt. Ich wollte, du ſäheſt ein, wie wenig du von dem Allen halten kannſt, was du dir jetzt vornimmſt."

Der Vater hatte Recht. Anfurths Verwandten thaten ihm Vorſchläge, die ihn kränkten, (ob er das gleich ſeiner Tochter verſchwieg,) und die er beſcheiden abwies. Er hatte ſich auf eine große Hochzeit gefreuet, und zu ſeinem Verdruſſe wurde daraus nichts. „Lieber Gott!" ſagte er; „an mancher Ehe iſt weiter gar nichts Gutes, als der Hochzeittag. Stille hin, Stille her! Es iſt nicht wahr, was ſie jetzt ſagen. So einen Tag muß man mit ſtiller Erhebung des Herzens feiern. Verſteh mich recht,

Mutter Dorthe. Ich will dem lieben Gott ſein Theil nicht nehmen. Und wenn zwei Paar Eltern Sohn und Tochter an dem Traualtare ſehen, ich glaube, ſie können am Sterbebette ihres Kindes nicht ſo andächtig beten, als für eine Braut. Denn auf dem Sterbebette fällt das Kind in Gottes Hände; aber vor dem Altare, da geht es erſt recht in die Welt und unter die Menſchen hinein. Sieh, da iſt ſtille Erhebung der Eltern. Die Uebrigen, Brautpaar und Gäſte, ſollen ihre Stimmen und Herzen laut und hoch erheben, vor Freude darüber, daß Gott die Menſchen liebt, und ihnen einen Hochzeittag gegeben hat."

Natürlich, Vater. Wenn ein Unglücklicher eine Gabe bekommt, die ihn froh macht, dem ſtehen Thränen wohl; aber ein Glücklicher, der noch glücklicher wird, mag immer ein wenig laut werden. Freilich, ihr Männer ſeid bisweilen auch wohl allzu laut!

„Ei, Dorthe, laß uns nicht mit der Freude knickern! Aber hier komme ich um laute und um ſtille Freude. Ich wünſchte, es wäre anders!"

Herr Sievers mußte der gnädigen Familie nachgeben. Er wollte ſeine Anverwand-

ten zur Hochzeit bitten; doch die Anfuhrts wollten das nicht zugeben, und ſo fuhr das Brautpaar mit den Eltern auf ein Dorf, wo es in der Stille getrauet wurde. Um ſeinen Willen doch halb zu haben, gab Sievers den jungen Leuten und Mädchen im Dorfe einige Fäſſer Bier, und ließ Muſik kommen; aber dennoch fuhr er bitterböſe nach Hauſe, und ſagte auf dem Rückwege zu ſeiner jüngeren Tochter: „heirathe einen ehrlichen Mann deines Gleichen, und keinen, dem deine Verwandten nicht gut genug ſind; oder ich nehme mir ein Paar Mädchen an Kindesſtatt an, und theile mein Vermögen unter euch und ſie. Es iſt ja heute bei uns, als ob wir Herrnhuter wären!" — Dieſen Abend ging er zum erſten Mal in ſeinem Leben ſcheltend zu Bette.

Es gab bald noch mehr Mißvergnügen dieſer Art, deſſen Ausbruch kindliche und väterliche Liebe kaum verhindern konnte. Der alte Sievers wollte auch nicht die mindeſte Kleinigkeit aufopfern. Ich dächte, ſagte Frau Dorthe freundlich, des lieben Friedens wegen! — Er antwortete ſehr ernſt und ein wenig empfindlich: „des lieben Friedens we-

gen wollte ich, Frau . . . Du kennſt mich, Dorthe. Ich müßte kein Körnchen Verſtand haben, wenn ich nicht merkte, wo das alles hinaus will und ſoll. Mögen ſie doch leben, wie ſie wollen! ich thue ja, als ſäh' ich nicht, wenn meine Tochter vergeſſen hat, was ſie war, und was ihre Eltern ſind. Ich weiß, daß ſich der gerade am meiſten einbildet, der am wenigſten Urſache dazu hat. Was verlangen denn Anfuhrts? . . . Soll ich es dir ſagen? Des Friedens wegen, Dorthe, wollte ich wer weiß wie viel thun, Equipage und Bedienten halten, Concerte geben, mich zu einem fürſtlichen Rathe machen laſſen. Was wollte ich nicht, um die Liebe meiner Kinder zu erhalten! Aber bei dem Hochmuth kommt das Schlimmſte immer erſt am Ende. Sieh, dann ſoll ich unſre Verwandten, unſere Nachbaren hintenanſetzen; da iſt ihnen der Vetter Sievers im Wege, wenn ſie hier eſſen. Ich weiß wohl, daß unſer Schwiegerſohn und ſeine Familie mit dieſen Leuten nicht umgehen können. Aber ich? Nein, Dorthe! Zuerſt Frieden mit meinem Gewiſſen und mit Gott; dann mit den Menſchen. Und darum geb' ich nicht

einen Zollbreit nach; ich ſehe die Meile ſchon, die noch hinterher folgen ſoll. Laß das, Dorthe! Frieden mit meinem Gewiſſen; dabei bleib' ich. Wollen ſie nicht zu mir kommen (was ich auch gar nicht verlange), ſo gehe ich zu ihnen."

Und dabei blieb er. Zwar wurde nun die Tochter etwas kalt gegen den Vater; indeß verhütete er durch eine gut angebrachte Freigebigkeit den Ausbruch der Feindſchaft, „um ſeiner Tochter," wie er ſagte, „eine Sünde zu erſparen, da er ſie nicht hatte von einer Thorheit abhalten können."

Deſto vorſichtiger wollte er nun aber mit ſeiner zweiten Tochter ſeyn, die man ebenfalls gern in der Familie Anfurth gehabt hätte. Sie hatte einige Neigung für einen jungen Menſchen, der öfters in das Haus kam, doch nichts weniger, als die Hand eines ſo reichen Mädchens hoffte, da er nur aus einer armen bürgerlichen Familie war. Sobald Herr Sievers das wußte, überraſchte er den jungen Lange und ſeine Tochter mit dem Vorſchlage, daß ſie einander heirathen möchten. Seine Tochter hatte in dem Hauſe ihrer Schweſter,

ſo ſelten ſie auch dahin kam, doch ſchon einige falſche Grundſätze eingeſogen; deshalb gab er ihr zu verſtehen, daß er alles in Bewegung ſetzen würde, dem jungen Menſchen einen hohen Rang zu verſchaffen. Er eilte mit der Verlobung und der Hochzeit, und hatte die Freude, diesmal beides nach ſeinem Sinne zu feiern. Aber der hohe Rang, den er ſeinem Schwiegerſohne verſchaffte, war — die Stelle eines Kammerregiſtrators, die der junge Menſch auch ohne ihn bekommen haben würde. So hatte er nun doch die Eine Tochter nach ſeinem Willen verſorgt, und konnte jede Stunde, die ihm von ſeinen Geſchäften übrig blieb, ohne Furcht vor nachläſſiger Begegnung, in ihrem Hauſe zubringen.

Der Alte erreichte aber ſeinen Zweck nicht; Lange wurde in Kurzem Kammerſekretair, und nach ſechs Monaten Kammerrath, wobei man ſich vom Hofe aus nicht undeutlich merken ließ, daß es bei dieſem Poſten nicht bleiben ſolle. Der Vater kam gerade, als das Haus voll Freude über den neuen Titel war, und ging mit dem Schwiegerſohne die Treppe hinauf. Auf jeder Stufe ſtand er ein Weilchen,

und ſagte: „alſo Kammerrath! Kammer-
rath!" — Lange bat ihn, ein wenig ſchneller
zu gehen; aber der Alte erwiederte ernſt: „ich
liebe das ſchnelle Steigen nicht, Herr Sohn;
es bringt außer Athem. Gott gebe," ſetzte
er nachdrücklich hinzu, „daß Sie ihn nicht
darüber verlieren! Hören Sie, Herr Sohn!
ein ehrlicher, redlicher Menſch, das iſt ein hö-
herer Titel als Kammerrath und Kammerprä-
ſident; und den Titel wollen wir Beide nicht
aufgeben, wie es uns auch gehen mag."

Der alte Mann bemerkte nicht, oder
wollte nicht bemerken, daß in dem Hauſe
des Kammeraths ſchon Alles umgekehrt wurde.
Mehrere Zimmer bekamen Kronleuchter, ſeidne
Tapeten und die theuerſten Möbel. Durch
eine ſchöne Equipage, reichgekleidete Bedien-
ten, einen Koch, und ein Paar Jungfern, gab
Lange ſeinem Hauſe eben das Anſehen, wel-
ches das Anfurthiſche hatte. Auch ſuchte er nach
und nach eben den Umgang, wie ſein Schwa-
ger, zu bekommen: den Adel und die Vornehm-
ſten der Stadt. Indeß blieb dennoch ein Un-
terſchied. Der Kammerrath fühlte eine ge-
wiſſe Dankbarkeit für ſeinen Schwiegervater,

(die Herr von Anfurth freilich nicht fühlen konnte, weil er bei ſeiner Heirath wenigſtens eben ſo viel aufgeopfert zu haben glaubte, als er bekommen hatte); daher machte er keine Anſprüche an den alten Sievers, bequemte ſich ſogar nach deſſen Eigenheiten, und war bei ihm in der Geſellſchaft ſeiner Verwandten, die gewöhnlich Sonntags zu Tiſche gebeten wurden, ganz heiter.

Herr Sievers hatte wieder Recht. Das ſchnelle Steigen brachte den Kammerrath, und auch deſſen Frau, wirklich außer Athem. Ein großes Haus zu machen, war ihr einziger Stolz. An die armen Verwandten wurde bei ihnen gar nicht mehr gedacht, und der Alte fühlte ſehr wohl, daß nur er das lockre Band war, das ſeine Kinder noch an ſie knüpfte. „Ich glaube, Dorthe," ſagte er oft, „wir werden eben nicht viel Freude mehr haben. Gott behüte mich vor Undank gegen ſeine Güte! Aber zuweilen kann ich doch in der That wünſchen, daß es mit unſerm Kornhandel nicht ſo gut gegangen ſeyn möchte. Was iſt nun das Facit? Kutſcher, Bediente, Köche, Kronleuchter, Kammerjungfern, Eitelkeit, Hoch-

muth, und Gott weiß, was ſonſt noch Alles! Sieh, das haben wir herausgewirthſchaftet. Ich denke, Dorthe, ein ſanfter und ſeliger Tod wird wohl das einzige Gute ſeyn, das wir noch hoffen können."

Darin irrte ſich der gute alte Mann; es war ihm noch eine große Freude beſtimmt, die ihn allen Verdruß vergeſſen ließ: ſein erſter Enkel, der kleine Herrmann. Der Großvater war jetzt täglich bei ſeinem Schwiegerſohne, und zwar immer in der Kinderſtube. Mochte auch das ganze Haus voll Gäſte ſeyn, er hatte ſeinen Enkel auf den Knieen, und liebkoſte ihn, ohne die Geſellſchaft zu bemerken. Kaum konnte das Kind gehen, ſo führte er es an der Hand nach ſeinem Hauſe, und eben ſo wieder zurück. Der Wärterin des Kleinen brachten die Beſuche, die ſie mit ihm bei ſeinen Großeltern machte, ſo viel ein, daß ſie täglich längere Zeit bei ihnen war, als in dem Hauſe ihrer Herrſchaft. Das Kind ſah ſeine Eltern, weil ſie ſo viele Beſuche anzunehmen und zu geben hatten, ſo ſelten, ſeine Großeltern aber ſo oft, daß es dieſe auch weit mehr liebte, als jene. Es wurde endlich Gewohnheit, daß der

kleine Herrmann mehr bei ſeinem Großvater lebte, als in dem våterlichen Hauſe; und dieſe Gewohnheit, mit noch einigen kleinen Umſtånden verbunden, beſtimmte ſein Schickſal, und gab ihm den Charakter, der ihn ſo unglůcklich, und doch ſo glůcklich, machte. Die Eltern bemerkten, daß ihr Sohn durch den beſtåndigen Umgang mit dem Großvater Begriffe bekam, die ihnen gar nicht gefielen; indeß ließ ſich das nicht åndern, da der Großvater nothwendig geſchont werden mußte. Uebrigens war der Knabe ſo ſchön, ſo liebenswůrdig, ſo verſtåndig, ſo ſanft, ſo folgſam, daß ſie ůber jenen Umſtand hinweg ſahen, und ſich nur vorſetzten, die beiden andern Kinder, einen Sohn und eine Tochter, beſſer in Aufſicht zu halten.

Sievers liebte auch die beiden andern ſehr zårtlich; doch Herrmann war ſein Liebling, ſein Eigenthum, ſein Sohn. Der Knabe ſchlief ſogar Monate lang in ſeines Großvaters Hauſe, und mußte daher nothwendig ganz anders werden, als ſeine Geſchwiſter. Das Beiſpiel der Eltern konnte ihn, ſo wie er heran wuchs, leicht verderben, die ewigen Zerſtreuungen in ihrem Hauſe konnten ihm einen Kleinigkeitsgeiſt

geben, und die Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, ihn eitel machen; aber ein guter Genius blieb ihm immer zur Seite: er lernte denken und fühlen. Das Leben bei und mit ſeinem Großvater gab ihm ſchon früh eine gewiſſe Stärke des Charakters, ſo wie der Umgang mit der großen Welt in dem Hauſe ſeines Vaters, die Fertigkeit, das Lächerliche zu bemerken und einen Humor, der ihn ſein Lebelang begleitete.

Es waren kleine Umſtände, wodurch Herrmann die Richtung bekam, die er nachher auf immer behielt; ſie dürfen aber nicht übergangen werden, wenn der Leſer die Entwickelung ſeines Charakters verſtehen ſoll. Beſonders hatte ein alter Matroſe, der in Sievers Hauſe lebte, Einfluß auf ihn. Zu dieſem war Sievers auf folgende Art gekommen. Eins ſeiner Kornſchiffe ſtand einmal in Gefahr, auf der Elbe unterzugehen, weil es durch die Unvorſichtigkeit des Steuermannes auf einen Balken im Waſſer ſtieß. Es wurde leck, und der reiſſende Strom führte es aufs neue der Gefahr entgegen. Jeder fürchtete, daß es umſchlagen würde, ſprang eilig in den Nebennachen, und

ließ das Kornſchiff treiben. Ein Matroſe aber wollte das Schiff nicht verlaſſen; er warf ſich an das Steuerruder, arbeitete mit der gewaltſamſten Anſtrengung ſeiner Kräfte, und rettete glücklich Schiff und Ladung. Doch der Balken, den er ergriffen, um das Schiff ſeitwärts zu lenken, hatte ihm die Hand zerquetſcht.

Sievers Faktor in Hamburg ſchrieb ſeinem Principal, daß der Matroſe das Schiff erhalten hätte, und bat um eine kleine Beiſteuer für ihn, da er bei der Rettung die linke Hand verloren habe und nicht mehr dienen könne. — „Schicken Sie mir,“ antwortete Sievers dem Faktor, „den armen Matroſen. Beiſteuer! Was denken Sie von mir? Der Menſch kennt mich nicht, und ſetzt ſich der Todesgefahr aus, um mein Schiff zu retten. Und ich? Beiſteuer! Guter Gott! ſagen Sie dem braven Menſchen, daß er Brot haben ſoll, ſo lange ich etwas habe, oder — was er ſelbſt wünſcht. Am liebſten ſähe ich's, daß Sie ihn ſchickten, wenn er ſonſt ein guter Menſch iſt. Ich bin ihm nicht nur ſeinen Lebensunterhalt, ich bin ihm Dankbarkeit ſchuldig.“

Dieſer Brief ſetzte den Faktor, einen gutherzigen Mann, in einige Verlegenheit; es verhielt ſich nicht ganz ſo, wie er dem alten Sievers geſchrieben hatte. Auf dem Schiffe befand ſich eine Frau mit ihrem Kinde, die nach Hamburg wollte. Die Waſſerreiſe war ihr nicht zuträglich geweſen, und ſie lag ſehr krank. Als die Schiffer das Fahrzeug verloren gaben, und ſich in den Nebennachen retteten, da wimmerte die Frau um Hülfe; doch niemand hörte ſie. Nur der Matroſe hatte in dem allgemeinen Schrecken Beſonnenheit genug, an die kranke Frau zu denken. Halt! rief er; rettet die Frau und ihr Kind! Man hielt einen Augenblick mit dem Nachen am Schiffe, um den Matroſen einſteigen zu laſſen. Er weigerte ſich aber, und rief: fahrt ihr zur Hölle, und laßt die Frau erſaufen; aber ich nicht! Nun ſprang er an das Steuer, und rettete das Schiff. Dann hob er die Frau an das Ufer, trug den Knaben mit der rechten Hand ihr nach, rief ſeine Kameraden, küßte das Kind, gab es der Mutter, und ſagte: Frau, da hat ſie ihren Jungen. Ich habe ihm das Leben erhalten, und kann nun

betteln gehen. Die Hand iſt hin, mit der ich den Balken faßte.

Man mußte ausladen. Der Faktor kam, beſuchte den Verunglückten, und dankte ihm für den Muth, den er bei der Rettung des Schiffes bewieſen hätte. Was Schiff! was Ladung! rief der Matroſe unwillig. Möchte die zum Teufel gegangen ſeyn; da hätte ich meine Hand noch. Nicht einen Finger gäbe ich um eine ganze Flotte. Herr, die Frau und ihr Kind gingen mir nahe; und an die ſetzte ich mein Leben, nicht an den Wrack. Hätte ich die Frau und das Kind heraus gehabt, ſo wäre ich geſprungen, wie die andern hartherzigen Beſtien; denn der Herr meint wohl, ein Paar Säcke Weizen von einem Kornwucherer wären es werth, daß unſer einer . . .? Ich wollte, ich hätte meine Hand wieder, und Schiff und Ladung lägen im Abgrunde.

Dem Faktor, der dem Matroſen wohl eine Unterſtützung gönnte, ſchien Herrn Sievers Dankbarkeit doch ein wenig zu groß. Er rückte daher mit dieſen Aeußerungen des Matroſen hervor; und nun ſchrieb ihm Sievers: „ſenden Sie mir den edlen Matroſen ja, ſobald

ſeine Hand geheilt iſt. Laſſen Sie es ihm an nichts fehlen. Sagen Sie ihm, daß ihn gute Tage erwarten, und daß ich mich darauf freue, einen Menſchen im Hauſe zu haben, der ſein Leben für einen Andern wagen konnte. Es ſoll ihm nicht ſchlechter gehen, als mir ſelbſt."

Der Matroſe entſchloß ſich ungern, zu dem Kornwucherer zu ziehen, der ihm eine Hand gekoſtet hatte; doch reiſte er endlich, gut gekleidet, ab, und kam zwiſchen Furcht und Hoffnung bei Herrn Sievers an. Dieſer erkannte ihn ſogleich am linken Arme, drückte den Stumpf der Hand, und machte in einigen Stunden durch ſeine Zutraulichkeit den rohen Matroſen ſo geſprächig und fröhlich, daß er am Abend ſagte: ſieh, ſieh! giebt es doch auch zu Lande ehrliche Leute!

Herr Sievers hatte ſich in dem Manne nicht betrogen. Es war ein roher, aber edler Menſch, muthig, entſchloſſen, und voll uneigennütziger Liebe für ſeine Mitgeſchöpfe. Das Fluchen, das ſein Patron (ſo nannte er Herrn Sievers) nicht leiden konnte, gewöhnte er ſich nach und nach ab; und als er ſich nur erſt einige Wochen an das Leben auf dem feſten

Lande gewöhnt hatte, war er auch gar nicht müßig, ſondern trug redlich das Seinige zu der Haushaltung bei. Er war Aufſeher der Kornböden, und machte ſich ſonſt noch allerlei nützliche Geſchäfte. Seine größte Freude war es aber freilich, wenn er mit Korn nach Hamburg fahren konnte; und dann ſagte er an der gefährlichen Stelle jedes Mal: Gott erhalte meinen Patron! dies iſt meine Glücksſtelle!

An dieſen Matroſen, den man im Hauſe Martin nannte, hängte ſich bald auch der kleine Herrmann, und die Vertraulichkeit zwiſchen Beiden nahm mit jedem Jahre zu. Der ſiebenjährige Knabe verfolgte ſeinen Martin durch das ganze Haus, und bat ihn um Erzählungen von den Wilden, von den Menſchenfreſſern, die er geſehen, und von den Orkanen oder Schiffbrüchen, die er erlebt hatte. Martin erzählte gern von ſeinen Abentheuern, und mit der Lebhaftigkeit einer entbrannten Phantaſie. So lernte der kleine Herrmann alle Theile eines Schiffes, alle Kunſtausdrücke der Seefahrt kennen, und ſo auch die verſchiedenen Länder der beiden Indien, die der Matroſe beſucht hatte, ihre Produkte und die Sitten ihrer Einwoh-

ner, wie ein Matroſe von geſunden Augen und gutem Gedächtniſſe das Alles aus eigner Erfahrung beſchreiben konnte. Von gewiſſen Ausdrücken aber, z. B. Breite und Länge, konnte Martin keine Erklärung geben, oder Herrmann ihn, wenn er es zu thun verſuchte, nicht verſtehen, ſo viele Mühe ſich Beide auch gaben.

Um dieſe Zeit fing Herrmann an das Gymnaſium in ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen, und von allen Lehrſtunden war ihm die geographiſche, wegen ſeiner Unterhaltungen mit dem Matroſen, die intereſſanteſte. Der Großvater kaufte Landkarten, auf denen Martin nun ſeine Reiſen, ſo gut er konnte, angab. Obgleich Unterredungen dieſer Art etwas verwirrt ſeyn mußten, ſo bekam doch Herrmann am Ende Begriffe von den Entfernungen der Länder, und, mit Hülfe des dürftigen Hübners, endlich auch von Länge und Breite.

Sievers kaufte einen Globus, und nun ging Herrmann vom Hübner zum Globus, und wieder von dem zum Hübner. Martin ſchürte unabläſſig das Feuer des Knaben an, und dieſer wurde nun in Kurzem Martins Lehrer. Der Alte ſaß manche Stunde lächelnd

dabei, wenn ſein Enkel den Globus ſtudierte. Nach einer Unterredung über die Abwechſelung des Tages und der Nacht auf der Erde, ſagte er einmal: „höre, Herrmann, ich kaufe dir ein Fernglas, wie man es auf den Schiffen hat, wenn du mir morgen ſagen kannſt, was um dieſe Zeit in Batavia die Uhr iſt.“

Hols der — rief Martin, und ſprang auf: Herr Patron, das iſt eine Frage für einen Capitain, aber nicht für den Kleinen, ob er gleich wohl ſchon eben ſo viel weiß, wie ein Kadet auf einem Linienſchiffe.

Auch Herrmann ſprang auf, und ſagte: ich glaube, das bringe ich heraus, lieber Großvater! — Es koſtete ihm Nachſinnen und Zeit; aber mit Hübners Hülfe fand er es wirklich, zu Martins großem Erſtaunen. Er erklärte ſeinem Großvater, freilich ein wenig verwirrt, wie die Aufgabe zu löſen wäre, und Martin ſchwor ſo kräftig, Herrmann habe Recht, daß der Großvater es am Ende glauben mußte. Er hatte wirklich Recht; der Nachbar Prediger bezeugte es, und das Fernrohr war gewonnen. Jetzt fand der Knabe nichts mehr zu ſchwer, und es verdroß ihn beinahe, daß es nicht immer etwas aufzulöſen gab.

Auf dieſe Art lernte Herrmann nur wenig, aber dies Wenige erfand er ſelbſt, und begriff jedes Mal, was er lernte. Seine Seele arbeitete, frei von den Banden des trägen Unterrichts, des Nachſprechens, und wurde ſtark in der unabläſſigen Selbſtthätigkeit, bei welcher Hübner und andre Bücher ihm nur die Richtung zeigten, die er zu nehmen hatte, aber ihn nicht den ganzen Weg begleiteten. In einer einzigen Aufgabe erfand ſein Geiſt tauſend Dinge. Begierde nach Wahrheit, und nicht nach Wörtern und Namen, erfüllte ſeine ganze Seele. Das ungeheure Meer der Kenntniſſe lag vor ſeinen Augen da, und er war entſchloſſen, es ſelbſt zu durchreiſen. Zu dieſem Vorſatze brachte ihn eine einzige Frage ſeines Großvaters. „Herrmann,“ ſagte der Alte; „5400 Meilen hätte die Erde im Umfange? Nun, Gott iſt noch größer! Aber wie hat man es angefangen, das zu erfahren?“ — Triumphirend ſprang der Knabe auf, zeigte dem Großvater die Grade, und ſetzte ihm aus einander, daß jeder funfzehn Meilen groß ſey. Der Alte ſtreichelte ſeinem Herrmann die ſchöne brennende Wange, und

Martin prophezeiete in ihm mit bewunderndem Kopfſchütteln einen Admiral.

Herrmann überlegte aber, ſo bald er allein war, die Frage ſeines Großvaters noch einmal; denn für ihn ſelbſt blieb noch etwas dunkel. Er ſah ſeinen Globus an, dachte ſich die Seefahrer, welche zum erſten Male die große Kugel umſegelten, träumte mit ihnen zu reiſen, und war nun auf dem offnen Meere ohne die Meridiane, die ſeinen Globus eintheilten. Woran — fragte er ſich glühend, und nachſinnend — woran weiß ich denn, daß hier ein Grad zu Ende war?

Seine Seele ſtürzte ſich in das Labyrinth, das ſich hier für ſie öffnete. Er legte die Finger an die mit Schweiß bedeckte Stirn, und mußte ſich zuletzt geſtehen, er wiſſe nicht, wie groß die Erde ſey. Nun zog er ſeinen Hübner zu Rathe; der gab ihm aber keine Antwort. Er ging zu ſeinem Großvater, und ſagte mit klagendem Tone: ach, Vater, ich weiß es doch nicht! Die ganze Nacht hindurch träumte er von nichts als von Seereiſen, und als er am Morgen auf das Gymnaſium kam, war ſeine erſte Frage an den Lehrer: „wie

hat man denn die Erde gemeſſen?" — Ein=fältiger Knabe! ſagte der Lehrer lächelnd; und Herrmann fürchtete, daß er vielleicht etwas ganz Leichtes nicht begriffe. — Wie viel Grade, fragte der Lehrer, hat der Umkreis der Erde, gleich jedem andern Zirkel? — „Dreihundert und ſechzig." — Recht! Und wie viele Mei=len gehen auf einen Grad? — „Ach!" ant=wortete Herrmann kleinmüthig; „das weiß ich: funfzehn. Aber wie hat man erfahren, daß ein Grad funfzehn Meilen groß iſt?" — Ei, wie einfältig! Man hat ihn gemeſſen. — „Ach, lieber Herr Subkonrektor, ich bin recht übel daran, daß ich nicht Acht gegeben habe! Woran wußte man denn, wo ein Grad auf der Erde zu Ende war?" — An . . . an . . . ſagte der Lehrer, der ſich mit der mathema=tiſchen Geographie eben nicht viel beſchäftigt hatte — Das will ich Nachmittags in der Geo=graphie erklären. Itzt ſetze man ſich, und ſchweige.

Herrmann war ſchon um halb Eins wieder da. Der Lehrer ſagte, man habe die Erde am Himmel gemeſſen, und ſetzte noch etwas hinzu, um das zu erklären. Obgleich Herrmann

ihm

ihm jedes Wort von den Lippen horchte, ſo verſtand er doch nicht, was er hörte, und fragte noch einmal. Der Lehrer wurde böſe, und las nun aus einem Buche vor, wie man die Erde gemeſſen habe. Am Himmel, das war richtig; aber wie?

Der arme Herrmann kam traurig zu Hauſe, und ſagte mit Kopfſchütteln: am Himmel, Großvater, haben ſie die Erde gemeſſen. Der Großvater meinte: ſein Lehrer habe ihn zum Beſten gehabt. „Sieh, mein Söhnchen, wenn mein Schneider mir ein Kleid anmeſſen will, ſo muß er mich meſſen, und nicht meinen Nachbar. Das iſt nichts.“ Aber der Matroſe beſann ſich, ſprang auf, trat mit weit ausgeſpreizten Beinen, als ob er noch auf einem Schiffe wäre, mitten in das Zimmer, und rief: fluchen will ich nicht, Herr Patron; aber wenn wir Länge und Breite nicht wußten, nichts um uns hatten, als Himmel und Waſſer, und es war ſternhell und ſtille See: ſo ſahen der Kapitain und die Andern nach den Sternen, und maßen und rechneten, und dann ging es, Huſſah! In drei Tagen, oder ſo ungefähr, Land! Der

Kleine hat Recht. Am Himmel wird die Erde allemal gemeſſen.

Am Himmel! ſagte Herrmann noch Abends ſehr traurig. Er ging in den Garten, blieb ſtehen, und heftete forſchende Blicke an das hohe Gewölbe, auf deſſen dunklem Grunde die glänzenden Sterne unbeweglich ſtanden. Es gab ſeiner Seele wieder Ruhe, und erfüllte ſie nach und nach mit Ehrfurcht und Bewunderung. Ihm war, als ſähe er den Himmel zum erſten Male. Er beſtieg das Dach des Chineſiſchen Häuschens, welches auf der Spitze des Hügels im Garten ſtand. Hier legte er ſich auf den Rücken nieder; ſo hatte er das ſchimmernde Gewölbe vor Augen, und verlor ſich in deſſen unendlichen Räumen. Leichte Dünſte, von dem hinter ihm aufgehenden Monde beglänzt, zogen am dunkeln Himmel weg; es waren ſeiner Phantaſie Engel. Der Abendwind erhob ſich mit ſanftem Rauſchen; es war ihm, als ob er das Gehen des Allmächtigen über den Sternen hörte. Er ſtand auf, warf ſich auf die Kniee, und faltete, mit unausſprechlicher Andacht im Herzen, die Hände. Sein Glaube an Gott

wurde in dieſer Minute felſenfeſt, und nie iſt die Feier dieſes Abends in ſeiner Seele wieder erloſchen. Er ſagte nichts, als das einzige Wort: Gott! das den Zuſtand ſeiner Seele bezeichnet. Der Gedanke an die Größe der Erde, von dem er ausging, verglichen mit dem unermeßlichen Kreiſe des Himmels, machte ſeine Empfindung natürlich. Als er im Jünglingsalter die erſte Klaſſe des Gymnaſiums beſuchte, las man im Cicero die Stelle: „wenn Jemand unter der Erde in den ſchönſten Palläſten, im Schooße des Ueberfluſſes wohnte, und er käme auf einmal an ihre Oberfläche, ſähe das Gewölbe des Himmels, die Erde, das Meer, die Nacht, die Sonne; er würde ſogleich an das Daſeyn der Gottheit glauben!“ Die Erinnerung an jenen Abend machte in dem Augenblick einen ſo gewaltigen Eindruck auf ihn, daß er rief: „o, das iſt wahr! ich hab' es gefühlt!“ Seine Mitſchüler lachten laut, und der Rektor ſagte ſpöttiſch: Er mag ſonſt etwas gefühlt haben, als das! Die beiden großen Philoſophen, Ariſtoteles und Cicero, konnten wohl ſo etwas fühlen; aber nicht Er! — Von dieſem Tage

an las und ſtudierte Herrmann das Buch de natura deorum *) mit unbeſchreiblichem Entzücken. Er verſtand es, verſtand es durch dieſe einzige Stelle, die eine ähnliche mächtige Empfindung in ſeiner Seele traf: ein Glück, das Jünglinge ſo ſelten haben, und das, wenn ſie es einmal haben könnten, von den Lehrern meiſtens ſo ſehr vernachläſſigt wird.

An jenem Abend ging Herrmann mit einer heiligen Empfindung wieder zu ſeinem Großvater. Dieſer bemerkte die entzückten Blicke, das Feierliche in dem Benehmen des Knaben, und fragte, was ihm wäre. Herrmann fliſterte ihm leiſe ins Ohr: ich habe Gott geſehen! Sievers ſah ihn lächelnd an, nahm die Mütze ab, und ſagte: „in ſeiner Güte und Barmherzigkeit!" — In den Sternen, erwiederte Herrmann leiſe. — „In ſeiner Güte und Barmherzigkeit!" wiederholte der Großvater noch einmal; dann nahm er eine Rolle Geld, und befahl in Herrmanns Gegenwart dem verſchwiegenen Martin, ſie einem armen Handwerker zu bringen, deſſen Gattin heute entbunden worden war. „Sieh, Herrmann,"

*) Vom Weſen der Götter.

ſagte der Großvater; „auch dieſe Armen werden heute Abend Gott in ſeiner Güte und in ihrer Freude ſehen!" So verſtärkte der weiſe Alte den Eindruck der Natur auf das Herz des Knaben durch eine wohlthätige Handlung, ohne näher nach den Umſtänden ſeines Gefühles zu fragen.

Solche Empfindungen, die Kindern nicht eingeredet werden, die das erſchütterte Herz, von einem mächtigen Schlage getroffen, aus ſich ſelbſt bekommt, bringen Saiten in Bewegung, die ewig tönen, die unter dem Toben der Leidenſchaften nie gänzlich verſtummen, und das wankende Herz befeſtigen, oder das gefallene durch ſüße Reue wieder aufrichten. Bei Herrmann zitterte ſeine Empfindung das ganze Leben hindurch nach; er warf nie wieder einen Blick an das ſternenvolle Gewölbe des Himmels, ohne ſtandhafter, ohne beſſer werden.

Die Empfindungen der frommen jugendlichen Seele geriethen hier nicht unter die zerdrückende Laſt eines ſpottenden Gelächters, oder eines bedauernden Achſelzuckens, oder eines kalten: „wie ſo? du biſt ein Thor!"

Sievers nahm ſeine Mütze ab, warf mit gleich-frommer Theilnahme ſeinen Blick an die Decke des Zimmers, und drückte ſo der Empfindung des Knaben das Siegel der Wahrheit auf. Nun wurde der Knabe ſeines Gefühles froh; es hob ihn, und er hielt es feſt. In dem Hauſe ſeines Vaters hätte vielleicht dieſelbe kleine Begebenheit ihn auf ewig kalt gegen die Vorſtellung von Gott machen können, wenn er da eben ſo aufrichtig geweſen wäre, wie gegen ſeinen Großvater.

Herrmann hatte indeß noch immer den Wunſch, die Art, wie man die Größe der Erde beſtimmt habe, zu erfahren. Um ſeine Unruhe zu endigen, ging ſein Großvater mit ihm zu einem Aſtronomen, der ſich in der Stadt aufhielt. Es koſtete dieſem freilich Mühe, den ungeduldigen Knaben, der jetzt mit Vorſatz zweifelte, ob er etwas auch begriffen habe, zu überzeugen; indeß am Ende fand Herrmann auf einmal, wie leicht es geweſen wäre, ohne Unterricht von ſelbſt auf das rechte Mittel zu kommen; und bei der Rückkehr verſicherte er ſeinem Großvater, daß er von nun an ſo lange arbeiten wolle, bis er durch

ſich ſelbſt wiſſe, woran er ſey. „O,“ ſagte er lächelnd, „wie ſehr muß man ſich in Acht nehmen, nicht zu glauben, man verſtehe etwas, das einem auch noch ſo deutlich ſcheint. So ſoll mich kein Menſch wieder ertappen!“ — Aber wohl hundertmal ertappte der Großvater, der von Tage zu Tage aufmerkſamer auf den Knaben wurde, ihn, und er ſich ſelbſt. Bei einer Gelegenheit, wo der Irrthum ſehr leicht zu finden geweſen wäre, ſagte Herrmann ſchüchtern und ernſt: ach, Großvater, wenn nur Sokrates nicht am Ende noch Recht hat, daß der der Weiſeſte iſt, welcher weiß, daß er nichts weiß!

So ſtudierte, ſo arbeitete der Knabe von ſeinem achten Jahre bis in das elfte, immer zweifelnd, ob er begriffen habe, oder nicht. Er wollte alles ſelbſt ſehen, alles ſelbſt verſuchen, alles ſelbſt durchdenken. Jetzt brachte er den armen Martin, wenn dieſer ihm wunderbare Abentheuer erzählte, durch ungläubiges Kopfſchütteln aus dem Feuer der Rede oft in die Hitze des Zorns. Herrmann unterſchied zwiſchen der Wahrheit der Erzählung und des Erzählers. Das war für Martin zu fein.

Ei was, Herrmann! ſagte er, mit dem Fuße ſtampfend; wer meine Erzählung für unwahr hält, hält mich für einen Lügner, und wer lügt, ſtiehlt, und wer ſtiehlt . . . — Herrmann hielt ihm den Mund zu. Wollte das nicht helfen, ſo wendete er ſich ab, und ſagte: „ſonſt war Martin mein Freund; da konnte er es leiden, wenn ich fragte: Martin, iſt das wahr? aber jetzt . . .“ — Aber jetzt, brummte Martin ſchon ſanfter; jetzt iſt es anders. Sonſt fragteſt du: iſt das wahr? weil dir das Herz in der Bruſt weh that vor Angſt; jetzt aber . . . — „jetzt haſt du mich nicht mehr ſo lieb, Martin, als da ich ein kleiner Junge war!“

Das half. Martin ſchlang ſeinen Stumpf von Arm um Herrmanns Leib, und zog ihn an ſich. Lieb? Herrmann, lieb? Sieh, ſo ſoll mich — —! Nun kam ein kräftiger Matroſenfluch, und Beide waren wieder Freunde, ohne daß Herrmann Martins Erzählungen darum glaubwürdiger gefunden hätte.

Am Ende ſeines elften Jahres kam der Knabe in ganz andre Verhältniſſe, als worin er bisher gelebt hatte. Eine Leberkrankheit zerſtörte die Geſundheit des alten Sievers,

ließ ihm aber den völligen Gebrauch ſeiner Seelenkräfte. Noch hatte der Arzt immer Hoffnung gegeben; allein auf einmal nahmen die Schmerzen zu, und die Kräfte ſchwanden. Herrmann, Martin und Frau Dorthe kamen nicht mehr von dem Bette des Kranken weg; und in ihrer Gegenwart ſagte dieſer zu dem Arzte: „ſterben, alter Freund, — (der Arzt war ſeit dreißig Jahren vertraut mit ihm umgegangen) — ſterben muß ich einmal. Ich wünſche den Tod nicht; doch, Gott ſey Dank, ich zittre auch nicht vor ihm. Alſo, lieber Doktor, wenn Sie wiſſen, daß ich ſterben muß, ſo ſagen Sie es mir. Ich habe vierzig Jahre mit meiner Frau gelebt, und jetzt denke ich an die Arzneigläſer mehr, als an das gute Weib, das mir die Erde zu einem Himmel gemacht hat. Muß ich ſterben, ſo will ich die letzten Augenblicke noch nützen. Alſo nur dreiſt heraus, und Gottes Wille geſchehe!"

Der Arzt befühlte den Puls; Frau Dorthe weinte ſanft in beide gefaltene Hände, die ſie vor die Augen hielt; Herrmann wurde bald bleich, bald roth, und trat von einem Fuß auf den andern; der Matroſe ſah wie höchſt zor-

nig aus, und doch ſtanden Thränen in ſeinen Augen. Endlich ſagte der Arzt in Abſätzen: o, könnte ich Sie retten, edler, wohlthätiger Mann! Geſtern hatte ich noch Hoffnung; aber heute — lieber Gott! — faſt gar keine. Der matte Puls, der ſo ſtockend ſchlägt . . . — So wie er ſprach, wurde das Schluchzen der drei Menſchen im Zimmer ſo laut, als ſollte ihr Jammer zum Himmel dringen. Herrmann knieete an dem Bette nieder, und verhüllte das Geſicht in das Betttuch. Martins Geſicht wurde immer zorniger; er ballte die rechte Hand, und fuhr mit dem Stumpfe der linken an die Augen, um ſie zu trocknen. Der Alte lächelte, und hielt ſeiner Frau die Hand hin. „Du hörſt, Dorthe,“ ſagte er mit ſanfter, aber feſter Stimme, „was du ſchon lange wußteſt! . . . Liebe Frau, es wird dich ſchmerzen, wenn du mir die Augen zudrückſt; aber du wirſt den Muth haben, es zu thun, den ich, wenn du vor mir ſtürbeſt, gewiß nicht hätte. Dorthe, ich war in unſrer Ehe immer glücklicher, als du, und du immer beſſer, als ich. Alles Leiden traf dich, und das meinige nahmſt du mir immer noch über die Hälfte

ab. Sieh, ich habe gehofft, daß Gott mich nicht an deinen Sarg ſtellen würde; denn er kennt ja mein verzagtes Herz. Gönne es mir, liebe Dorthe, und ſprich mir Muth ein — nicht zum Sterben; Gott ſey Dank, den hab' ich — nur, ohne dich zu ſterben."

Was der Alte, mit Thränen in den erlöſchenden Augen, ſagte, war keine Schmeichelei. Seine Frau gehörte zu den ſtillen, feſten Seelen, die vor jedem Schlage des Schickſals zittern, aber, wenn er fällt, ihn, aus Liebe zu Anderen, ſtandhaft ertragen. Sie wurde bei dem Ausſpruche des Arztes bleich, und ein heftiger Schauer lähmte ihr Herz auf einen Augenblick. Als aber ihr Mann dann ſagte: „gönne es mir, und ſprich mir Muth ein;" da brach ein Seufzer aus ihrer gepreßten Bruſt, und nun erhob ſie ſich auf einmal unter der Laſt ihres Schmerzes. Ich dächte, lieber Mann, ſagte ſie geduldig, wir ſchickten den Kleinen nach Hauſe. Der Alte ſchüttelte den Kopf; Herrmann richtete ſich ſchnell auf, und ſagte zitternd: Großmutter, ich will nicht wieder weinen; aber weggehen kann ich nicht. Auch der Matroſe wollte den Kleinen, um ihn zu ſcho-

nen, entfernen; denn er ſelbſt fühlte ſich wei=
cher, als der Knabe es ſeyn konnte. So ent=
ſtand ein Streit; und den wollte die Frau, um
den Schmerz ihres Mannes zu zerſtreuen, von
dem ſie wußte, daß er den Kleinen nicht würde
weggehen laſſen.

Als der Sterbende endlich den Streit damit
endigte, daß er den geliebten Enkel an ſeine
Bruſt nahm, und ihm ſagte: „du bleibſt hier,
bis ich bei Gott bin!" brachte die Frau etwas
Anderes vor, das zu Erörterungen Veranlaſſung
gab. Der Alte lächelte, reichte ihr die Hand,
und ſagte: „höre, Dorthe, ich weiß, was du
willſt; aber es ſoll dir nicht gelingen. Ich
habe mir vorgenommen, recht langſam zu ſter=
ben, ſo Schritt für Schritt an der Hand des
Todes das Leben zu verlaſſen, um, wie Herr=
mann immer ſagt, einmal zu ſehen, was daran
iſt. Du willſt mich ſo unvermuthet über den
Tod wegführen, wie über alle rauhen Stellen
in unſerm Leben, und deinen Schmerz aufſpa=
ren, bis ich todt bin; aber, gute Mutter
Dorthe, laß mich doch wiſſen und denken,
daß ich ſterbe. Nicht wahr, Herrmann: man
muß alles ſelbſt erfahren, auch den Tod?"

Herrmann antwortete nur mit einem jammernden Blicke.

Der ſterbende Greis hielt Wort. Er genoß jeden Pulsſchlag ſeines Lebens, machte ſich ſelbſt wehmüthig, und zerdrückte noch ſein Herz in den Thränen eines langen Abſchiedes. „Nein,“ ſagte er zu ſeiner Gattin, die ihn bat, ſich nicht ſelbſt zu erweichen: „nein, Dorthe, ich will hier kein Mann ſeyn; ich will fühlen, daß ich dich verlaſſe, und noch einmal die ganze Rechnung meiner ſchönen Tage durchgehen. Nicht der Tod, der Abſchied von dir, ſoll mein Herz brechen. Ich will in der letzten Stunde meines Lebens, das du ſo glücklich machteſt, an nichts Anderes denken, als an dich und an Gott, an Herrmann und an den treuen Martin, für deſſen linke Hand ich jetzt meine beiden Hände gäbe. O Herrmann!“ (er faßte den linken Arm des Matroſen) „ſieh hier! Nein, Niemand hat größere Liebe, als der ſein Leben läſſet für ſeinen Nächſten. Sieh, Herrmann, vor einer Hand, die bei einer ſolchen Gelegenheit verloren gegangen iſt, vor einer ſolchen That, bückt ſich der Tod, und ſieht den Sterbenden freundlich und

ſegnend an. Herrmann, der Tod iſt der Einzige auf der Erde, der nicht ſchmeichelt. Er tritt an den Thron ſo hart, wie an ein Strohlager, und härter an den Geldkaſten des Reichen, als an den Bettelſack des Armen. Eine ſolche Hand, eine ſolche That, ein Trunk Waſſer aus gutem Herzen gegeben, wie in der Bibel ſteht; o, das iſt es, wonach die zagende Seele dann jammert."

Gott Lob! lieber Vater, ſagte die Frau; dein Herz und deine Hand waren immer offen für alle Unglücklichen.

„Waren ſie das, Dorthe? Nun, Gott ſey Dank, daß du, du gute Seele, die du mit jedem Armen, mit jedem Troſtloſen ſelbſt arm und troſtlos warſt, mir das Zeugniß giebſt. Aber du, lieber Vater im Himmel, vergiß die große Hälfte des Guten, das ich nicht gethan habe."

So ſprach der Sterbende, und wendete ſich dabei faſt immer an Herrmann, den er jetzt mit einer mehr als menſchlichen Liebe zu umfaſſen ſchien. Am letzten Abend raffte er alle ſeine Kräfte zuſammen, und nahm von ſeiner Frau Abſchied. „Herrmann," ſagte er dann,

und richtete ſich ein wenig auf; „verſprich mir, ein guter Menſch zu ſeyn. Küſſe mir das Ja auf die kalten Lippen; den Kuß will ich mit unter die Erde nehmen, und dein Ja zu Gott!" Bebend, mit glühender Seele, näherte ſich der elfjährige Knabe dem ſterbenden Greiſe. Seine Lippe hauchte ein Ja auf den kalten Mund des geliebten Großvaters, und ihm war, als riefen tauſend Stimmen es mit ihm. Er ſank ohnmächtig über den Sterbenden hin, und als er die Augen wieder aufſchlug, war deſſen Leben ſchon entflohen.

Die Wittwe nahm des Knaben Hand, führte ihn an die Leiche, und ſagte feierlich ernſt: Herrmann, mit deinem Ja auf den Lippen ſtarb er. Denke daran, ſo lange du lebſt! Sie drückte dem Todten die Augen zu; und nun erſt brach ihr ermattetes Herz, da Der nicht mehr war, vor dem ſie ihr Gefühl hatte verbergen müſſen. Sie wurde beinahe ohne Bewüßtſeyn weggebracht.

Martin und Herrmann waren nun noch allein bei der Leiche. Hm! ſagte der alte Matroſe mit unterdrücktem Weinen; jetzt, da wir ihn nicht mehr haben, iſt die ganze Erd-

kugel ein Lumpenneſt, das meinetwegen die See verſchlingen könnte. Iſt es nicht, bei meiner — nein, fluchen will ich nicht, lieber, guter, ſeliger Herr! Aber iſt es nicht, als hätten ſie den Schiffschirurgus über Bord geworfen, und den Steuermann dazu, mit Proviant und Compaß, und als ſchwömmen wir, ohne Sonne und Sterne zu ſehen? Und wenn du — mit dieſen Worten wendete er ſich zornig zu Herrmann — wenn du dem ſeligen Herrn dein Verſprechen nicht hältſt: ſieh! bei dem erſten ſchlechten Streiche, den du machſt, ſchläge ich dir mit dem Stumpfe die Hirnſchale ein. Aufpaſſen will ich, als hing' ich im Maſtkorbe, und ſähe mich nach Land um.

Herrmann ſtand noch immer bleich und ſtarr da; nur von Zeit zu Zeit brach ein Seufzer aus ſeinen Lippen. Ach, wenn ich nur beten könnte! ſagte er endlich. Jetzt konnte der harte Matroſe ſich der Thränen nicht länger enthalten. Er umfaßte den Knaben, drückte ihn an ſeine Bruſt, und ſagte ſchluchzend: Herzensjunge! ſchweig nur! Ich will dich ja noch lieber haben, als dein Großvater. Aber ſag' nichts mehr. An uns kommt die Reihe

auch. Laß das verdammte Weinen; ich muß ſonſt erſticken: ſo voll iſt mir die Bruſt.

Sie weinten einer an des andern Herzen Thränen der Liebe und der Dankbarkeit. Martin verließ endlich, mit Unwillen über ſeine Schwäche, das Zimmer. Nun trat Herrmann zu dem Todten, küßte ihn, und ſagte leiſe, weil ſo eben der Tiſchler kam: „ja, ich will ein guter Menſch werden!" Er ſchwankte nach Hauſe, und ſeine Eltern kannten ihn kaum: ſo hatte der Schmerz ihn entſtellt.

Glückliches Alter, das Leiden nur im Fluge berühren! — Herrmann vergaß ſeinen Großvater nicht; aber ſein Schmerz verlor ſich nach einigen Wochen, und er fing die gewohnten Arbeiten wieder an.

Seine große Vertraulichkeit mit dem Matroſen gefiel den Eltern gar nicht. Sie hatten bisher nur deshalb geſchwiegen, weil Martin der Augapfel des Alten war, und weil ſich mit dem in dieſem Punkte nichts anfangen ließ; denn Sievers hielt, bei aller ſeiner Weichheit und Güte, doch feſt über kindlichen Gehorſam und das väterliche Anſehen. Die Ausſteuer ſeiner Töchter war ſehr anſehnlich

geweſen; allein er blieb unumſchränkter Herr ſeines noch übrigen großen Vermögens, und ſo hatten ſeine Töchter Urſache, ihn nicht zu erzürnen. „Ich verlange nicht," ſagte er zu ihnen mehr als Einmal ſehr nachdrücklich, „daß ihr nach meiner Weiſe leben ſollt, ob es mir gleich ſehr lieb wäre, wenn ihr es thätet; allein nach eurer Weiſe zu leben, ſteht mir nicht an, und den Matroſen, der freilich keine Geſellſchaft für eure Edelleute, eure Präſidenten und Geheimen Räthe iſt, den ſpottet ihr nicht aus meinem Hauſe und aus meiner Stube weg. Euch ekelt vor ſeiner Hand; mich nicht. Sie ſteht in meinen Augen ſo gut, wie ein Orden in den eurigen." Herrmanns Eltern behielten ihren Sohn wohl einmal zu Hauſe, anſtatt ihn, wie gewöhnlich, zu dem Großvater zu ſchicken; aber dann patroullirte der einhändige Matroſe ſo lange vor ihren Fenſtern auf und ab (denn hinein getrauete er ſich nicht), bis ihn Herrmann ſah, der ſich dann auch gar nicht länger halten ließ, und mit dem Matroſen zu ſeinem Großvater ging. Jetzt aber war der Großvater todt, und mit der Mutter glaubte man ſchon

eher fertig zu werden, oder doch bei ihr mehr wagen zu können.

Indeß würde Herrmanns Umgang mit ſeinem Martin doch nicht ſo bald abgebrochen worden ſeyn, wenn nicht Frau von Anfurth, die vor Kurzem Wittwe geworden war, jetzt zu ihrer Schweſter gezogen wäre. Zwar hätte Anfurths Familie die reiche Wittwe gern in Händen behalten; allein man hatte ihr die ſeltſamſten, habſüchtigſten Vorſchläge in Abſicht ihres Vermögens gethan, welche ſie nothwendig empören mußten. Frau von Anfurth brach mit den Anverwandten ihres Mannes, und mußte jetzt die Kränkungen einer ahnenſtolzen Familie ertragen, die ſich ohne irgend einen Vortheil weggeworfen zu haben glaubte.

Der Haß wurde von beiden Seiten äußerſt groß. Die Wittwe hatte in einem Anfalle von niedrigem Zorne die Anfurths Bettelvolk genannt; und dieſe nannten ſie eben ſo niedrig: das gemeine Brauermädchen! Als Frau von Anfurth das durch eine dienſtfertige Zuträgerin wieder erfuhr, ſagte ſie mit einem ſpöttiſchen Kopfwiegen: das gemeine Brauermädchen hat doch die Anfurths manches liebe Mal ſatt fütt-

tern müſſen. Das hochwohlgeborne Fräulein von Anfurth trägt noch jetzt Kleider, die ich abgelegt habe.

Jene dienſtfertige Zuträgerin ging mit dieſen Spottreden ſogleich zu Anfurths. Das Fräulein, welches die abgelegten Kleider trug, rief mit einem gelbgrünen Geſichte: ſieh doch! Kleider ablegen! Die Brauerkreatur ſollte ſich doch erinnern, daß ich oft vor ihrem Hauſe vorübergefahren bin, wenn ſie vor der Thüre ſtand und die Bierfäſſer auswaſchen mußte!

Der Bruch wäre indeß dennoch zu heilen geweſen: denn die Wittwe liebte den Nahmen Anfurth eben ſo ſehr, als das gnädige Fräulein die Feten der Brauertochter; aber jene gerieth außer ſich über die Bierfäſſer, die ſie gewaſchen haben ſollte, und brach los: vor unſerm Hauſe vorübergefahren? Doch ja! in einem alten Miethswagen, weil ihr der offne Schaden am Fuße das Gehen ſchwer macht. — Das Fräulein erfuhr auch das, und wurde diesmal nicht grüngelb, ſondern todtenbleich. Sie wollte läugnen; aber die blauen Lippen brachten nur Töne der Angſt hervor, und es drangen Thränen in ihre Augen. Um zu zeigen,

wie ſie gehe, machte Sie ein Paar Schritte, und klagte nur über einen engen Schuh. Aber jetzt konnte ſie ſich auch nicht länger mäßigen. Sie rief: es iſt vorbei! Die Frau ſollte ſich doch über dergleichen nicht aufhalten; denn man weiß ja wohl . . . Und nun fliſterte ſie der Zuträgerin etwas ins Ohr, doch laut genug, daß Alle, die zugegen waren, es hören konnten.

Alles verzeihen die Weiber (ſie ſind zum Verzeihen geboren), nur nicht die Bekanntmachung eines geheimen körperlichen Gebrechens. Jetzt konnte ſich die Frau von Anfurth mit der Familie ihres Mannes unmöglich wieder verſöhnen. Sie verlangte zu der Kammerräthin zu ziehen, und ſagte: Schweſter, der ſelige Vater hatte Recht. Man wird des vornehmen Lebens überdrüßig. Ich will künftig bei dir und deinen Kindern in Ruhe leben. Mag doch der Adel ſagen, daß ich mich herabſetze! Was frag' ich danach! Du biſt und bleibſt meine Schweſter.

Der Anfang war eben nicht ſo, daß er der Kammerräthin Lange gefallen konnte. Allein Hoffnung auf eine beträchtliche Erbſchaft, und

die natürliche Achtung der jüngeren Schweſter für die ältere — Beide waren um zehn Jahre aus einander — ließ das ſo hingehen. Man arrangirte ſich, und alles ging gut.

Des vornehmen Lebens war die Frau von Anfurth eben nicht ſo müde, als ſie vorgab; vielmehr hatte ſie eine dunkle Ahnung, daß es in dem Hauſe ihrer Schweſter erſt recht angehen ſollte, wenn ſie Beide, die zwei reichſten Erbinnen der Stadt, eine gemeinſchaftliche Haushaltung führten. Der Zauberkreis ihres Vermögens zog noch immer geldbedürftige Anbeter zu ihr hin, und die prächtigen Feten in dem Langenſchen Hauſe hielten ſelbſt reiche Müßiggänger darin feſt. Nach und nach gewinnt ja der Reichthum ſo viele Siege, als die hohe Geburt nur immer zu haben glauben kann; ja, zuletzt noch mehr, weil er anlockt, da hingegen dieſe nur blendet. Der Luxus, die Pracht des Langenſchen Hauſes nahm zu, als die Frau von Anfurth darin wohnte. Sie, eine Gnädige, wollte den vornehmen Ton beſſer verſtehen, als ihre bürgerliche Schweſter; und dieſe fühlte ſich dadurch gekränkt. So entſtand denn ein Wetteifer un-

ter beiden Schweſtern, welche von ihnen es am ſchnellſten dahin bringen könnte, daß man ihre Herkunft vergäße. Beide klagten um die Wette, daß ſie nicht zehn Schritte weit gehen könnten; Beide äußerten den ſtärkſten Ekel vor allem Gemeinen, allem Niedrigen: und darunter verſtanden ſie Vertrauen und Freundlichkeit gegen Menſchen, die nicht ſo reich und von ſolchem Range waren, als ſie. Sie kopirten die kalte Unzufriedenheit, die gleichgültige Nichtachtung aller Dinge, aller Menſchen, aller Verhältniſſe, die ſie an den Hofleuten ſahen, denen ja meiſtens nichts wichtig iſt, als das Element, worin ſie leben, der Hof. Stete Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, auch nicht durch den kleinſten Zug ihre Herkunft zu verrathen, verbunden mit dem Bewußtſeyn ihres Reichthums, befreiete ſie von der Blödigkeit, die eine erlernte Rolle ſonſt immer giebt. Sie erhielten in der That die ganze Feinheit der eingeführten Lebensart, und jeder, der im Hauſe aus- und einging, gab ihnen das Zeugniß, ſie hätten ſehr vielen Geiſt, und eine Zartheit der Empfindung, eine Feinheit des Benehmens, als wären ſie in den Zimmern

des fürſtlichen Schloſſes geboren — ein Lob, das in der großen Welt ſehr oft über alle Tugenden geſetzt wird, und das der größte Wunſch des Lebens ſeyn müßte, wenn nicht der Tod wäre, welcher nur Tugend von dem Menſchen fordert.

Der Kammerrath Lange fühlte ſich noch von einer andern Seite groß. Seine Kollegen, denen er viele Gefälligkeiten erwies, waren ſeine Freunde, und ſeine Vorſchläge, ſeine Berichte, wurden daher auf der Kammer faſt allgemein bewundert. Ein Paar alte Räthe, die ihm zuweilen widerſprachen, gaben ihm doch mitunter auch nach, weil ſeine Vorſchläge in der That nicht übel waren. Er hielt ſich daher für die Seele der ganzen Kammer, und die Nachgiebigkeit ſeiner Kollegen für die Wirkung ſeines politiſch klugen Betragens gegen ſie. Nichts hatte er öfter auf den Lippen, als die Worte: „man muß ſich nur von Jugend auf benehmen lernen.“ Die Sache geht, ſagte er einmal zu einem Regiſtrator; ſie geht: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Man muß ein Ding nur einzuleiten verſtehen. Die ganze Welt, lieber Freund, — das

hören Sie alle Tage in den Seſſionen — hat bei mir Recht, und am Ende thue ich doch, was ich will. Ueberlegen Sie einmal, lieber Herr Regiſtrator, wie das zugeht? Man muß ſein Terrain, ſeinen Feind kennen; dann verliert man nur ſo lange, bis der günſtige Augenblick da iſt. Ich ſtehe Ihnen dafür, man ſoll Ihnen die Zulage bewilligen. Gut, daß Sie Sich zuerſt an mich gewendet haben!

Darüber hatte der Kammerrath ſich angewöhnt, ſelbſt die kleinſten Gegenſtände mit einer höchſt läſtigen Umſtändlichkeit zu behandeln. Er machte auch gegen Frau, Kinder, Schwägerin und Domeſtiken Kabalen, wie in ſeinem Kollegium. Nie ſagte er ſeine Meinung über irgend etwas beſtimmt; er war immer geheimnißvoll und zugleich ſehr feierlich. Um des Himmels willen hätte er nie etwas gethan, wogegen ſeine Frau ſich erklärte; er drehete aber die Sache ſo ſeltſam, daß ſie am Ende thun mußte, als wünſche ſie ſelbſt, was er verlangte. Wenn er nun auf dieſe Art ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, dann ging er lächelnd in ſein Zimmer, warf ſich triumphirend auf den Sofa, und ſagte: man muß ſich nur zu benehmen wiſſen.

Das waren die Menſchen, unter denen Herrmann von nun an leben ſollte — der ehrliche, zutrauliche, nichts verhehlende Herrmann, der alle Menſchen ſo innig liebte, und der in ſeines Großvaters Hauſe ganz andere Begriffe von dem Zwecke des Lebens bekommen hatte, als er hier gebrauchen konnte.

Liebe Schweſter, ſagte Frau von Anfurth, ich weiß nicht, ob dein Herrmann blöder oder plumper iſt. Stand er nicht geſtern da, wie ein hölzernes Bild? Ich glaubte wahrhaftig, er würde zuletzt einſchlafen. Freilich kann der arme Junge nichts dafür. Dem ſeligen Vater hing das noch ſo an, und der einhändige Menſch mit ſeinen Matroſenſitten hat ihn vollends verdorben. Ich dächte, lieber Herr Bruder, Sie verböten ihm geradezu, mit dem Kerl noch ein Wort zu ſprechen. Es geht wahrhaftig nicht mehr. Was ſoll aus dem jungen Menſchen werden?

Ich danke Ihnen, liebe Frau Schweſter, für die Theilnahme an unſerem Herrmann. Sie haben völlig Recht. Auch wollte ich heute mit Ihnen darüber reden, wie man es anzufangen habe, den Knaben von ſeinem

Umgange zu entwöhnen. Es iſt Ihrem ſcharfen Auge gewiß nicht entgangen, daß Herrmann einen ganz eigenen Charakter hat, der auch ganz eigen behandelt ſeyn will. Geradezu, ſagen Sie, ſoll ich ihm verbieten. Richtig; Sie kennen ſeinen Charakter vollkommen, Frau Schweſter. Aber zuverläſſig iſt es Ihnen auch nicht entgangen, daß Herrmann einen gewiſſen Trotz hat, einen gewiſſen Eigenſinn, oder — ich wünſchte, daß ich das rechte Wort dafür wüßte, — der es hindert, daß man . . . Sie haben gewiß bei dem Worte geradezu mehr gedacht, als ſo ſchlechthin geradezu.

Es war einer von den Kunſtgriffen des Kammerraths, daß er immer in die Worte eines Andren mehr Sinn legte, als darin war, um ihn zu leiten, wohin er wollte. Ich überlaſſe es Ihnen, fuhr er fort, unſern Herrmann dahin zu bringen, daß er den Umgang aufgiebt; denn Sie haben eine unnachahmliche Manier, den Ehrgeitz eines Kindes zu erregen, ohne es merken zu laſſen, was Sie eigentlich wollen.

Frau von Anfurth lächelte freundlich, und verſicherte, daß Sie gerade auf dieſe Art zu

Werke gehen würde. — Am Abend ſpielte die Familie Räthſel. Der Kammerrath trat lächelnd vor Herrmann hin, und fragte: welches ſind die ungeſittetſten und gröbſten Menſchen? — Herrmann ſann ein wenig nach; dann ſagte er: „die Menſchen, die nur ſich ſelbſt und keinen Andern lieben, ſind immer auch grob und unhöflich.“ — Richtig, mein Sohn; ſehr gut, ſehr fein ſogar! (Die Antwort war ihm aber gar nicht recht; denn er wollte auf den Matroſen hin.) Erkläre dich, Herrmann: welche Menſchen ſind das? — „Zum Beiſpiel einer, der auf ſeine Geburt, oder auf ſeinen Rang ſtolz iſt, oder auch der Geizige, glaube ich.“ — Bravo, Herrmann! Du denkſt nach; das freuet mich. Aber die Menſchen, die man für die gröbſten hält — mich wundert, daß du nicht darauf kommſt — ſind die Matroſen. — „Vater!“ rief Herrmann mit glänzenden Augen, „nicht alle; gewiß nicht alle! Da iſt der gute Martin. Sie kennen ja die Geſchichte mit der Frau, der er das Leben rettete, worüber er die Hand einbüßte. O, Sie glauben gar nicht, wie dienſtfertig er iſt, wie gern er alles thut, was

ein Menſch ſich wünſcht, wenn es anders recht iſt." — Du haſt mich nicht verſtanden, mein Sohn. Ich rede von der Höflichkeit, von der Feinheit der Sitten, von der zarten Aufmerkſamkeit eines Menſchen auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe, von der Gewandtheit, jedermann kleine Verlegenheiten zu erſparen; davon rede ich. — „Ja, die hat der gute Martin nun freilich nicht! Aber kommt es darauf an, einem Menſchen eine Freude zu machen, ſo iſt er gewandt und klug, wie der Beſte. Er erweiſt mir tauſend Gefälligkeiten; und um mir den Dank zu erſparen, thut er, als ob ich ihm eine Gefälligkeit erwieſen hätte. Daran aber, ſagten Sie ja neulich, erkenne man einen feinen, geſitteten Menſchen."

Richtig, richtig! erwiederte der Kammerrath mit einem ſcharfen Kopfnicken, und wollte fortfahren. Aber Frau von Anfurth unterbrach ihn: Herrmann, dein Vater meint, du, ein junger Menſch von Stande, deſſen Familie in ſo großen Verbindungen ſteht, du ſollteſt dich ſchämen, daß du lieber mit dieſem gemeinen Menſchen beiſammen biſt, als in der beſten Geſellſchaft der großen Welt. Haſt du

denn gar kein Ehrgefühl? Ich möchte doch wahrhaftig nicht eine Minute meines ganzen Lebens mit einem ſolchen Menſchen zuſammen ſeyn! mit einem gemeinen Matroſen!

„Aber Tante,“ ſagte Herrmann eifrig; „wenn Sie auf einem Schiffe wären, das untergehen wollte, da gäben Sie doch einen ganzen Saal voll der vornehmſten Leute für einen Matroſen, der plump zugriffe, und ſein Leben nicht achtete, um Sie zu retten.“

Das kann ein ſolcher Menſch wohl, ſagte die Mutter; er verliert ja mit ſeinem Leben weiter nichts als Arbeit, Elend und Noth.

Der Knabe ſah ſeine Mutter ſtarr an, und verfärbte ſich ein wenig. Gott, das Leben ſeines edlen Martins ſollte ſo wenig werth ſeyn! — „Mutter,“ ſagte er mitleidig; „es iſt doch ein Menſch, und ein ſehr guter Menſch!“ — Du ſollſt aber, fuhr die Anfurth heraus, nicht mit ihm umgehen, weil es ſich nicht ſchickt, weil es unſerer Ehre zuwider iſt, weil du in ſeiner Geſellſchaft gemeine Sitten annimmſt, ſo gut er übrigens auch ſeyn mag.

Lieber Sohn, hob der Kammerrath ſanft an: wäre es wahrſcheinlich, daß du je in eine

Lage kommen könnteſt, wie die Frau auf dem Schiffe, ſo dürfte Niemand etwas gegen deinen Umgang mit dieſem Menſchen einwenden; da du aber beſtimmt biſt, in der großen Welt zu leben, ſo mußt du dir natürlicher Weiſe ihr Wohlwollen erwerben, und ſo iſt ein Umgang, den ſie nicht billigt, unpolitiſch. Du nimmſt von dem Matroſen eine Art zu denken an . . . —

„Mein Großvater,“ ſagte Herrmann ſehr bewegt, „befahl mir in dem Augenblicke ſeines Todes, daß ich ſie annehmen ſollte.“

Ich ſehe, das Geſpräch erhitzt dich, mein Sohn; und jede Hitze verbietet der Anſtand. Wir ſprechen davon ein andermal.

Es wurde nicht wieder davon geſprochen; allein man behielt Herrmann genau in den Augen, und er mußte allen Geſellſchaften, außer dem Hauſe und im Hauſe, beiwohnen, ſo daß er nur wenige Minuten für ſeine Großmutter und für Martin übrig behielt. Die Großmutter war übrigens von Natur nachgiebiger, als ihr ſeliger Mann, und begnügte ſich damit, daß ſie ihren Enkel oft genug im Hauſe ihres Schwiegerſohnes ſah. Sie zuckte die

Achſeln, wenn die Rede auf Herrmanns Freund kam; indeß, daß ſie ihren Töchtern nicht Recht gab, ſah man an der Achtung, mit welcher ſie den ehrlichen Martin behandelte.

Man hatte zwar den Matroſen und Herrmann getrennt; doch ihre gegenſeitige Liebe konnte man durchaus nicht zerſtören, was man auch thun mochte. Griff man den Matroſen an, ſo vertheidigte Herrmann ihn eifrig; und die wenigen Augenblicke, welche er bei ſeinem alten Freunde zubringen konnte, waren Augenblicke der höchſten Liebe und des innigſten Vertrauens. Man freuete ſich endlich nur, ſie getrennt zu haben, ſchwieg von allem Uebrigen, weil man es nicht hindern konnte, und erwartete die völlige Heilung des Sohnes von der Zukunft.

Herrmann ließ ſich auch recht wohl an. Was man nicht erwartet hatte, geſchah. Er verlor das Blöde in ſeinem Weſen, betrug ſich in jeder Geſellſchaft mit Freimüthigkeit, und wurde artig, ohne aufdringlich, fein, ohne niedrig zu werden. Nur ſich ein Air geben, wollte er durchaus nicht; das fand er, trotz allen Erörterungen ſeines Vaters, trotz

allen Ermahnungen ſeiner Mutter und ſeiner Tante, poſſierlich. Gegen ein armes Fräulein, das man nur zu kleineren Geſellſchaften bat, und gegen das ſeine Eltern ſich allerlei erlaubten, was ſie Andern nicht boten, war er gerade eben ſo artig, wie gegen die Oberhofmeiſterin der Fürſtin, auf deren Beſuch man ſich Monate lang freuete und vorbereitete; ja, ſeine Ehrerbietung für das Fräulein nahm zu, ſo oft ſeine Mutter oder ſeine Tante eine Nachläſſigkeit gegen ſie begingen. Uebrigens geſtand er ſeinen Verwandten ſehr aufrichtig, daß ihm die Art zu leben, die er führe, nicht gefalle; und er würde ihnen wohl auch ſehr dreiſt geſagt haben, daß eine Stunde mit ſeinem alten Freunde, und ſeine Schule ihm tauſendmal lieber ſey, als die Geſellſchaft der vornehmen Welt.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht, lieber Vater," ſagte er; „die Geſellſchaft hier kommt mir gerade eben ſo vor, als wenn Schweſter Julchen ihren Puppen eine Geſellſchaft giebt. So klein Julchen iſt, ſo geht doch in ihrer Puppengeſellſchaft alles ſo ordentlich zu, wie in der unſrigen. Dieſelben Geſpräche. Der

ganze Unterſchied iſt der, daß bei Julchen immer nur Eine redet. Julchen iſt ein wahres Geſellſchaftsgenie.“ Der Kammerrath fixirte ſeinen funfzehnjährigen Sohn, um ihn in Verwirrung zu bringen. Herrmann aber, der wirklich von ſeinem Vater nicht recht wußte, ob er nicht über die Geſellſchaften eben ſo denke, fuhr ruhig fort: „ich kann mich zuweilen ſo ſehr vergeſſen, und eins mit dem andern ſo ganz verwechſeln, daß ich mich gegen Julchen verbeuge, wenn ich lachen ſollte.“

Wahrhaftig, mein Sohn, du ſcheinſt dich manchmal ſehr zu vergeſſen; und dieſes ganze Geſpräch iſt eine Vergeßlichkeit der Art. Indeß rathe ich dir, deines Glückes wegen, Achtung für die große Welt und für die eingeführten Sitten zu faſſen, auf welche Weiſe du nur immer kannſt; denn unter Leuten, die man nicht achtet, beträgt man ſich allemal ſchlecht, und begeht die größten Albernheiten. Du redeſt ſo viel von Menſchlichkeit. Meinſt du denn, daß die große Welt allein keine verdient? Glaube mir, mein Sohn, jede Uebertreibung rächt ſich einmal an dem Uebertreiber.

Der Kammerrath war in Ernſt böſe; denn

er hielt das Geſpräch ſeines Sohnes für eine Satire auf ſich ſelbſt. Es verdroß ihn, daß Herrmann ihm Entdeckungen machte, die ihn ſo arg trafen, wie jeden Andern im Hauſe. Aber ſo war der Kammerrath. Hätte er geſagt: bleib mit Satiren auf deinen Vater weg; ſo würde Herrmann gewußt haben, woran er geweſen wäre. Allein er gab dem Sohne halb Recht, um ihn auf eine feine Weiſe zu faſſen; und ſo verſtand der Sohn ihn nicht. Doch Niemand verſtand hier im Hauſe den Andern, und am wenigſten Herrmannen, am wenigſten ſeine Art zu denken. Die doppelte, ja die drei- oder vierfache Erziehung, die er bekommen hatte, in den vornehmen Cirkeln, in dem Hauſe ſeines Großvaters, der die Welt ſo genau kannte und ſo richtig beurtheilte, in dem Umgange mit dem rohen und ehrlich treuen Matroſen, und dann noch die Bildung ſeines Geiſtes durch ſich ſelbſt und durch Zufälle: — das alles hatte die ungleichartigſten Wirkungen bei ihm hervorgebracht. Tauſend Dinge, die Andern ſehr ernſthaft ſchienen, fand er nur lächerlich; manche unbeachtete Kleinigkeit hingegen beſchäftigte ſeine ganze Seele. Zwei ſpie-

lende Kinder z. B. konnten ihn eine Stunde lang feſthalten; an ihr Spiel kettete ſich eine ganze Reihe von hohen Gedanken und innigen Empfindungen, denen er mit Wolluſt nachhing. Er überließ ſich mit Vorſatz jedem Antriebe ſeiner Seele, jedem Fluge ſeiner raſchen Phantaſie, machte ſich ſelbſt wehmüthig, wenn er zu luſtig war, ſchuf ſich Geſpenſter, um ſich zu erſchrecken, und zog ſich ſelbſt auf, weil er es für grauſam hielt, Andere aufzuziehen. Bei ſeinem Studieren trieb er immer neben der eigentlichen Arbeit noch etwas, das damit nicht in Verbindung ſtand. Er las Alles, was ihm in die Hände fiel; jedes Buch war ihm lieb, wie jeder Menſch, und an beiden fand er leicht die auffallende Seite. Jeder Meinung, auch wenn er ſie für wahr hielt, widerſprach er, um ſeinen Scharfſinn zu üben; und im Streite gab er ſelbſt die Wahrheit auf, ſobald ſein Gegner hitzig oder über den Widerſpruch böſe wurde. Er liebte zwar das alte Rom; aber dennoch parodirte er die Reden im Livius. Mit Einem Worte: er fand alles ehrwürdig und alles lächerlich; doch ſein Herz blieb immer heilig, immer rein, ein Tempel der feurigſten Liebe, der frömmſten Menſchlichkeit.

Sein komiſches Salz war übrigens nur die Würze ſeines eigenen Lebens. Er neckte Niemanden, er ſchien ſo ernſt zu ſeyn, wie irgend einer, und nur in ſeinem Kopfe ſpielte die Geſellſchaft, die er vor ſich ſah, eine Komödie, deren Rollen er vertheilte. Witzig war er ſelten, noch ſeltener ſatiriſch, und nur gegen ſeine vertrauten Freunde; aber auch ſeine Empfindungen ließ er nur dieſe merken. Ein ſolcher Menſch konnte ſich wohl unmöglich in der Welt gefallen, für die er beſtimmt wurde, und in die man ihn ſehr frühzeitig einführte.

Er liebte ſeine Eltern, hielt es für Pflicht, auch ihre Schwächen zu ehren, und würde ſchon in ſeinem ſiebzehnten Jahre jenes Geſpräch mit ſeinem Vater gewiß nicht gehalten haben. Daher ging er gelaſſen in alle Geſellſchaften, ohne ſich noch darüber zu beklagen. Verſäumte er ſie ja, ſo ſchob er die Schuld auf ſein Studieren; und dann trat der Vater wohl einmal auf ſeine Seite, weil er einſah, daß ein großes Vermögen allein keine Anſprüche auf ein hohes Amt im Staate geben kann.

Ganz zufrieden war man indeß mit ihm nicht; denn er ließ ſich durch nichts in der Welt

dahin bringen, weniger gütig gegen die Domeſtiken des Hauſes, und weniger freundſchaftlich gegen die armen Verwandten ſeines guten Großvaters zu ſeyn. Dieſe beſuchte er von Zeit zu Zeit, und nie begegnete er einem, ohne ſeine Hand zu ſchütteln und ohne ihn (was der Frau von Anfurth das Unangenehmſte war) lieber Vetter zu nennen. „Wahrhaftig, Tante,“ ſagte er; „das beſchimpft mich nicht: denn der Großmogul führt ja unter ſeinen kaiſerlichen Titeln auch den: Vetter der großen Schlange; und eine Schlange iſt doch kein Menſch, und ich bin bei weitem kein Großmogul. Auch der mächtige König von Frankreich nennt ja jeden kleinen Reichsfürſten: mon cousin. Glauben Sie nur, es iſt im Grunde baarer Hochmuth von mir, daß ich die Leute Vetter nenne. Ich fühle ſo etwas von einem König oder Großmogul in mir, wenn ich einem Manne, der denn doch wirklich mein Vetter iſt, die Hand ſchüttele und mon cousin zu ihm ſage.“

Man vergab unſerm Herr ann dergleichen Aeußerungen, in Betracht einer Bekanntſchaft, welche er um dieſe Zeit mit dem jungen Herrn

von Hochfeld machte. Der Vater ſeines neuen Freundes, Landſchaftsdirektor von Hochfeld, war der älteſte und angeſehenſte Edelmann im ganzen Lande, und, da er an der Spitze des Adels ſtand, ſelbſt dem Fürſten wichtig. Sein Haus galt durch Reichthum und Pracht für das erſte in der Reſidenz, und er ſelbſt durch Redlichkeit, durch Geiſtesvorzüge für den erſten Mann im Fürſtenthume. Dieſer nicht eitle, aber ſtolze Mann, deſſen Umgang eine wirkliche Ehre war, hatte, zum Befremden der ganzen Stadt, den verſtorbenen Sievers einige Male beſucht; und — was man noch ſonderbarer fand — mit deſſen Töchtern in Bekanntſchaft zu kommen, vermied er auf alle nur mögliche Weiſe.

Herrmann trat bei einem Spaziergange, weil es anfing zu regnen, in einen Billardſaal vor dem Thore, und ſetzte ſich ruhig in einen Winkel. Nach ihm kam ein junger Menſch mit einem freundlich furchtſamen Geſichte, der an die Tafel ging und den Ball einige Male ſtieß. Nun trat noch ein ſehr gut gekleideter Gaſt, mit einem ſtolzen und klugen Geſichte, der junge Hochfeld, in das Zimmer, und ſetzte ſich unſrem Herrmann gegenüber. Der erſtere ſpiel-

te vor ſich allein fort, und blickte bald auf Hochfeld, bald auf Herrmann, ob ihm Niemand eine Partie anbieten wollte, weil er, wie man ganz deutlich ſah, zu furchtſam war, es ſelbſt zu thun.

Nach einigen Augenblicken kamen wieder zwei junge Leute, und gingen pfeifend um die Billardtafel her. Der Furchtſame zog ſich zurück, um ihnen das Feld zu räumen. — „Beliebt?" fragte ihn der Eine von jenen, und nahm einen Queu. Der arme junge Menſch hatte nicht das Herz Nein zu ſagen, und machte eine Verbeugung, ohne daß der Andere ſie erwiederte. — „Markör! aufgepaßt! Wie hoch die Partie?" Dieſe raſche Frage erſchreckte den armen Furchtſamen, der vielleicht in ſeinem Leben nicht um Geld geſpielt hatte. Er griff an die Taſche, und nannte gutherzig beſcheiden eine Kleinigkeit. „So hoch?" fragte ſein Gegner höhniſch lachend. „Nun gut!" Der Furchtſame konnte kaum die Bälle treffen, weil der ſpottende Uebermuth, das verächtliche Lächeln, ihn noch mehr aus aller Faſſung brachte. Er verlor die Partie, freuete ſich nur, daß ſie zu Ende war, und zog ſeine

kleine Börſe hervor, um zu bezahlen. Aber er verfärbte ſich, und biß die Lippen auf einander, als ſein Gegner ſagte: Markör, nehm' Er die Lumperei! . . . Komm Bruder! Laß uns Beide eine Partie ſpielen!

Herrmann war durch den Uebermuth des Menſchen in Wallung geſetzt, und trat an die Tafel. Er ſah noch furchtſamer, als der Erſte, die Bälle an, und der Uebermüthige fragte eben ſo wie vorhin: beliebt? — „Wenn Sie erlauben, ja.“ — Wie hoch? — „Soll auf Sie ankommen.“ — Einen Gulden alſo. — „Mein Herr?“ fragte Herrmann, ihn fixirend. — Was beliebt? — „Ein Gulden iſt eine Lumperei, ſo gut wie zwei Groſchen.“ Er warf einen Dukaten auf die Tafel, und ſetzte ſich aus. Der Uebermüthige machte ein langes Geſicht; doch Schimpfshalber konnte er ſich nicht zurückziehen. Herrmann merkte, daß ſein Gegner beſſer ſpielte, als er, und fragte deshalb den jungen Hochfeld: was pariren Sie, mein Herr, ich gewinne die Partie? Mit dieſen Worten warf er eine Handvoll Geld auf den Tiſch.

Nichts, nichts, ſagte Hochfeld, der ſeine

Abſicht merkte; ich kenne ja Ihr Spiel! Der Herr da hätte ſich nicht mit Ihnen einlaſſen ſollen! — Der Gegner fehlte. „Ich wollte,“ ſagte Herrmann lachend zu ihm, „daß wir um eine Welt ſpielten, ſo gewönne ich auch Sie, und den Markör mit der Lumperei, die er vorhin von Ihnen bekommen hat.“ Er gewann; und nun ſagte er laut: „Markör! da nehm' Er die Lumperei, armſelige zwei Dukaten.“ Der Furchtſame ſah von fern mitleidig der Beſtrafung des Uebermüthigen zu. „Darf ich Sie um eine Partie bitten?“ fragte ihn Herrmann. „Ich habe gerade die Gewohnheit, wie Sie, aus einem Spiele nicht mehr als ein Spiel zu machen. Wenn Sie es erlauben, ſo ſpielen wir um nichts.“ Der Uebermüthige verließ das Zimmer, und der Furchtſame dankte durch freundliche Blicke dem muthigen Jüngling, der ihn ſo nachdrücklich gerächt hatte.

Hochfeld blieb endlich mit Herrmann allein. Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte er lachend; beſſer konnte es nicht ſeyn. — „Das möchte ich doch nicht ſagen,“ erwiederte Herrmann finſter. „Der Uebermuth des einen brachte mich in Harniſch; und um an ihn zu kommen,

mußte ich den armen blöden Menſchen mit treffen. Wie beſchämt mochte der arme Teufel ſeyn, als er ſah, daß es ſo leicht geweſen wäre, ſeinen Gegner von ſich abzuhalten! Erſt war er der Spott des windigen Großprahlers, und dann führte ich die Komödie vor ſeinen Augen noch einmal auf, damit er ſich aufs neue zu ſchämen hätte. So iſt der Zorn: wie ein Gewitter, das ein Dorf anzündet, um die Luft zu reinigen. — Ich kann mir nichts Widrigeres denken, als mich von Jemanden vertheidigen zu laſſen, wenn es mir ſelbſt nicht an Kraft dazu fehlt. Und habe ich nicht den armen Menſchen in dieſe Lage geſetzt? Er war beſchimpft. Nun, er konnte den Vorfall erzählen, der ganzen Welt, wenn ſie zuhören wollte. Der Menſch, konnte er ſagen, ſah aus wie ein Mörder, und war ſtark wie ein Herkules; ich dankte Gott, daß ich ſo bei ihm weg kam. Aber jetzt? Er kann die Sache nicht einmal ſeiner Frau, wenn er eine hat, erzählen, ohne ihr Gelächter zu befürchten. Ich ſehe nun ein, daß ich hätte ruhig ſitzen ſollen, bis der arme Tropf gegangen wäre."

Hochfeld ſah Herrmannen während dieſer

Rede ſtarr an, und drückte ihm, als er fertig war, die Hand. Dann kehrten beide Jünglinge zuſammen nach der Stadt zurück, ohne einander nach ihrem Nahmen zu fragen.

Nicht lange nachher trafen Beide wieder auf einem Spazierritte zuſammen, und erneuerten ihre Bekanntſchaft bei einem Glaſe Wein, das ſie ſehr heiter machte. Von ungefähr hörten ſie, daß in einem Städtchen, eine Stunde weit von ihrem Wirthshauſe, ein Jahrmarkt wäre. Sie ſprengten dahin; denn ein Jahrmarkt war für Herrmann immer ein Feſt, weil die mannichfaltige Menge fröhlich beſchäftigter Menſchen aus allen Ständen und von jedem Alter ihm eine Welt im Kleinen ſchien. „Ich beneide dann,“ ſagte er zu Hochfeld, „dem Italiäner immer ſeinen Kaſten mit Seifkugeln, Kämmen, Federmeſſern und Scheeren.“

So eben traten zwei Italiäner in das Zimmer. Hochfeld ſagte: hier könnten Sie Ihren Wunſch erreichen. Sie nehmen den einen Kaſten, ich den andern, und wir verſuchen einmal unſer Glück. — Aus dem Scherze wurde Ernſt. Beide kleideten ſich um, verſtellten ſich, ſo gut ſie konnten, gaben dem Wirthe eine

Summe Geldes zur Sicherheit für die Italiäner, machten dieſen ein Geſchenk, und gingen dann, Hochfeld mit dem einen Kaſten, Herrmann mit dem andern, auf die Straße. Anfangs waren ſie in der neuen Lage ein wenig blöde; doch nach einigen Verſuchen verlor ſich das. „Wer von uns verkauft am meiſten?" fragte Herrmann. Er wendete ſich an eine Bürgerstochter aus dem Städtchen. „Schönes Kind," ſagte er mit einer ſanften Stimme; „Sie kaufen mir gewiß ab. Einen Spiegel nicht; denn daß Sie lieblich ſind, wie die Morgenröthe, das leſen Sie ſchon in den Blikken jedes jungen Mannes, der Sie anſieht. O wahrhaftig, ich gebe Ihnen alles, was Sie wollen, für den halben Preis, um nur mit Ihnen handeln zu können." Das Mädchen lächelte, und fing an zu beſehen. „Dieſe Schnüre Korallen," hob Herrmann wieder an, „auf dem runden weißen Halſe, oder um dieſen runden Arm! . . . Sieh doch, Kamerad! hat die Jungfer nicht gerade den ſchönen Wuchs meiner Braut?" — Das Mädchen kaufte.

Die beiden jungen Italiäner ſetzten überall etwas von ihrer Waare ab. Hier erzählte

Herrmann eine rührende Geſchichte von einem alten Vater und von ſieben kleinen Geſchwiſtern, die er ernähren müſſe; dort, bei jungen wohlgekleideten Männern, ſpielte er den Taugenichts, den Freigeiſt, und bei Bauern den Bänkelſänger. Die beiden Jünglinge wurden immer dreiſter, immer fröhlicher und muthwilliger. Sie gingen jetzt ſogar in die Häuſer, und drängten ſich in die Geſellſchaftszimmer. Herrmanns gute Laune ſtieg bis zu einer Verzückung; er hielt die ſeltſamſten Reden an ſeine Käufer, Satiren auf alle Menſchen. „O,“ ſagte er, als er mit Hochfeld die Stadt durchwanderte; „mein ganzes Leben hindurch möchte ich Tabuletkrämer ſeyn! Ich wollte närriſche Dinge anfangen, für jeden Menſchen eine eigene Anrede haben, und unter ſüßen Worten die bitterſten Satiren vorbringen. Sieh, Kamerad, ich wollte Wahrheit verkaufen, dem Miniſter wie dem Bettler. Wenn doch einer hier wäre! Sporen, Ew. Excellenz! Sehen Sie, welche Räder! wie ſcharf! Sie brauchen ein Paar; denn Ew. Excellenz müſſen das ungelehrige Thier, das Volk, zureiten, daß es Schritt, Trott und Galopp

geht, wie Hochdieſelben es verlangen.“ — Und dem Bettler, Kamerad? was dem? — „Dem Bettler böte ich den Tubus an. Kauf, würde ich ſagen, du armer gequälter Menſch, kauf! Und wenn du dein Elend betrachten willſt, ſo ſieh in das untere Glas. Was groß iſt, wird dir klein ſcheinen, und die Noth entfernt. Haſt du aber einmal freudige Tage erlebt, ſo drehe das Glas um, und ſie werden dir näher kommen. Erlebteſt du keine, ſo wende den Tubus auf das Grab; dann ſteht es nahe vor dir, dein armes gedrücktes Herz am Ende aufzunehmen.“

In dieſem Augenblicke rief eine Stimme aus einem kleinen Fenſter, deſſen Scheiben zum Theil durch Papier erſetzt waren: da ſind welche! zwei! Vielleicht wiſſen ſie etwas von ihm. — Herrmann ſah Niemanden; alſo konnte nur von ihm und Hochfeld die Rede ſeyn. Er öffnete die Thür der Hütte, und Beide traten in ein dunkles Zimmer, worin ein alter Mann und ein junges Weib mit einem Kinde waren. „Spracht Ihr von uns, Vater?“ fragte Herrmann.

Nicht von Ihm, lieber Freund; aber von

einem Italiåner. Er heißt Saſſo, wenn ihr ihn etwa kennt.

„Laßt doch hören, Vater! Was ſoll dieſer Saſſo? was habt ihr mit ihm?“ — Das junge Weib drückte ſchluchzend das Kind an ihre Bruſt. Ach, hob der alte Mann klagend an: viel, ſehr viel. Seht, vor zwei Jahren, eben an dieſem Jahrmarkte, war ein Italiåner hier, der Saſſo hieß. Er ſah meine Tochter. (Hier ſchluchzte das Mädchen noch lauter). Sie war jung und hübſch. Er verſprach ihr die Ehe, und bethörte ſie. Anne, ſo war's doch? — Das Mädchen ſchluchzte: er ſchwor mir bei allen ſeinen Heiligen zu, mich das folgende Jahr zu heirathen. — Hört ihr? fuhr der Alte fort. Nun war ſie ſchwanger, und brachte das Kind da zur Welt. Als der Jahrmarkt wieder kam, ſaß ſie in ihrem letzten Kleide — das Wochenbett und die Taufe hatten Alles weggenommen — und mit dem Kinde auf den Armen, hier am Fenſter, und hoffte. Saſſo blieb aus. Das arme Mädchen verging faſt vor Angſt; das Kind und ich vor Armuth. Sie ſagte: er iſt todt; ich ſagte: Anne, er hat dich betrogen! Ach, nun ging

ein

ein Jahr voll Herzeleid an. Mein armes Kind wurde krank. Ich arbeitete, was ich nur konnte; aber die ſchweren Zeiten! Sie ſetzte ihre Hoffnung auf dieſen Jahrmarkt; doch ich dachte wohl, daß er ausbleiben würde. Er hat dich betrogen, ſag' ich; und ſie ſagt noch immer: er iſt todt.

Nicht betrogen, Vater, nicht betrogen! Er iſt todt. Ach, wenn er mich betrogen hätte, ich müßte ja an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln.

Da brachen Thränen aus Herrmanns Augen. „Ja," ſagte er; „dein Saſſo iſt todt. Er ſtarb, und das letzte Wort, das er ſagte, war: Anne! Nein, armes Mädchen, verzweifle nicht! Er ſchickt dir durch uns Alles, was er hatte, Alles, was ſein war: dieſe beiden Kaſten, und dies Geld." Indem er das ſagte, ſetzte er ſeinen Kaſten vor Annen hin, und Hochfeld ſchnallte den ſeinigen ab. „Gottes Segen mit dir, Anne!" rief Herrmann noch. Er warf ihr das Geld, das er gelöſt hatte, in den Schoß, und eilte mit den Worten: „treu war er dir, arme Anne," aus der Hütte. Hochfeld folgte ihm ſehr gerührt, und Beider luſtige Laune war nun auf einmal verſchwunden.

„Zwei Jahre! zwei Jahre!“ ſagte Herrmann. „Ach, welche Tage! welche Nächte! Wenn ich dieſe zwei Jahre in ihre Stunden, ihre Minuten, ihre Sekunden zerlege, und jede Sekunde mit den ſchrecklichen Worten bezeichne: er kommt nicht! oder: er iſt todt! oder: er hat mich betrogen!“

Kamerad, ſagte Hochfeld; du denkſt dir das ſchlimmer, als es iſt. Fürs erſte ſubtrahire die Zeit des Schlafes.

„Des Schlafes?“ fragte Herrmann; „ſubtrahiren? Hat der Schlaf keine Träume? Kann der Unglückliche in einer Stunde Schlaf nicht Jahre lang träumen? O Kamerad, du verſtehſt dich nicht auf das menſchliche Elend. Sieh, im Wachen hat der Unglückliche doch einen Maßſtab für das Leiden, das unendlich ſcheint, die Glockenſchläge, die fallenden Thränen, den Puls, den rinnenden Sand eines Stundenglaſes, oder den Sekundenzeiger einer Taſchenuhr. Er kann tröſtend zu ſich ſagen: Gott ſey Dank; ſo weit bin ich! Aber kann er das im Schlafe? kann nicht der Traum eine Sekunde zu ganzen Jahren ausdehnen, wie der Dratzieher eine Unze Gold zu ganzen Mei-

len? Kannſt du einen Träumenden tröſten? Du mußt, um ihn von ſeinem Unglücke zu retten, ſein ganzes Traumleben zerſtören."

Das alles ſagte Herrmann mit gepreßter Stimme, mit traurigen Blicken. Seine Phantaſie mahlte es ſich ſo warm und lebendig vor, ſein Ton war ſo innig, ſo mitleidig, daß ſein junger Kamerad ſich ängſtete. Unter dieſem Geſpräche kamen ſie wieder nach dem Wirthshauſe zu, und Hermanns erſte Frage an die beiden Italiäner war: „ſagt mir, wo find' ich euren Landsmann Saſſo? Iſt er hier?" Die Italiäner lächelten ſchlau, und ſchüttelten die Köpfe. Saſſo war wirklich Annen ungetreu; er befand ſich in der Reſidenz. — Die beiden jungen Leute berichtigten ihre Rechnung mit den Italiänern, und kehrten dann ſchnell in die Stadt zurück. Hochfeld ſuchte, ſobald er vom Pferde geſtiegen war, den ungetreuen Saſſo auf; doch ſchon vor ihm ſtürzte Herrmann in deſſen Wohnung. Saſſo ſagte, Anne gefalle ihm recht wohl, und er könne ihr nichts vorwerfen; aber — ſie ſey ihm zu arm. Er wolle, wenn er ſich etwas verdient habe, nach Piemont zurückwandern.

„Wie viel muß ſie haben, Saſſo, wenn ſie für dich reich genug ſeyn ſoll?“ — Und nun machte er eine Beſchreibung von dem Elende des Mädchens. Ah, Povera! ſagte Saſſo abgewendet, und wiſchte ſich das Auge. Könnte ich ſie ernähren! hob er wieder an. Meine Waare gehört nicht mir; ich bin arm, ſehr arm, und handle auf Rechnung. Wenn nur ein ſolcher Kaſten mein wäre — die heilige Jungfrau würde mich ſegnen. Auf den Kaſten hin wollte ich es wagen! . . . Und iſt denn mein Junge hübſch? fragte er neugierig. — „Raphael,“ antwortete Herrmann, „könnte nach Annen und ihrem Sohne eine Madonna mit dem Kinde mahlen. Es fehlt weiter nichts, als daß ſie aufhört zu weinen.“

Des Italiäners Augen glüheten bei dem Namen Raphael. Die Idee der Madonna ergriff ihn, und kaum brauchte Hochfeld noch hinzu zu ſetzen, daß Anne ihm zwei Kaſten voll Waare als Ausſtattung zubringe. Zwei Kaſten? fragte Saſſo; und eine Madonna? — „Und,“ ſetzte Herrmann hinzu, „den Segen der heiligen Jungfrau; auch Unterſtützung und Schutz von dieſem Herrn und von

mir, wenn es dir fehlt." — Ein Privilegium, dich hier zu etabliren, verſpreche ich dir im voraus, ſagte Hochfeld. Saſſo ſah die beiden jungen Leute erſtaunt an, und fragte: wie käme Anne zu zwei Kaſten? Herrmann erzählte; und auf einmal lief Saſſo, mit Thränen des Mitleidens, der Rührung, der Liebe, und mit den Verſen:

ah troppo ingiusta empia mercede
diè fortuna ed amore a sì gran fede, *)

zum Zimmer und zum Hauſe hinaus. Herrmann und Hochfeld fielen einander in die Arme, als wären ſie Jahrelang bekannt geweſen; und noch immer wußten ſie von einander nicht, wie ſie hießen.

So war die Bekanntſchaft der beiden Jünglinge entſtanden, und — ein gemeinſchaftliches Abentheuer iſt das feſteſte Band der jugendlichen Freundſchaft. Einige Tage nachher war Herrmann mit ſeinen Eltern zu einer kleinen Geſellſchaft eingeladen. Herrmann, ſagte die Tante warnend; der junge Herr von Hochfeld wird da ſeyn. Es iſt ein ſehr vollkommener

*) Ach ſolcher großen Treue gab
Das Glück, die Liebe allzu ungerechten Lohn.

Kavalier von deinem Alter. Ich dächte, du hielteſt dich zu ihm. Die Freundſchaft mit einem ſolchen jungen Herrn wäre etwas für dich. Herrmann lächelte ſchweigend; er haßte das Wort Freundſchaft, in dem Munde ſeiner Tante, weil ſie es ſo oft für Bekanntſchaft gebrauchte.

Die Geſellſchaft war beiſammen, als der junge Hochfeld, ſehr reich gekleidet, und mit einem in der That höchſt edlen Anſtande, in das Zimmer trat. Die Tante warf einen Blick auf Herrmann. Hochfeld bemerkte dieſen, eilte mit froher Verwunderung auf ihn zu, und fliſterte leiſe, doch ſo, daß die Tante es hörte: ſieh da, lieber Kamerad! Biſt du auch hier? Das iſt mir ſo lieb, ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr.

Die Tante erſtaunte nicht wenig über Herrmanns Vertraulichkeit mit dem jungen Hochfeld. Sie lächelte ihm zum erſten Male Beifall zu, beſonders als ſie hörte, daß Beide einander Du nannten. Aber, ſag mir doch, wer ſind wir denn eigentlich? fragte Hochfeld. Herrmann antwortete lachend: „ſo mag ich es gern. Erſt haben wir zuſammen getrunken, gelacht und geweint; und nun fragen wir endlich, wie ein

Paar Homeriſche Helden: wer rühmeſt du dich zu ſeyn? So höre denn! Ich rühme mich keiner ſchlechten Väter Sohn zu ſeyn. Mein Aeltervater (weiter hinauf geht mein Geſchlechtsregiſter nicht) war ein Ackersmann, mein Großvater ein Brauer und Kornhändler. O (hier wurde Herrmanns Geſicht feierlich ernſt) — dieſer Mann, dieſer edle Mann! . . . Kamerad, ich verdanke ihm alles, was ich bin, ihm und einem einhändigen Matroſen, der ſein Freund war, und der meinige noch jetzt iſt. Wenn du willſt, ſo ſtelle ich dich nächſtens bei dieſem Menſchen vor. Doch wieder auf meinen Stamm zu kommen — mein Vater iſt der reiche Kammerrath Lange. Das iſt alles. Du heißeſt Hochfeld, wie ich höre?"

Getroffen, ſagte Hochfeld. Meine Genealogie geht wohl ein wenig höher hinauf; aber wenn du es erlauben willſt, ſo ſtelle ich meinen Vater gegen deinen Großvater. Er iſt ein edler Mann, und ich möchte ihm gern gleichen. Auf deinen Freund bin ich neugierig. Uebrigens behorcht uns die Frau hier neben uns. — „Meine Tante, die Frau von Anfurth." — Er ſtellte ſeinen Freund ihr vor.

Frau von Anfurth hatte die widrigen Wörter: „Brauer, Kornhändler,“ verſtanden. Sie horchte ſchärfer, hörte nun auch von dem einhändigen Matroſen, und konnte nicht begreifen, was die beiden Jünglinge mit einander ſprächen, noch weniger, wie Herrmann ſo familiär mit dem Herrn von Hochfeld umgehen konnte. Am Abend ſtellte man ein Examen mit Herrmann an, und bat ihn endlich, ja den Umgang mit Hochfeld fortzuſetzen, worüber er denn beinahe kälter gegen ſeinen Freund geworden wäre.

Herrmann und Hochfeld beſuchten einander nun öfters, und ihre Freundſchaft wurde mit jedem tollen Streiche, den ſie ausführten, vertrauter und inniger. Sie ſuchten ſich die ſeltſamſten Vergnügungen auf, und waren bei jeder Volksluſtbarkeit, oft ſogar wie ein Paar gemeine Burſchen gekleidet. Hochfeld ſah bei ſolchen Gelegenheiten eben nicht viel; er genoß nur durch die Augen ſeines Freundes, der die intereſſante Seite an allen Dingen auffand, überließ ſich deſſen fliegender Phantaſie, und war nur witzig, wenn Herrmanns Beiſpiel auf ihn wirkte. Da er Herrmanns freundſchaft-

liche Wärme kannte, ſo machte es ihn nicht kälter, daß dieſer auch ihn zuweilen mit ſeiner Laune verfolgte. Herrmanns Eltern aber und Frau von Anfurth wurden ſehr beſorgt, wenn ſich Herrmann ſo viel über Hochfeld herausnahm, und fanden es dann nöthig, was er nach ihrer Meinung verdarb, durch Schmeicheleien wieder gut zu machen. Beſonders war die Tante dabei ſehr geſchäftig. Herrmann, ſagte ſie z. B., als er einmal in ihrer Gegenwart ſeinem Freunde eine ſonnenklare Wahrheit abſtritt: daß der Herr von Hochfeld dich ſeiner Freundſchaft würdigt, ſollteſt du als eine Ehre anſehen, und ſie mit Sorgfalt zu erhalten ſuchen. Ich freue mich, Herr von Hochfeld, über Ihr gnädiges Wohlwollen für meinen Neffen. Sie werden, hoffe ich, Ihre Freundſchaft durch ſeine Thorheit nicht ſtören laſſen, und ihm dereinſt auf der Bahn der Ehre forthelfen, daß er nicht ſo gar weit hinter Ihnen zurückbleibt! — Bei einem ſolchen Komplimente machte Hochfeld jedes Mal eine artige Verbeugung, und fand es nur ein wenig unbeſcheiden.

„Liebe Tante,“ ſagte Herrmann, ohne alle

Verbeugung: „wenn es ſich nur im mindeſten ſo verhielte, wie Sie da ſagen, ſo wäre es mit unſerer Freundſchaft nichts. Die Freundſchaft iſt das armſeligſte Ding auf der Erde; denn ſie begnügt ſich, wie die Liebe und die Tugend, mit dem einzigen Worte: Herz. Noch mehr! ich kann Ihnen nicht einmal ſagen, was das Ding Herz iſt. Will die Freundſchaft etwas Anderes, nur eine Kleinigkeit, als ein Aemtchen, einen Titel, einen Orden, oder ſo etwas, mit Einem Worte etwas Anderes als Freundſchaft, ſo iſt der Freund nichts mehr, als das Inſekt, das um die Kohlraupe her fliegt, ſie umſchmeichelt, ſie begleitet, bloß um ſeine Eier in ihren Leib zu legen; die arme Raupe ſtirbt daran, und die todte Haut hängt über die jungen Würmer her, die das Leben verzehrten. Satiriker haben den vornehmen Ständen Egoismus vorgeworfen; wahrhaftig mit Unrecht: denn ſie wollen nie ſich ſelbſt, immer etwas Anderes. Die wahre Freundſchaft iſt der wahre Egoismus; denn ſie will nur ſich. Darum haben auch von jeher kluge Leute die Freundſchaft den Thoren überlaſſen, die Eigenliebe genug hatten, zu glauben, Kronen, Purpur,

Orden, Reichthümer, die ganze Erde wären in ihrem eignen Herzen, und höchſtens noch in einem andren, das ſie liebten."

Nun wurde auch Hochfeld von Herrmanns Feuer ergriffen. Er ſagte ernſthaft: Lange, ich bin nicht deiner Meinung. Denn, ſagen Sie mir, meine gnädige Frau, ſag' du mir, wozu ſind die Menſchen, wenn ſie ſich nicht unter einander helfen ſollen? Könnten Sie Perlen tragen, wenn nicht eine Verbindung zwiſchen dem Taucher und dem Kaufmanne Statt fände? Der Kaufmann bedeckt den Taucher mit einer Glocke voll Luft, und zieht ihn mit der größten Pünktlichkeit wieder aus der Tiefe hervor, ſobald er unten das Zeichen giebt. Was könnte die Freundſchaft mehr? Dafür nimmt denn aber der Kaufmann die Perlen. Findeſt du das unnatürlich?

„Das iſt die Freundſchaft der Welt!" rief Herrmann eifrig. — Bei der doch aber, ſagte die Tante, etwas herauskommt, wie Herr von Hochfeld ſehr richtig bemerkt.

„Mich ärgert nur das Bild, das er gebrauchte," erwiederte Herrmann finſter. „Denn dieſes Bild, Tante, — dieſes Bild eines Per-

lenfiſchers! O Hochfeld, du haſt mich um die Freude gebracht, meiner Tante noch ſehr viel über unſre Freundſchaft zu ſagen!" — Er ging traurig. Hochfeld folgte ihm, und fragte: was iſt dir, Herrmann? — „Mein Großvater lebte noch, als ich ein Knabe von etwa elf Jahren war. Eines Abends erzählte Martin von den Tauchern, von den Perlenfiſchern. Wir hörten lange zu. Endlich ſagte mein Großvater, und faßte meine Hand: ſieh, Herrmann, auch uns hat Gott mit einer Glocke voll Freude in das ſchwere dicke Meer des Lebens untergetaucht, Perlen zu ſammeln, gute Thaten zu ſammeln; und ſind wir müde, fehlt es uns an Freude, ſo zieht er uns empor in die leichte, frohe, unermeßliche Luft der Ewigkeit. Wir ſterben! . . . Du weißt nicht, wie bald er dich emporzieht; darum ſammle dir Perlen, daß du nicht erröthen darfſt, ohne die Schätze des Lebens vor ihm zu ſtehen. — Das ſagte er, und in der folgenden Nacht wurde er bettlägerig. Mir war von dem Augenblicke an das Bild heilig; du haſt es mir verdorben. So wie jetzt, würde mir ſeyn, wenn ich auf dem Altare, vor dem ich bei der Konfir-

mation knieete, Würfel ſpielen ſähe. Sieh, Wilhelm, auch wir ſind in dies Leben untergetaucht, und die ſchönſte Perle, die wir fanden, war unſre Freundſchaft. O, guter Gott, ziehe mich, ſagte ich oft, wenn du mich verlaſſen hatteſt, — ziehe mich nicht ſpäter empor, als meinen Freund! Uns bedeckt Eine Glocke, und wir athmen Eine Luft. Zieh mich nicht ſpäter."

Mit dieſen Worten fiel Herrmann ſeinem Freunde an die Bruſt. „Und wenn ich bedenke," hob er wieder an, „daß du mich freiwillig verlaſſen könnteſt; daß der Rang, wie meine Tante meint . . ." — Herrmann! rief Hochfeld; willſt du mich von dir ſtoßen? kannſt du glauben, was du ſagſt? Wohl, Herrmann! laß uns die Perle der Freundſchaft ſammeln; und finden wir nicht Eine Perle mehr, als dieſe — o, ſie iſt unſchätzbar, das fühle ich jetzt an dieſer Bruſt, an dieſen Thränen. Zieh uns zuſammen empor, bete auch ich. — Sie blieben lange einer in des andern Armen; Herrmanns brennendes Herz hatte die heilige Flamme in Hochfelds kälterer Bruſt entzündet.

Ihre Freundſchaft war geſchloſſen, wie jeder junge Menſch die ſeinige ſchließt: aus Be-

dürfniß eines heißen, offnen, argloſen Herzens. Hochfeld ſchien Herrmannen noch zärtlicher zu lieben, als er von dieſem geliebt wurde. Er hing mehr an ſeinem Freunde, Herrmann mehr an ſeinen Idealen; doch die Freundſchaft war ſein Ideal der menſchlichen Glückſeligkeit: er dachte an Hochfeld, wenn er die Arme gen Himmel hob; er weinte dem ſeine Thränen, wenn er gleich die Augen von ihm abwendete.

An Kenntniſſen waren ſie einander gleich. Hochfeld hatte beſſer geordnete, und mehr ausgebreitete, Herrmann nicht ſo viele, aber mannichfaltigere und tiefere. Dem Erſtern ſtanden die ſeinigen in jedem Augenblicke, wenn er ihrer bedurfte, zu Gebote: er konnte das Syſtem einer Wiſſenſchaft ſehr gut auseinander ſetzen, und wußte die Geſchichte epochenweiſe und ſynchroniſtiſch. Herrmann konnte und wußte das nicht. Er ſprach nie von etwas, ohne daß ihm dabei tauſend andre Dinge einfielen, deren Zuſammenhang nur in ſeiner Phantaſie lag. Wurde ſein Herz warm (doch anders nicht), ſo lag der ganze Umfang ſeiner Kenntniſſe, wie von einem ſchnellen Blitze erleuchtet, auf einmal hell vor ihm, und nur

dann konnte er gut reden. Aus der Geſchichte wußte er nichts, als einzelne Anekdoten; zwar kannte er einige große Männer und einige wichtige Begebenheiten, doch ohne je die Zeitfolge zu faſſen. Neckte ihn Hochfeld damit, ſo ſagte er: „ei, die Geſchichte, wie der Menſch ſie wiſſen ſoll, iſt keine Chronik, und noch weniger ein Guckkaſten, worin man die rollenden Bilder vorüberfliegen ſieht, um ſich die Zeit zu vertreiben. Brauche ich Muth zu einer großen That, ſo trete ich hin zu Sokrates in ſeinem Gefängniſſe, oder zu Cato an ſein Bett. Da ſtehe ich und lerne, faſſe den Schierlingsbecher, und ſchwöre, im Leben und im Tode mir ſelbſt getreu zu ſeyn. Und wenn mit fingerlangen Buchſtaben da gedruckt ſtände: in dem und dem Jahre, vor oder nach Chriſti Geburt, ſtarb Cato, ſo ſähe ich es nicht; und wenn ich es ſähe, ſo kümmerte ich mich nicht darum: denn er ſtirbt an dieſer wunden, ſtolzen Bruſt, und ich benetze den Leichnam des Helden mit heißen Thränen. Jeder einzelne Menſch findet gewiß ein Stück Geſchichte, das für ihn, für ſein Herz, für ſeinen Glauben, für ſeine Fehler paßt. Der Menſch braucht eine Ge-

ſchichte der menſchlichen Kultur, zum Glauben an Gott. Fürſten und Gelehrte brauchen Urkunden und Zahlen zu Manifeſten und Büchern. Einem Jeden das Seinige. Mir iſt die Geſchichte, was einem Geneſenden eine ſchöne Gegend iſt. Soll er jeden Grashalm zählen? Nein, er ſetzt ſich auf den ſchönſten Hügel, und genießt.“

An Charakter glaubten beide Jünglinge einander gleich zu ſeyn. Sie hatten weiche mitleidige Herzen, zu vielen Stolz, um lügen zu können, ein raſches Gefühl der Gerechtigkeit, einen eben ſo raſchen Eifer für jeden Unterdrückten, und einen männlichen Muth zu helfen. Das ſahen Beide ſehr bald, und darum liebten ſie einander; aber es fiel keinem von ihnen ein, zu unterſuchen, auf welchem Grunde ſeine Tugend ruhe. Herrmann liebte die Tugend, er wußte ſelbſt kaum, warum; genug, ſie wohnte in ſeinem flammenden Herzen. „Ich liebe ſie,“ ſagte er, als Hochfeld einmal mit ihm darüber ſprach, „weil ich an Gott, an die Ewigkeit glaube.“ — Das heißt? fragte Hochfeld. — „Das heißt nichts, willſt du ſagen. Denn ich könnte und würde

dir

dir auch antworten: ich liebe Gott, weil ich an die Tugend glaube. Aber es iſt ſo; das vermiſcht ſich in meiner Seele immer zuſammen."

Hochfeld war tugendhaft aus Gruudſätzen der Ehre, von denen er eben ſo wenig Rechenſchaft geben konnte, als Herrmann von ſeinem Tugendglauben. Beide ſahen einander tugendhaft handeln; damit begnügten ſie ſich, ohne oft zu dieſen Unterſuchungen zurückzukehren.

Nachdem der alte Hochfeld den Freund ſeines Sohnes einige Male geſprochen hatte, war er mit dem Umgange der beiden Jünglinge vollkommen zufrieden, und ſchickte ſeinen Sohn ſogar ein halbes Jahr ſpäter, als er vorher wollte, auf die Akademie, um ſie nicht von einander zu trennen.

Herrmann hatte ſich indeß das Mißfallen ſeiner Verwandten, je älter er wurde, deſto mehr zugezogen. Man ließ ihn jetzt merken, welche Carriere man von ihm hoffte. Du mußt dich pouſſiren und einmal in eine große Familie heirathen: das war das Einzige, was er über ſeine künftige Beſtimmung hörte. Er ſagte dazu wenig; aber man las ſein Mißfal-

ken an dieſen Ideen auf ſeiner gerunzelten Stirn. Wenn man allzu ſtark in ihn drang, ſo brach er auch wohl los. „Ach,“ ſagte er einmal zu ſeiner Tante, als ſie bei ihm auf ſeinem Zimmer war; — „es wird Mühe koſten, mich zu pouſſiren. Da hab' ich hier mich einzuſchmeicheln, dort mich wichtig zu machen, hier mich zu beugen, dort mich in die Höhe zu richten. Nun aber, meine gnädige Tante, ſagen Sie mir: wenn das alles gelungen iſt, wenn ich mich endlich pouſſirt habe — was dann?“

Was dann? was dann? Das iſt eine einfältige Frage, Herrmann! Man pouſſirt ſich der Ehre, des Einfluſſes wegen. Jedermann thut das. Oder iſt es dir keine Ehre, wenn alle Menſchen dich achten, dich fürchten, und von dir abhangen?

„Mich dauert bei Ihrer Rede nichts mehr, liebe Tante, als daß ich gerade über Ihrem Kopfe den Globus ſehe; denn nun kann ich von dem Allen, was Sie ſagen, nichts glauben. Sehen Sie, Tantchen, (er nahm den Globus herunter) ich will Ihnen weiter nichts zeigen, als die ſitzende Jungfrau, oder Euro-

pa, die endlich wohl einmal zum Sitzen kommen ſollte; denn bis jetzt tanzt ſie ſehr jämmerlich auf den Köpfen ihrer Kinder umher. — Doch ſehen Sie nur. Hier, um die Gegend des Magens, liegt das Ländchen, worin ich mich pouſſiren ſoll. Nun, ich werde am Ende Miniſter, Liebling des Fürſten; und was dann? Am Kopfe herum, der für ein wenig einfältig gehalten wird, weiß kein Hidalgo von dem Miniſter Lange. Ich könnte mich hier zu Tode arbeiten, zehn Orden haben, dem Fürſten im Schooße ſitzen: — da im Stiefel (denn die Jungfer trägt einen Stiefel am Arme, mit dem ſie einmal die halbe Erde zerſchlug) im Stiefel würde kein Menſch weder Sie noch Ihren Neffen kennen; hier, wo . . ."

Du machſt mich ungeduldig, unterbrach ihn die Tante. Was kümmert mich dein Globus! Du biſt doch gerade, wie dein Großvater, bei dem auch kein Zureden half.

„Bin ich ſo, Tante?" fragte Herrmann mit leuchtenden Augen. „Und wenn ich ſo bin, mein theurer, guter, edler Großvater, ſo verdank' ich es dir . . . Und du, guter Gott, gieb

mir auch den Muth, ſo zu handeln, ſo zu leben, ſo zu ſterben, wie mein Großvater!"

Den Muth wollen wir dir wohl nehmen, junger Menſch. Du würdeſt dir den Haß aller deiner Verwandten zuziehen.

„Und wenn ſie mich darum haſſen," ſagte Herrmann, und hob die gefaltenen Hände noch höher: „ſo gieb mir Muth, zu verzeihen, ſo gieb mir ſein ſanftes Herz, worin nur Geduld und Liebe war. O, Tante, Sie ſind meines Großvaters Tochter. Sie werden mich lieben; denn in Ihrem Herzen, das von ſeinem Blute bewegt wird, kann nichts als Liebe und Güte ſeyn."

Die Tante wurde bewegt, und ſtreichelte ihm über die ſchönen Wangen. Was konnte ſie mit dem Menſchen machen? „Sehen Sie wohl, Tante," ſagte er ſchmeichelnd, „daß ich mich doch zu pouſſiren verſtehe? O, guter Gott! warum verlangt man denn mehr von mir, als Liebe, als Freundſchaft und Treue?"

Die Tante gerieth in Verlegenheit. Sie ſchwieg; denn wenn Herrmann mit den flammenden, in die Höhe gerichteten Blicken, mit dem ſeelenvollen Tone „o guter Gott!" ſag-

te, ſo hatte das etwas Anderes zu bedeuten, als wenn ſonſt jemand es geſagt hätte. Es war ihr, als ob der Jüngling Recht haben müßte. Aber pouſſiren ſoll er ſich doch! dachte ſie, und ging nur, um nicht am Ende ihm noch weiter nachzugeben.

So erregte Herrmann nach und nach die Unzufriedenheit ſeiner Eltern, die ihm den zweiten Sohn, Karl, ſehr weit vorzogen. Dieſer war ein glatter, geſchliffener, freundlicher, lächelnder, artiger Menſch, mit einem runden, weißen Geſichte, ſchönen Augen ohne Feuer, und einer klingenden Stimme ohne Ausdruck, den er durch ſehr ſchnelles Reden zu erſetzen ſuchte. Er hielt ſich beſtändig im Putzzimmer auf, ſaß immer zwiſchen den Damen, und machte Witzeleien und Anſpielungen, die er Feinheit nannte. Seine Geſchicklichkeit beſtand vorzüglich darin, daß er fertig Klavier ſpielte, ein geſchmackvolles Stickmuſter zeichnete, recht gut Franzöſiſch ſprach, eine zierliche Hand ſchrieb, und ſehr vorzüglich tanzte. Seinen Bruder konnte er nicht leiden, und ſpielte ihm darum tauſend Poſſen, oft auch ziemlich hämiſche. Herrmann war ſonſt gar nicht gedul-

dig, nur gegen ſeinen Bruder war er es im höchſten Grade; er ſcherzte nie mit ihm, ſagte nie einen witzigen Einfall über ihn, und vergalt ihm etwas ſehr Böſes nie auch nur mit einem böſen Worte. — Ich ertrüge das von meinem Bruder nicht, ſagte Hochfeld einmal, erbittert über einen Streich, den Karl ſeinem Freunde geſpielt hatte. Herrmann ſah Hochfelden traurig an. Dieſer fuhr fort: warum biſt du ſo geduldig bei ſeiner Bosheit? Mir würdeſt du das nicht ſo hingehen laſſen. — Herrmann drückte ihm die Hand, und ſagte leiſe: „ach, Hochfeld! dich liebe ich auch!"

Wenn einer ſeiner Verwandten (was nicht ſelten geſchah) ihm ſeinen Bruder zum Muſter vorſtellte, ſo lächelte er, ſagte aber nie etwas dazu. Nur ein einziges Mal, als Karl einem Bedienten beim Friſieren eine Stunde lang mit der übelſten Laune gequält hatte, und dieſer Menſch ſich hinter dem Rücken des jungen Tyrannen die Augen trocknete, ſagte er Franzöſiſch: „mich dünkt, du mißbrauchſt den Vorzug, den deines Vaters Reichthum dir giebt. Es iſt ein Menſch!" Vergebens; der junge Böſewicht quälte abſichtlich fort. Herr-

mann wollte gehen. In dem Augenblick gab aber Karl dem Bedienten eine Maulſchelle, und ſagte dabei: iſt es doch, als ob der grobe einhändige Schurke in dem Hauſe meiner Groß⸗mutter mir den Kopf zerzauſ'te! Jetzt konnte Herrmann ſich nicht länger mäßigen. Er ſprang mit blitzenden Augen auf ſeinen Bruder los, faßte ihn an beiden Schultern, und ſagte: „Bube! Teufel!" Dann wendete er ſich kalt um, und ging mit gerunzelter Stirn aus dem Zimmer.

Karl gönnte ſeinem Bruder den Umgang mit Hochfeld nicht, und hinterbrachte dieſem einige Male, um Uneinigkeit zwiſchen Beiden zu erregen, etwas, das Herrmann von ihm ge⸗ſagt haben ſollte. Hochfeld ſtellte ſeinen Freund in Karls Gegenwart zur Rede. Wenn Herr⸗mann dann ſchwieg, ſo war der junge Menſch unverſchämt genug, es ihm ins Geſicht zu be⸗haupten. Herrmann faßte Hochfelds Hand, und deſſen Lachen beſtrafte den Betrieger.

Karl war in den Geſellſchaften immer mit⸗ten unter den Mädchen, und witzelte über ſei⸗nen Bruder, nur nicht mehr in Hochfelds Ge⸗genwart, weil es bei dem mit ſeinem Witzeln

einmal ſehr übel abgelaufen war. Sein Haß gegen Herrmann fing an auszubrechen, da er den Schutz ſeiner Eltern hatte. Es war Zeit, daß ſich Herrmann aus dem väterlichen Hauſe entfernte.

Er ging mit Hochfeld zugleich auf die Akademie. Beide wohnten nicht auf demſelben Zimmer, nicht einmal in demſelben Hauſe; denn der alte Hochfeld hatte geſagt: das ſtete Beiſammenſeyn ſtört euch, und ihr verliert dadurch die Achtung, die wohlerzogene Menſchen immer für einander behalten müſſen. Indeß ſahen ſie einander alle Tage, obgleich nicht in den Kollegiis. Beide waren fleißig; nur hörte Herrmann nicht ſogleich Alles, was er hören ſollte, und dagegen, ſo ſehr auch Hochfeld das mißbilligte, Dogmatik und Exegeſe. Er hatte ſein altes Sprichwort: „ich muß doch ſehen, was daran iſt,“ noch nicht vergeſſen. Als er mit Hochfeld zu dem Prorektor kam, um die Matrikel zu holen, las dieſer gerade, und Beide gingen in das Kollegium. Der Prorektor, ein berühmter Theologe, handelte in der Einleitung zu der Dogmatik, von dem Werthe dieſer Wiſſenſchaft. Was kann, ſagte er unter andern,

für den Menſchen, deſſen Glückſeligkeit auf ſeinem moraliſchen Werthe, und deſſen moraliſcher Werth auf dem Glauben an Gott beruhet, — was kann für den Menſchen wichtiger ſeyn, als die große Frage: giebt es eine göttliche Offenbarnng, oder nicht? haben uns Schwärmer ſeit achtzehn Jahrhunderten mit einem Buche betrogen, oder enthält dieſes Buch den Willen Gottes?

Herrmann verlor ſich in ein Meer von Gedanken. Nach der Stunde ließ er ſich die Matrikel als Juriſt geben, und zu gleicher Zeit meldete er ſich zu der Dogmatik. Der Profeſſor ſah ihn befremdet an, und Hochfeld lächelte. Herrmann wiederholte ruhig die Worte, die ihn in dem Kollegium ſo ſehr beſchäftigt hatten. — Herr Lange, ſagte der Profeſſor; das kann eigentlich wohl nur für den Theologen von Profeſſion wichtig ſeyn.

„Es giebt nur Eins, Herr Proretkor, was dem Menſchen wichtig iſt. Was nur einem Stande wichtig ſeyn ſoll, iſt gar nicht wichtig, weder dem Menſchen, noch dieſem Stande.“ Er ließ ſich aufſchreiben, und ſagte zu Hochfelden nachher: „der Mann hat mich miß-

trauiſch gemacht; aber ich höre ihn doch. Ich muß wiſſen, was daran iſt." Und nun ſtudierte er mit vielem Fleiße nebenher die Theologie. Auch Hochfeld war fleißig; aber die verſchiedene Art ihres Studierens trennte Beide oft den ganzen Tag. Kam Herrmann dann Abends zu Hochfelden, ſo traf er faſt jedes Mal einen Menſchen an, deſſen Geſicht ihm äußerſt mißfiel. Es war ein gewiſſer Herr von Rolfs. Herrmann fand das Auge dieſes Menſchen zu lauernd, den Mund zu ſpöttiſch, den Ton der Stimme zu geſchliffen, und deſſen ganzes Benehmen zu kalt, zu beſonnen. Hochfeld hatte von dieſem ſeinem neuen Bekannten zu Herrmann geſagt: du wirſt deinen Mann bei mir finden.

Herrmann war über „ſeinen Mann" befremdet, und ſagte nicht ein Wort. Als er noch einige Male mit ihm beiſammen geweſen war, fragte er ſeinen Freund: „habe ich denn wirklich Aehnlichkeit mit dieſem Spötter, daß ich meinen Mann in ihm finden ſollte? Warum hängſt du dich ſo an dieſes Geſicht, das wie der Eingang in eine Eisgrube ausſieht? Kommt auch aus m e i n e m Herzen alles ſo

kalt hervor? Kennſt du mich ſo wenig, Hochfeld? Sieh, wenn dieſer Menſch ſo freundlich vor dir ſteht, und ſo aufmerkſam zuhört, als wollte er dir die Worte von den Lippen fangen, ob er gleich während deſſen einen Einfall, eine Perſifflage, eine Spötterei zuſammen rechnet und denkt; ſo überläuft mich jedesmal ein Schauder: es iſt mir, als hinge an deinen Lippen eine Schlange, welche dir das Leben wegſaugen wollte."

Ich traue ihm nicht ganz, ſagte Hochfeld ein wenig empfindlich; aber als ein origineller Kopf, meinte ich, würde er dir gefallen. Was willſt du denn eigentlich? Sagſt du nicht von den Meiſten, ſie taugen nicht zu deinem Umgange? Die Guten ſind dir zu ſchlimm, und die Schlimmen zu gut. Haſt du nicht geſagt, du möchteſt, wenn es möglich wäre, wohl einmal einen Monat lang mit dem Teufel umgehen? Hier haſt du den Teufel.

„Gut, daß du ihn ſelbſt ſo nennſt! Aber ich müßte dem Teufel auch ſagen können: du biſt ein Teufel! und ihn nicht lieben ſollen. Ich möchte mit dem Teufel umgehn, um vor der Sünde zittern zu lernen."

Man diſputirte über Rolfs hin und her. So viele Mühe ſich Hochfeld auch gab, ſo ließ Herrmann ſich doch nie dahin bringen, in Rolfs Geſellſchaft anders als einſylbig zu ſeyn; und je öfter er den Menſchen ſah, deſto offenbarer brach ſeine Verachtung gegen ihn hervor. Hochfeld läugnete zwar, daß er Geſchmack an Rolfs Geſellſchaft fände; er fand ihn aber dennoch: und da Herrmann immer nachläſſiger gegen den Menſchen wurde, ſo nannte er ihn eigenſinnig und undankbar.

Rolfs bemerkte den Widerwillen ſehr wohl, den Herrmann gar nicht einmal zu verbergen ſuchte, und hätte ihn gern von Hochfeld auf immer entfernen mögen. Es fehlte ihm nicht an Talenten; doch unter Ausſchweifungen von aller Art, hatte er jede Kraft des Herzens verloren, und mit ihr die Freude des Lebens, ſelbſt die Blüthe ſeiner Genüſſe. Ueber Alles ſpottete er, weil nichts mehr ſein kaltes Herz erwärmen konnte, ſogar über ſich, weil auch ſein Glaube an ſich ſelbſt verloren gegangen war. Er hatte Schulden; und ſo wenig er auch von den Vergnügungen genießen konnte, ſo waren ſie ihm doch zur Unterhaltung

nothwendig. Darum ſchloß er ſich an den reichen Hochfeld. Uebrigens achtete er dieſen, wie jeden andern Menſchen, nicht einmal hoch genug, ihm ſeine Grundſätze beibringen zu wollen. Seine ganze Abſicht war, ihn zu nutzen; und wollte er das können, ſo mußte er Hermannen wegſchaffen, den er durchaus nicht gewinnen konnte. Um ſeinen Zweck zu erreichen, leitete er Hochfeld auf die Vorſtellung, daß Herrmann ihn beherrſche. Er nannte dieſen einen liebenswürdigen Schwärmer, lobte deſſen Talente, ſchloß aber am Ende damit: Schade, daß Lange ein Schwärmer iſt, der Kraft genug hat, alle ſeine Freunde zu beherrſchen, und ſelbſt von den wunderlichſten Grillen beherrſcht wird!

Ich weiß, ſagte er ein ander Mal, daß er mich nicht leiden kann, und bedaure es. Aber wer kann denn für die feinen, unmerklichen Empfindungen, die am Ende den guten Kopf ſo mächtig beherrſchen, wie die groben Gefühle von Haß und Zorn den Einfältigen? Er hat nun einmal etwas gegen mich. Sehen Sie, Hochfeld, wäre er kein Schwärmer, ſo würde er ſich Rechenſchaft von ſeinen Empfindungen ge-

ben; und könnte er nicht billig gegen mich ſeyn, ſo würde er wenigſtens keine Ungerechtigkeit an mir begehen. Wir kälteren Köpfe treten ſchon ſanfter auf; wir fragen erſt: „Wer da?" ehe wir um uns ſchlagen.

Rolfs Mäßigung ſchien Hochfelden unerkünſtelt, und Herrmanns Unrecht augenſcheinlich. Jener fand hundert Gelegenheiten, Hochfelden von Herrmanns Schwärmerei zu überzeugen, über die er indeß nie ſpottete, ſondern die er vielmehr immer nur bedauerte. Allmählig fingen nun Rolfs Grundſätze von dem Zwecke des menſchlichen Lebens an, Hochfelden einzuleuchten. Vergnügen, Genuß, ſagte Rolfs: das iſt das ganze Geheimniß in Einem Worte. Sie, Freund, nennen es Tugend; der Pöbel nennt es Seligkeit. Aber anatomiren Sie dieſe Wörter; und Sie werden zuletzt wieder auf das Vergnügen ſtoßen.

Und wenn mich die Tugend unglücklich machte? fragte Hochfeld ſtutzend; dann wäre alſo das Laſter Pflicht?

Pflicht? wie ſo? Folgte das, ſo wäre ich ein Teufel oder ein Tropf. Sagen Sie, Hochfeld, wird die Tugend Sie je unglücklich ma-

chen? Wohl! Sie ſtehen zwiſchen Tugend und einem Genuſſe, den Sie nur durch ein Vergehen erkaufen können. Warum opfern Sie den Genuß auf? Doch wohl, weil Ihnen die Tugend ein höheres Gut, ein feinerer Genuß, ſcheint? Aber Sie werden doch nicht läugnen, daß es Tugenden giebt, die Sie für einen Genuß aufopfern würden? — Rolfs! ſagte Hochfeld geſpannt. — Zum Beiſpiel, Sie ſollten das Leben Ihres Freundes Lange mit einer kleinen Lüge erkaufen: würden Sie Sich bedenken? Sie ſehen, ſelbſt Ihr ſittliches Gefühl weiſt Sie zu dem Vergnügen hin. Die Kunſt des Lebens beſteht nicht darin, des Vergnügens zu entbehren, (obgleich für den Schwärmer ſelbſt das ein Vergnügen iſt), ſondern es nur da zu ſuchen, wo es ſich ohne Verbrechen finden läßt. Dieſer feine Eigennutz beherrſcht uns Alle: den Pöbel, der das Vergnügen im Genuſſe der gröbſten Sinnlichkeit findet, und den kultivirten Menſchen, dem der Anblick der Ordnung in Allem der Grund iſt, auf den er ſein Vergnügen trägt, der nicht zerſtören darf, wenn er genießen will. Gott, Ewigkeit! Wohl! ich habe gegen dieſe Vorſtellungen nichts; aber

wozu bedarf ich ihrer hier, wo ich mit der Weltordnung und mit einem allgemeinen Triebe der lebendigen Natur ausreichen kann? Der Pöbel bedarf der Hölle, um ſich von der verbotenen Frucht zurück ſchrecken zu laſſen; der beſſere Menſch nur des Himmels; der Atheiſt eines Zwanggeſetzes zur Tugend, das jeder für Alle, nur nicht für ſich, anerkennt; der eigentliche Philoſoph nur des allgemeinen Triebes der Menſchheit, glücklich zu ſeyn.

So ſophiſtiſirte Rolfs, und erſchütterte dadurch — nicht Hochfelds Tugend, ſondern nur das unzuſammenhängende Syſtem ſeiner Moral.

Wenn aber Hochfeld ſich mit dieſen Grundſätzen blicken ließ, ſo ſtürzte Herrmann ſie mit unwiderſtehlicher Kraft zu Boden. „Hochfeld! eine Frage, die du bei Gelegenheit dem tugendhaften Schwätzer vorlegen magſt. Dein Vermögen ſteht auf dem Spiele; du haſt weiter keine Ausſicht, als Jahraus Jahrein die Holzaxt zu führen, und deine Hand ſo hart zu arbeiten, wie Rolfs Herz es iſt. Bei der Gelegenheit verlierſt du deine Braut, die du unendlich liebſt, und auch deine Ehre geht verloren: der Henker verbrennt dein Wapen, und

macht

macht deinen Namen ehrlos. Sieh, das alles ſtände auf dem Spiele, und du könnteſt es mit einem Schurkenſtreiche retten, auch, wie er ſagt, nur mit einer kleinen Lüge, die einen unſchuldigen Menſchen unglücklich machte: was müßteſt du wählen? Vermögen, Braut, Ehre, Alles aufopfern oder nicht? Das iſt die Frage, die Gott nicht oft einem Menſchen in Ernſt vorlegt, die wir aber uns ſelbſt ſehr deutlich vorlegen und beantworten müſſen, wenn wir erfahren wollen, wie wir mit unſrer Tugend daran ſind. Sagt dein Rolfs da ohne Zögern, ohne Umſchweife, ohne erſt zwiſchen wie und wann zu unterſcheiden, ganz deutlich: du mußt das alles fahren laſſen, und deine Tugend retten; und nennt er dieſe Handlung, wenn du mit dem zerdrückten Herzen, mit der Bruſt voll ewiger hoffnungsloſer Liebe, von dem Hohngelächter deines ganzen Vaterlandes verfolgt, mit den Flüchen der Redlichen, die dich verkennen, beladen, mit Schande überhäuft, über die Gränze flieheſt — nennt er dieſe Tugend auch ein Vergnügen: ſo ſind wir, Rolfs und ich, freilich eins; aber dann iſt er ein abgeſchmackter Narr. Amen!"

Herrmann hielt es lange mit Rolfs aus; doch Hochfelden ſpöttelte dieſer zuletzt die Neigung weg, ſich ſo zu wehren. Er legte auf ſeine Grundſätze einen hohen Werth, und machte ſie zu dem Kennzeichen eines freien, denkenden Geiſtes; Hochfeld aber war eitel genug, ein ſolches Lob von Rolfs verdienen zu wollen. Herrmann ſah das Gift in die Seele ſeines Freundes fallen, und konnte dabei unmöglich kalt bleiben. Er bediente ſich ſeiner ganzen Gewalt über Hochfeld ſo unbeſorgt, daß Rolfs nicht viele Mühe hatte, deſſen Aufmerkſamkeit auf Herrmanns Herrſchſucht, und dann ſeinen Stolz, rege zu machen. Die feinſte Schmeichelei zog hier den Jüngling an, den Herrmann bei der Tugend feſtzuhalten ſuchte. Hochfeld genoß einiger Vergnügungen mit, faſt nur, um ſeinen neuen Freunden zu zeigen, daß er nicht unter Langens Vormundſchaft ſtehe, womit ſie ihn beſtändig neckten; doch, ehe er es ſich verſah, fand er Geſchmack daran.

Anſtatt die Schlingen, worin die Schmeichelei ſeinen Freund Hochfeld gefangen hatte, aufzulöſen, wollte Herrmann ſie zerreißen. Darüber miſchte ſich in Hochfelds zärtliche Lie-

be eine Kälte, ein Mißtrauen, das Herrmann nicht achtete, nicht ſehen wollte. Mitten unter dieſem vergeblichen Ringen wurde Hochfeld immer ſchwächer. Er fühlte noch innige Liebe für Hermann; allein eben dieſe Liebe war ein Unrecht mehr, das ſein Freund gegen ihn hatte.

Herrmann machte noch einen Verſuch, den geliebten Freund erſt der Tugend, und dann ſeinem Herzen zu retten. Er redete, im Bewußtſeyn ſeiner Liebe und ſeiner Abſicht, nachdrücklich, edel, groß; und gerade dadurch ſprengte er das Band der Freundſchaft, das er wieder feſt anziehen wollte. Hochfeld beleidigte ihn. Er wendete ſich traurig ab, und ſagte mit Thränen, die nun zu ſpät kamen: „ich liebe dich dennoch! Und wenn du nun kalt und ohne Liebe allein daſtehſt, Hochfeld, du armer, betrogener Menſch, verlaſſen von dieſen Teufeln; dann ſoll dein Herz ſich wieder an dieſer heißen Bruſt erwärmen.“

Hochfeld zitterte, und ſchlug die Augen nieder. „Sieh mich an,“ ſagte Hermann; „warum wendeſt du ſchon jetzt den Blick zu Boden, da du noch nichts beleidigt haſt, als

ein Herz, das dir ſo gern verzeihet?" Getroffen, beſchämt durch die Stimme des gerechten Vorwurfs, fuhr Hochfeld jeʒt wieder auf, und beleidigte Herrmann. Dieſer ſagte: „ſonſt verſtanden wir uns, Hochfeld; jeʒt nicht. Leb wohl."

Er ging, mit Thränen über ſeinen Freund, über ſich ſelbſt, weil er erſt jeʒt, leider zu ſpät, einſah, wie der Unglückliche zu retten geweſen wäre. Auf ein Billet, das er an Hochfeld ſchrieb, bekam er keine Antwort. Er ging den folgenden Tag dreimal zu ihm, und fand ihn nicht zu Hauſe. Als er ſich nach ihm erkundigte, zerriß ſein Herz über das, was man ihm ſagte. Hochfeld ſchwärmte mit ſeinen neuen Freunden, und war liederlich. Bei dieſem Worte glaubte Herrmann einen Dolch in ſeinem Herzen zu fühlen, und ſeine Lippe verzog ſich, als wollte er weinen. Er erkundigte ſich näher, und erfuhr nun den Ort, wo Hochfeld faſt täglich ſeiner giftigen Freuden genoß. „Ich muß ihn erſchüttern!" dachte er, ließ ſich ein Pferd ſatteln, und ritt nach dem ihm bezeichneten Wirthshauſe. Er ſtieg mit einem geheimen Schauder vom Pferde, und ging mit

zögernden Schritten in den Saal des Hauſes, das in dem Rufe der ärgſten Zügelloſigkeit ſtand. Sogleich kamen ein Paar hübſche, junge Mädchen, Verführte, und jetzt Verführerinnen, zum Vorſchein.

Er ſtützte den Kopf, um die Thränen zu verbergen, die aus ſeinen Augen hervorbrachen. Als die Mädchen anfingen zu ſprechen, blickte er auf, und ſagte: „ſchrecklich!" Die Mädchen flohen vor dem Tone, mit dem er das Wort ausſprach. Jetzt hörte er den Hufſchlag der Pferde, dann mit Beben Hochfelds Stimme, das ſchallende Gelächter der Mädchen, der Jünglinge, und bald das Gepolter der Kommenden auf der Treppe. Die Thür flog auf, und Rolfs trat mit Hochfeld und Andern lachend herein. Herrmann ſaß der Thür gegenüber, und es hingen noch Thränen auf ſeinem Geſichte — o, er hätte ſeinem Freunde das blutende Herz zeigen mögen! Rolfs brach in ein lautes Gelächter aus, als er Herrmann erblickte, und rief: der Teufel! Lange, wie kommen Sie hieher? Das heiße ich überraſcht!

Herrmann hielt die jammernden Blicke feſt

auf Hochfeld geheftet, und hörte nicht, was Rolfs ihm ſagte. Siehſt du den Heuchler? fliſterte dieſer Hochfeld leiſe zu. Hochfeld allein wußte, warum Herrmann hier war, und eine zitternde Röthe fuhr über ſein Geſicht, ein ſchmerzhaftes Beben durch ſeine Seele. Er blieb zagend an der Thüre ſtehen. Herrmann behielt ſeine Stellung unbeweglich; nur erblaßte er, ſo wie Hochfeld erröthete. Sein Gefühl rief ihm zu, ſich in Hochfelds Arme zu werfen; aber der Schmerz hielt ihn feſt auf ſeinem Sitze, und nur ſeine Blicke drangen verzehrend in die Bruſt ſeines Freundes. Dieſer hielt das, was Liebe war, für einen ſtolzen, verachtenden Vorwurf. Herrmann, meinte er, wolle hier den Triumph der Tugend über das Laſter genießen; und dieſe Vorſtellung brachte ihn auf. Ich weiß, rief er hitzig Herrmann zu — ich weiß, was du hier willſt. Lange, dieſes armſelige, lächerliche Poſſenſpiel könnte dich gereuen.

„Poſſenſpiel, Hochfeld?" ſagte Herrmann, ſich vergeſſend; er ſah die Umſtehenden nicht, er ſah nur Hochfelden. „Du zitterſt, mich hier zu ſehen. Warum wurdeſt du roth?

Du haſt nicht das Herz, hier einen Blick auf mich zu werfen."

Elender! rief Hochfeld wüthend, und zog den Degen; du ſollſt mich nicht länger beleidigen! Zieh!

Herrmann ſprang auf, ſtand mit blitzenden Augen vor ihm da, und ſagte mit lauter Stimme: „höre mich, Hochfeld! Dahin hat der Menſch dort dich gebracht! dahin! Heiliger Gott! zum Morde deines Freundes! Das iſt aus dir geworden! Stoß her, und möge mein Blut deinen gewichenen Genius verſöhnen! ... O," ſagte er nun im leiſeſten Tone des unterdrückten Weinens: „an dieſer Bruſt, an dieſem Herzen, nach deſſen Blute er lechzt, betete er einſt in meinen Armen: zieh uns zuſammen empor, guter Gott! Hochfeld, ſind das die Perlen, die du mit mir ſammeln wollteſt?" Hochfeld ließ den Degen aus der Hand ſinken; eine Todtenbläſſe überzog ſein Geſicht, und er bebte. Da nahm ihn Herrmann an ſeine Bruſt, küßte die zitternden Lippen, die bedeckten Augen, legte ſein Geſicht an die Wange ſeines Freundes, und ſagte: „guter Gott! laß mich nur nicht von ſeiner Hand ſterben, und nicht

vor Gram über ſein vergiftetes Herz! Laß die Freude mich tödten — die Freude darüber, daß er wieder mein, wieder der edle Hochfeld iſt!"

In dieſem Augenblicke näherte ſich Rolfs, und ſagte zu Herrmann: mein Herr, mag Hochfeld es halten, wie er will. Ich bin im Punkte der Ehre empfindlicher. Wen meinten Sie vorhin mit dem Menſchen dort? — „Dich, Schurke, meinte ich!" rief Herrmann glühend; und in dieſem Augenblicke rief auch Hochfeld wüthend: dich, Schurke, meinte er!

Nun, Einen nach dem Andern, ſagte Rolfs lächelnd. Sie, Herr Lange, werden der Erſte ſeyn. — Hochfeld drängte ſich vor; aber Herrmann ſagte freudig: „Laß mich, Bruder! Denn ſieh, ſo ungefähr mag ich gern mit dem Teufel zu thun haben. Für einen, wie der hier, iſt der Degen oder die Peitſche; für den andern ein tugendhafter Wunſch im Herzen. Nun, mein Herr von Rolfs, ich bin zwar kein Edelmann, und wenn Sie mich berühren, ſo kann ich auch keiner werden; es iſt dann nicht beſſer, als hätte mich der Henker geſchlagen. Aber heran, heran! meinen Degen will

ich gegen dich gebrauchen, und wenn der Geiſt meines Großvaters hier ſtände, und mir halt! zuriefe.“

Rolfs Degen flog rechts und links, wie ein Schilfhalm. Herrmann focht unübertrefflich, unterlief ihn bald, riß ihm den Degen aus der ſchwachen Hand, warf den Elenden zu Boden, ſchlug ihn im höchſten Zorne aus allen Kräften mit der flachen Klinge, und rief dabei: „du ſollſt wenigſtens fühlen, daß Menſchen über dir ſind; und iſt dein Herz zu hart gegen die Schläge des Gewiſſens, ſo danke ich Gott, daß deine Haut doch weicher iſt!“ Herrmanns Heftigkeit war ſo furchtbar, daß keiner von Rolfs Freunden es wagte, ihm Einhalt zu thun. „Es iſt das erſte Mal,“ fuhr er, noch immer ſchlagend, fort, „daß ich einen Menſchen ſo behandle; aber du Elender haſt das Heiligthum meines Lebens angegriffen.“ Endlich umfaßte er Hochfelden, zog ihn aus dem Saale, ſetzte ſich mit ihm zu Pferde, und ſprengte den Weg nach der Stadt, ohne daß Hochfeld es wagte, ſeine Blicke gegen ihn zu erheben.

Jetzt hatte er ſich zwar den Freund gerettet, aber den Menſchen noch nicht. Hoch-

feld richtete ſich, durch ſeines Freundes Hülfe, wieder auf; aber von dem Falle waren verderbliche Spuren übrig geblieben. Doch Beide ſahen dieſe Spuren nicht: Herrmann, weil er den Geretteten liebte; Hochfeld, weil er keinen prüfenden Blick auf ſich werfen wollte. Sie zogen nun in daſſelbe Haus, und erneuerten den Bund ihrer Freundſchaft. — Lange, ſagte Hochfeld in ſeinen Armen, gebe ich dich nun wieder auf, ſo verlaſſe mich die Tugend auf ewig!

Herrmann erwiederte: „ſo oft ich mich fragte, was kannſt du verlieren? antwortete ich mir: alles; nur zweierlei nicht: meine Unſchuld und Hochfelds Freundſchaft. Würde ich arm — nun, ich wünſchte, es dann recht ſehr zu werden, um doch zu erfahren, ob denn die Heiterkeit meiner Seele nur vom Golde abhängt. Ich wollte mich dann — wenn ich nicht irre, fröhlich — von Capo Finis Terrä bis nach Konſtantinopel hin tagelöhnern. Und, wahrhaftig, ich muß oft meine Blicke von einer ſolchen Reiſe zurückziehen, um ſie nicht zu wünſchen. Sieh, Hochfeld, ich wüßte nicht, woran ich eben hinge. Armuth iſt nichts, als

die Unmöglichkeit, wohlthätig zu ſeyn. Und doch würde ich immer einmal einen armen Teufel finden, dem ich einen Dienſt leiſten könnte, und der mir ſagen würde: du biſt ein guter Menſch! wenn denn ja meine Eitelkeit es von ſonſt jemand hören wollte, als von meinem eigenen Herzen. Wahrhaftig, ich wünſche oft in meinen beſten Stunden, ein verlorner Sohn unter den Menſchen zu ſeyn, Keinem anzugehören, um Allen anzugehören, ſo mitten auf der Erde zu ſtehen, und nichts mein zu nennen, als das Fleckchen, wo ich gerade wäre; mich um die ganze Welt nicht zu kümmern, weil ſich überall ein Grabſcheit für ein Paar Arme, oder eine wohlthätige Seele für kranke Dürftigkeit findet. Aber ſieh, Hochfeld, was über dieſe lebende, bunte, reitzende Vorſtellung einen finſtern Schatten warf, war der Gedanke an dich. Ich wollte alle Menſchen lieben, ſagte ich; doch — wen hätte ich, der mich liebte? Dieſer Gedanke war wie das Meduſenhaupt; auf einmal ſtand das fröhliche Gewimmel der Millionen Menſchen, unter denen ich mich umtreiben wollte, wie verſteinert da; ein ſchrecklicher Tod bedeckte

das fröhliche Leben, das ich noch in dem Augenblicke geſehen hatte: denn unter den Millionen von Herzen ſchlug keins für mich. Die Liebe hielt mich, deine Liebe, unſre Freundſchaft. Alles kann ich verlieren, dachte ich; nur Hochfeld nicht. Jetzt habe ich erfahren, daß ich auch dich aufgeben könnte, wenn es ſeyn müßte. Dich kann ich verlieren, Hochfeld; nur laß mich den Glauben an deine Tugend nicht verlieren! Hochfeld, höre auf mich zu lieben; nur höre nicht auf tugendhaft zu ſeyn!"

Hochfeld verſprach das, weil es ihm unmöglich ſchien, daß er je ſein Wort brechen könnte. Es blieb indeß ein Tropfen Gift in ſeiner Bruſt: die Erinnerung an Herrmanns Stolz. Er hatte nicht den Wunſch, daß auch ſein Freund fallen möchte; aber er dachte es ſich doch möglich, daß Herrmann fallen könnte, um ſich ſein Vergehen leichter zu machen, und ihn, meinte er, deſto mehr zu lieben. Heimlich arbeitete der Gedanke, daß Herrmann ihn beherrſcht habe, in ſeiner Seele fort, und jetzt fühlte er ſich zuweilen zu den Füßen ſeines Freundes angekettet. Er ſah nicht, wie behut-

ſam Herrmann mit ihm umging, wie leiſe er ſein Herz anfaßte, wie er die hohe Reinheit ſeiner Seele oft unter dem Schleier eines verſtellten Leichtſinnes verbergen wollte, wie er ſogar falſche Grundſätze nicht mehr mit der ehemaligen Kraft angriff, um nur ſeinem Freunde wieder näher zu ſtehen und das trübe Gewölk in deſſen Herzen wieder zu vertreiben. Zu Herrmanns Umgange gehörten ein Paar junge Männer von Genie und edlem Herzen, denen er aber nichts von ſeinen Verhältniſſen mit Hochfeld anvertrauete. Man disputirte über allerlei Gegenſtände; man las und kritiſirte das Geleſene. Dabei traf oft das unſchuldigſte Geſpräch Hochfelds Herz wie der härteſte Vorwurf. Wohl tauſendmal hatte Herrmann ſonſt behauptet: über das Weſen der Tugend kann nur ein Tugendhafter reden, und der Tugendhafteſte redet darüber am wahrſten. Daſſelbe behauptete jetzt einer der jungen Leute, und er ſetzte hinzu: wenn ein gewöhnlicher Hofmann darüber reden will, ſo kommen Sätze zum Vorſchein, die man gern für Wahrheit verkaufen möchte, weil die meiſten Menſchen wünſchen, daß ſie Wahrheit ſeyn möchten. Z. B. der ab-

ſcheuliche Satz eines Weltphiloſophen: jede Tugend hat ihren Preis, um den ſie fällt. Was iſt denn die Tugend, wenn das wahr iſt? Nichts; ein Traum, eine Waare, die der Teufel haben kann, wenn er nur genug dafür bietet. — Hochfeld ſchlug die Augen nieder; Herrmann hatte die ſeinigen ſchon auf den Boden gerichtet.

Ehemals würde er mit Feuer geſprochen haben; jetzt hob er nur ſanft den Blick auf, und ſagte mit tröſtender Stimme: „und wenn es wahr wäre, wenn wirklich jede Tugend ihren Preis hätte, um den ſie fiele; ſo hat ſie doch auch ihre Reue, an der ſie ſich ſchöner wieder aufrichtet. Ach, kann man ſagen, ein Menſch iſt tugendhaft? Möchten Sie es früher von ſich ſelbſt behaupten, als in der letzten Stunde Ihres Lebens? Und wer von allen Sterblichen hätte es auch da nur geſagt? . . . Iſt es nicht ſchon viel, wenn man ſagen kann: der Menſch iſt fähig, die Tugend zu erkennen, und edle Reue über Schwächen iſt ſeine Tugend?"

Hochfeld merkte dieſe zarte Schonung nicht; er fühlte nichts als die Schläge ſeines Gewiſ-

ſens, und ſchrieb ſie Herrmannen zu. Bei den fröhlichen Mahlzeiten, die Lange gab, und an denen er unbeſorgt, mit den leichteſten Sinnen, Antheil nahm, bei den Thorheiten, die er trieb, bei den gefährlichen Schwärmereien, zu denen ihn ſeine jovialiſche Laune hinriß, — erwartete Hochfeld immer, daß ſein Freund mehr als Thorheiten begehen, mehr als Poſſen treiben würde; denn ſo war er ſelbſt gefallen. Aber Herrmann blieb ſchuldlos, ſo viele Unvorſichtigkeiten er auch beging. Er ſchloß ſich jetzt von nichts aus, wenn es ihn nur nicht viel im Lernen ſtörte. Jede Maskerade, die in der Gegend umher war, beſuchte er, und überließ ſich dann völlig ſeiner fröhlichen Laune, und allen Antrieben ſeiner ſeltſamen Phantaſie. Er trank einige Gläſer Wein, und wurde dadurch begeiſtert. Dann vertheidigte er das Trinken, und den Rauſch, den er, wenn man ihn hörte, zu haben ſchien, aber nie hatte. In ſeinem frohen Muthe ſagte er dann wohl: „Menſchen, die nie die ſanften, wehmüthigen Empfindungen der verzeihenden Liebe gefühlt haben, müſſen ſich betrinken; denn die Nachempfindungen des Rauſches, wenn man ſo matt, ſo ſanft, ſo

ohne Zorn und Haß iſt, erwecken ſie. Und ich — ich freue mich, daß ich das Trinken aus einer ſo edlen Quelle herleiten kann."

Er trieb ſich jetzt wieder auf ſeinem bunten Steckenpferde umher, überall zu ſehen, zu erfahren, was an der Sache ſey. „Sieh," ſagte er zu Hochfeld; „ich wollte, mir käme irgendwo ein hübſches Mädchen vor, von dem ich ſicher wüßte, daß es mir über Jahr und Tag meinen Abſchied geben würde. In das wollte ich mich mit Herz und Seele verlieben. Ich wünſchte, es quälte mich mit allen möglichen Launen, es machte mich eiferſüchtig, und ich würde ſo hohläugig vor Liebe, daß ich euer Mitleiden erregte; dann erführ' ich doch vielleicht, warum denn eigentlich die Ketten nicht zu zerbrechen ſind, mit denen die Liebe feſſelt."

Wirklich legte er es nicht übel auf einen ſolchen Handel an. In ſeiner Vaterſtadt hatte er den Umgang des weiblichen Geſchlechtes vermieden; aber daran war nur ſein Bruder Schuld geweſen, der ſich immer zwiſchen den Mädchen aufhielt. Hier machte er nicht allein in den vornehmen Häuſern Bekanntſchaft, ſondern, nach ſeiner Gewohnheit, auch mit einigen

Hand-

Handwerkern, und ſelbſt in den letztern über-
ſah er eine hübſche Tochter nicht. Er lernte
einige Mädchen von beſſerer Art kennen; aber
ſobald er ſich von ihnen intereſſirt fühlte, zog
er ſich behutſam zurück, ohne je einen gewiſſen
Punkt freundſchaftlicher Bekanntſchaft über-
ſchritten zu haben. Von manchem Mädchen
entfernte er ſich auch deshalb bald, weil es
ihm zu unbedeutend war. Nur Einmal inte-
reſſirte eins ſein ganzes Herz: die Toch-
ter eines Landpredigers, die er auf einer von
ſeinen kleinen Reiſen kennen gelernt hatte.
Das unſchuldige, liebliche Mädchen kam ihm
mit ſo vielem Vertrauen der neuen Freundſchaft
entgegen, und hatte ſo viele Reinheit der
Seele, und ſo viele Hoheit des Geiſtes, daß
er — auf immer von der Familie des Predi-
gers Abſchied nahm. Unter den letzten Ulmen
des Dorfes blieb er ſtehen, ſah zurück, und
ſagte ſeufzend: „o, warum bin ich nicht Herr
über meine Lage! warum muß ich mein Herz
da losreißen, wo ſeine Entzückungen wohnen!"

Er ſah Luiſen (ſo hieß das Mädchen,) nicht
eher wieder, als an ihrem Hochzeittage, an-
derthalb Jahre nachher. „Luiſe," ſagte er

heiterer; „ich mußte Sie als Braut ſehen, ob ich gleich nur eine Stunde Zeit habe.“ Zu ſeiner Freude war Luiſe glücklich, und liebte ihren Bräutigam, einen benachbarten Prediger. Er ſchenkte ihr, als er ſie verließ, einen Ring von Werth, ſchrieb ihr ſeinen Namen auf, und ſagte: „wenn Sie einmal in eine Verlegenheit kommen ſollten, ſo ſchicken Sie mir dies Blatt. Wo ich auch ſeyn mag — ich helfe, wenn ich kann.“ Jetzt küßte er zum erſten Male die ſchönen Lippen, und ſeufzend trennte er ſich von den Ulmen; denn Luiſe hatte vor ſeinen Augen mit dem Entzücken der Liebe in den Armen des Glücklichen gelegen, der ſie beſitzen ſollte.

Wenn Herrmann nicht in einer ſtillen Stunde der Wehmuth Hochfelden einmal ſein kleines Abentheuer erzählt hätte, ſo würde dieſer ihn für ganz gefühllos gehalten haben. „Sieh, Hochfeld,“ ſagte er zuweilen; „trag' ich denn nicht mein Herz umher, nicht allein hier in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande, um es los zu werden? Ich gäbe es hin für ein halbes, für ein Viertelherz, wenn ich das nur bekommen könnte. Laufe ich nicht auf allen

Bällen, wenn ich durch Tanz und Punſch hinlänglich in Feuer gekommen bin, jedem Mädchen nach? Arbeite ich mich nicht ab, einmal geliebt zu werden? überrede ich mich nicht ſelbſt mit den beſten und ſtärkſten Gründen, es zu ſeyn? und muß ich nicht im folgenden Augenblicke ſehen, daß ich es nicht bin, ja, was noch ſchlimmer iſt, daß ich auch ſelbſt nicht liebe?"

Das alles erregte Hochfelds Mißmuth. Sein Freund ſpielte mit Verſuchungen, an die er ſelbſt nicht denken durfte, ſo ſicher, und fiel nicht Einmal; er warf ſich in das Meer von Freuden und Genüſſen, und ſank nie unter. Hochfeld blickte in ſeine von Leidenſchaft empörte Bruſt, und heftete forſchende, mißtrauiſche Blicke auf Herrmann, den er unmöglich noch für ſo rein halten zu können glaubte. Herrmann machte Abends verſtohlne Gänge, und hatte mit Menſchen zu thun, mit denen er gewiß keine Geſchäfte haben konnte. Hochfeld ſpähete ihn aus, ſchlich ihm nach, und traf ihn immer auf den edelſten Wegen einer ſtillen Wohlthätigkeit. Nun nahm ſeine Achtung für Herrmann zu; aber — wer kann das menſchliche Herz begreifen! — ſeine Liebe ver-

minderte ſich. Er fühlte ſich in deſſen Geſellſchaft gezwungen, wünſchte ſich den ehemaligen Umgang zurück, und dachte ſogar an Rolfs mit leiſen Wünſchen. Sein Herz war nicht mehr ganz rein, nicht einmal ſein Leben; er beging heimlich manche Ausſchweifung, und dann wurde am folgenden Tage der freie Blick ſeines Freundes ſein Richter, und deſſen Umarmung ſeine Strafe. Er verſuchte es oft, ſich wieder zu erheben; aber da er Herrmanns Größe nicht erreichte, ſo wollte er gern ſeine eigne Kleinheit vertheidigen, und nahm ſeine Zuflucht zu Rolfs Gründen. Kurz, er ſchwankte zwiſchen Tugend und Laſter, und nur die alte Liebe zu Herrmann hielt ihn, wie ein ſchützender Genius, daß er nicht gänzlich fiel. Er verbarg ſich dem Menſchen, den er allein achtete. Dieſer Mangel an Offenheit und Zutrauen machte ihm Unruhe; kein Wunder daher, daß er ſich, ohne es zu wiſſen und zu glauben, im Herzen auf den Tag freuete, der Herrmann endlich von ihm trennen ſollte.

Herrmanns Eltern waren gar nicht mit ihrem Sohne zufrieden. Sie hörten gleich Anfangs, er ſtudiere Theologie; dann wieder, er

habe ſich mit dem Herrn von Rolfs geſchlagen. Jetzt wurde ihnen hinterbracht, er treibe ſich auf dem Lande umher, und beſuche keine Kollegia; dann, er ſtudiere Medicin. Das alles war richtig, ob er gleich auch die Rechte ſtudierte, und fleißiger, als hundert Andere.

Der Vater ſchrieb Briefe über Briefe, von denen aber der Sohn keinen verſtand, weil der Tadel ſo heimlich, ſo fein unter ironiſches Lob verſteckt war, daß er wirkliches Lob ſcheinen mußte. Endlich glaubte der Vater, einmal recht offen mit der Sprache herausgegangen zu ſeyn, und ſagte daher zu der Schwägerin: Sie ſollen ſeinen nächſten Brief ſehen, Frau Schweſter. Ja, man muß dem Burſchen geradezu ſagen, was man haben will. — Aber anſtatt um Vergebung zu bitten und Beſſerung zu verſprechen, ſchickte Herrmann ſeinem Vater ein Verzeichniß der Kollegien, die er für das folgende halbe Jahr angenommen hatte; und die waren denn, neben ein Paar juriſtiſchen, Kirchengeſchichte, Mechanik und der Lucian. Hätte er Zeit, ſagte er in ſeinem Briefe, ſo würde er die Phyſiologie noch einmal hören. Und dabei machte er dem Vater zugleich bekannt, (wie

denn ſeine Briefe überhaupt eine Muſterkarte von allerlei Gedanken waren), daß man mit Unrecht die Hiſtoriker der Alten den neueren vorziehe. „Der Genius ihres Volkes,“ ſchrieb er, „führte den Griffel der Geſchichtſchreiber; jetzt aber führt der Genius der Menſchheit die Feder der unſrigen. Jene ſtanden in allem, was ſchön iſt, über uns; wir aber ſind weiter in allem, was wahr und recht iſt. Sie waren größere Griechen und Römer, als wir Deutſche ſind; doch wir ſind beſſere Menſchen, als ſie. Ich bin jetzt damit beſchäftigt,“ ſchrieb er weiter, „zu unterſuchen, was den Schönheitsſinn der Alten ſo weit brachte, und warum ſie die Menſchheit ſo verſäumten. Die Reſultate ſind, wie Sie ſehen, höchſt wichtig.“

Herrmann hätte das Seltſame dieſes Briefes an ſeinen Vater ohne Zweifel ſelbſt gefühlt, wenn er ihn eine Stunde nach dem Schreiben wieder durchgeleſen hätte. Aber er ſchrieb jedesmal, wovon ſeine Seele gerade voll war, und hätte jetzt an eine Geliebte nicht anders geſchrieben.

Die Eltern erwarteten nun natürlicher Weiſe

nicht viel Gutes von ihm, als er zurückkommen ſollte; indeß wurde doch, um ihn bei ſeiner Ankunft zu überraſchen, ein Feſt angeſtellt und ihm der Wagen entgegen geſchickt.

Die Geſellſchaft war verſammelt. Ein Bedienter hatte den Auftrag, wenn Herrmann käme, ihm zu ſagen, daß er ſich ſogleich umkleiden ſollte. Herrmann aber fuhr an dem Hauſe ſeiner Großmutter vorüber, und ſah den alten Martin an der Thüre ſtehen. Nun ſprang er ſchnell aus dem Wagen, und in die Arme ſeines alten Freundes und Lehrers. Seine Großmutter, hörte er, war bei ſeinen Eltern. Er ließ den Wagen fahren, ging einen Nebenweg, und kam, noch ehe der Wagen da war, durch die Hinterthür in das Haus ſeines Vaters.

Er lief die Treppe hinauf, und ein Mädchen zeigte ihm das Zimmer, worin ſich die Geſellſchaft befand. Kaum hatte er die Thür geöffnet, ſo hing er auch ſchon in den Armen ſeines Vaters. Niemand kannte den Jüngling mit der ſtolzen edlen Figur; ſein rundes, weiches jugendliches Geſicht hatte ſich in ein ſchönes Oval verwandelt. Er war ſchlanker ge-

worden, und noch um einen Fuß höher als vor drei Jahren. Seine Stimme war männlich und volltönend, ſein Anſtand frei und ungezwungen, vielleicht etwas nachläſſig, ſein Gang dagegen äußerſt edel.

Nur ſeine Großmutter empfing ihn vor Freude weinend; der Vater hielt eine feine Anrede an ihn, die Mutter und die Tante warfen triumphirende Blicke umher. Endlich, doch ſo bald als möglich, ſtellte ſein Vater ihn der Geſellſchaft vor. Der große Augenblick, ſagte er, da ein Sohn ſeinen Vater nach einer langen Trennung wiederſieht, entſchuldigt die unſchickliche Kleidung, worin er erſcheint. Jetzt aber iſt der Augenblick vorüber, und die Geſellſchaft fordert wieder ihre Rechte. Kleide dich um, mein lieber Sohn."

Herrmann hörte das nicht, ſondern ſtürzte auf ſeine Großmutter zu. Er beugte ſich lange auf ihre zitternde Hand, und trocknete ſich in dieſer Stellung die Augen; dann legte er ſein Geſicht an die Bruſt der Großmutter, und in ihren Thränen träufelte Segen auf ſeine Stirn herab. Jetzt nahm ihn ſeine Mutter,

und nach ihr die Tante. Dann führte ſein Vater ihn zu einer jungen ſehr hübſchen Dame, die ihn mit: bien venu, mon frère! anredete. „Julchen, liebes Julchen!" rief Herrmann, und umarmte ſie mit brüderlicher Zärtlichkeit.

Endlich führte der Vater ihn zu ſeinem Bruder, der jetzt Uniform trug, und ſagte dabei: Se. Durchlaucht haben die Gnade gehabt, deinen Bruder zum Officier zu erheben. — Sekondelieutenant unter dem Leibregimente, ſchnarrte Karl. — Herrmann ſah ihn an, und fand keinen Zug der Liebe in dem kalten Geſichte. Er verbeugte ſich gegen ſeinen Bruder, der ihm wie ein Fremder war. Karl aber erſtickte ihn faſt mit einer langen Umarmung. Jetzt wollte der Vater den Angekommenen an die Thüre führen. Aber Herrmann kehrte noch einmal zu ſeiner Großmutter zurück, und hatte wieder dieſelbe ehrerbietige Stellung, wie vorhin. Die Großmutter ſagte endlich leiſe: ſo lange habe ich das Leben geſpart, mein Herrmann! . . . Ich ſoll dich grüßen von Martin, fliſterte ſie ihm ins Ohr. Herrmann benetzte ihre Hände wieder mit

Thränen. Anfangs hatte er ſie zu verbergen geſucht; jetzt aber fragte er nicht danach, ob die ganze Welt ſie ſähe. „Theure, theure Großmutter!" ſagte er; „wie liebe ich Sie! Was macht das Grab meines Großvaters? Stehen die Roſenſtöcke noch darauf, die mein Herz in ſeinen heiligſten Stunden, auch in der Entfernung, gepflegt hat?"

Auch mir wirſt du wohl, antwortete die Großmutter zitternd, bald ein Paar pflanzen. O, mein Sohn! rief die alte Frau ſich vergeſſend, an dem vollen Herzen ihres Enkels — o jetzt, da du hier biſt, werde ich nicht ohne Thränen in das Grab kommen. — „Und mein Herz wird brechen unter dieſen Thränen!" antwortete Herrmann. Der Vater ſtand bei dieſer Unterredung wie auf Kohlen, und verſicherte jedem, dem er ſich näherte, daß der Bediente ſeinen Sohn verfehlt habe. Niemand hörte auf ihn; denn alle Augen hingen (und einige ſogar von Thränen feucht) an dem ſchönen Schauſpiele: einem dankbaren Jüngling an der ſegensvollen Bruſt einer ehrwürdigen Matrone.

Endlich erhielt der Kammerrath Gehör,

und Herrmann ging, ſich umzukleiden. Als er zurückkam, ſah er neben ſeiner Großmutter ein junges Mädchen ſtehen, das in einem angelegentlichen Geſpräche mit ihr zu ſeyn ſchien. Sobald ſie ihn bemerkte, brach ſie das Geſpräch mit einer ſehr freundlichen Verbeugung ab, und Herrmann las in ihrem Blicke, daß ſie es ſeinetwegen that. Die Großmutter aber, die ihren Enkel noch nicht ſah, faßte des Mädchens Hand, und ſagte entzückt: Sie glauben nicht, welch ein Engelherz er hat! wie gut er iſt, wie gut! — So konnte die Großmutter nur von ihm reden. Das Mädchen ſagte in einem Tone, als ob ſie von etwas anderem geſprochen hätten: da kommt Ihr Enkel, Madame, und verbeugte ſich wieder, um wegzugehen.

Mamſell Lebrecht, ſagte die Großmutter zu Herrmann, und hielt noch immer des Mädchens Hand: des Herrn Sekretairs —

Geheimen Kabinets-Sekretairs, Mama, fiel Frau von Anfurth ein — Lebrechts Tochter, fuhr die Großmutter fort: ein liebes, gutes Kind, Herrmann; die immer mit mir ſpricht, wenn ich hier bin, weil ich nicht ſpiele.

Herrmann verbeugte ſich gegen das Mädchen, zwar ohne etwas zu ſagen, aber mit froher Dankbarkeit in den glänzenden Augen. Das Mädchen erwiederte die Verbeugung, ſagte einige Worte mit einer ſehr angenehmen Stimme, und entfernte ſich dann, ſo bald ſie ſchicklicher Weiſe konnte. Herrmann gerieth dieſen Abend noch ein Paarmal in die Nähe der Mlle. Lebrecht, und ſie war fremd gegen ihn, wie gegen alle Männer, doch vollkommen artig. Sein Bruder flatterte um ſie her, ſagte ihr Schmeicheleien, und legte jedes Wort von ihr falſch aus, um ſie in ein Geſpräch zu ziehen; aber dieſes Mittel hätte ihm bei einem Haubenkopfe eben ſo leicht gelingen können. Sie ſuchte immer nur das Geſpräch mit ihm zu endigen; das that ſie indeß mit der feinſten Artigkeit.

Herrmann wurde auch ihrem Vater vorgeſtellt, einem ernſten, wortarmen Manne, deſſen Geſicht aber die Züge der ſprechendſten Redlichkeit bezeichneten. Er achtete auf den Vater und die Tochter nicht viel; nur ſah er die letztere jedesmal, wenn er auf ſie traf, mit einem dankbar lächelnden Blicke an, weil ſie ſeine

Großmutter unterhielt. Uebrigens freuete er ſich, als die Mahlzeit vorbei war, und die Geſellſchaft ſich verlor.

Am folgenden Morgen früh ging er ſogleich zu ſeiner Großmutter, die erſt jetzt ſich von Herzen über ihn freuen konnte. Auch Martin hörte nicht auf, ihm die Hände zu drücken und ihn zu betrachten. Nun haben wir ihn wieder! rief er: geſund, Gott Lob! Und gelernt hat er was, ſchreiben die Profeſſors. Obs Juriſterei iſt, wovon ich mein Tage nichts gehalten habe, oder andre Siebenſachen, das iſt einerlei, wenn du nur etwas Tüchtiges gelernt haſt. Und von Gott, und Grab und Tod und Gewiſſen, das hat mir die Großmama vorgeleſen aus deinen Briefen. Ich habe immer naſſe Augen dabei gehabt. Und nun, da es vorbei iſt, kann ich's wohl ſagen: ich bin wohl hundertmal Willens geweſen, dich zu beſuchen; und hätte die Großmama beſſer fortgekonnt, ſo wär' es auch geſchehen: ſo aber mußte ich's bleiben laſſen. Wenn ſie mir ſo vorlas, hörte ich zu, als ginge es mich nichts an; nur kamen mir Thränen in die Augen, wie damals . . . Nun, ich will die Großmama nicht an

den Todesfall erinnern, den ich meine. Aber, was ich nun hauptſächlich ſagen wollte: biſt du noch ein ehrlicher Kerl, Herrmann, der's mit Gott und Menſchen treu meint? Denn ſieh, wenn deine Großmama den Morgen- und Abendſegen vorlas, und das Vaterunſer kam, ſo ſagte ich beim Amen immer: es gilt für Herrmann mit! Ihr jungen Windbälge denkt ja in der Fremde nicht oft an's Vaterunſer. Sieh, Herrmann, ſo haſt du das doch keinen Tag verſäumt. Nun, biſt du noch eine ehrliche Seele? Wir freuen uns; aber kann auch dein ſeliger Großvater im Himmel ſich noch über dich freuen?

„Gott Lob! Martin," ſagte Herrmann, von der Herzlichkeit des ehrlichen Martin tief gerührt; „das kann mein theurer Großvater. Und ſieh! dir kann ich die Hand drücken, Martin, und du brauchſt dich meiner nicht zu ſchämen." Martin küßte ihn nun mit verdoppelter Freude. Dann ging Herrmann ſogleich in ein Paar benachbarte Häuſer, ſeine alten Bekannten zu begrüßen; und dies bewies dem Matroſen, daß ſein Zögling noch immer, wie ehemals, ſeyn müſſe.

Als Herrmann zurück kam, erzählte ihm die Großmutter von ſeinem Bruder, dem Lieutenant. Die ehrwürdige, gute Frau brauchte die ſanfteſten Worte; aber ihr trauriges, oft wiederholtes Kopfſchütteln zeigte Herrmannen, was ſie ſagen würde, wenn ſie nicht zu ſeinem Bruder ſpräche. Ich komme denn, fuhr ſie fort, auch nicht viel mehr in deiner Eltern Haus. Was ſoll ich bei ihnen? Allein ſind ſie ſelten, und zu hoch hinaus wollen ſie mir auch. Iſt Mamſell Lebrecht da, das gute Kind, ſo geh' ich wohl manchmal hin. Bei der iſt es mir, als wäre ich bei meines Gleichen . . . Ich will nur ſehen, Herrmann, wie hoch ſie mit dir hinaus wollen. Bis jetzt habe ich dir die Stange gehalten, guter Junge; aber wer wird es heute oder morgen thun, wenn ich wieder bei deinem Großvater bin? Sieh, Herrmann, ich glaube, dein Theil iſt ſchon beſtimmt. Ich habe ſchon allerlei davon fliſtern hören. Mir that das Herz weh. Ich ſagte zur Anfurth, die davon ſprach, als ob deine Hochzeit ſchon geweſen wäre: aber wißt ihr denn, Kinder, ob Herrmann will? — Wer wird den fragen! ſagte ſie. Wer wird ein Kind fragen, ob es

will? — Dein Vater, ſagte ich — ſo ſanft wie möglich, ob es mich gleich ärgerte; denn ich wollte etwas Gutes für meinen lieben Herrmann ſtiften: — dein Vater fragte dich doch. Deine Heirath, weißt du wohl, war ihm nicht recht, obgleich der ſelige Anfurth ein guter Mann war. Aber er ließ dir deinen Willen, und ſagte: ich bin nicht dein Zuchtmeiſter; nimm ihn! Und mein ſeliger Mann, liebe Tochter, wußte ſehr wohl, wie weit ein Vater gehen darf. — Hier iſt es auch ein anderes, gab ſie mir zur Antwort; hier kommt es auf das Glück unſrer ganzen Familie an. Lieber Gott, Herrmann! was deine Tante wohl von dem Familienglück denken mag!

Herrmann ſtand mit gerunzelter Stirn, und ſchwieg; er dachte an Luiſen, und ſein Herz that ihm weh, bei dem Gedanken an das Unrecht, das er erleiden ſollte.

Wäre ich wie Herrmann, rief Martin, und ſchlug vor der Großmutter auf den Tiſch; ſo ſagte ich: hol euch dieſer und jener! ich thu's nicht, und wenn ihr ſchwarz würdet vor Aerger! Das ſagte ich; denn ich ſehe das kommen. Da ſuchen Sie ihm ſo eine Puppe

aus, die all' ihr Lebtage mit den Füßen nicht auf Gottes Erdboden gekommen iſt, bei der er nichts hat als Aerger, und die ſich nicht anders wohl befindet, als in Geſellſchaften. Dann muß er, mag er wollen oder nicht, zu Kreuze kriechen. Bewahre Gott, daß ich ihn beſuchen dürfte! Und hätte er ein Paar Kinder — dürfte ich ſie wohl anrühren?

„Das dürfteſt du, Martin,“ ſagte Herrmann in großer Bewegung; „das ſollteſt du. Was ſie dürfen, weiß ich nicht; doch ſie mögen es, ob ich gleich ein Menſch und ihr Sohn bin: es ſind meine Eltern. Dem Sohne haben ſie einzureden; aber nicht dem Manne, nicht dem Vater. Du ſollſt meine Kinder tragen, Martin; du ſollſt ihnen von wilden, nackten Menſchenfreſſern erzählen, wie ich von betitelten, kultivirten, feinen, geſitteten Menſchenfreſſern; du ſollſt ihnen von Länge und Breite, Linie und Wendezirkeln vorreden, ſo verwirrt du willſt, und Niemand ſoll dich hindern. Und wer will es mir denn wehren, ihnen deine Worte zu kommentiren? wer, ihnen zu ſagen: dort oben unter den Menſchen iſt die kalte Zone, da erſtarrt das Herz vor

Froſt; hier unten brennt alles vor Hitze und roher wilder Leidenſchaft; der Mittelſtand iſt der beſte? — Bei Gott! Vater will ich ſeyn, wie ich Sohn ſeyn werde. Ach, und dürfte ich mehr Sohn, dürfte ich auch als Sohn glücklich ſeyn! (Er wendete ſich traurig ab.) Laſſen Sie das, gute Großmutter. Es thut Ihnen nur weh. Ihre Thränen ſind das Schwerſte, was ich dabei zu tragen habe. Die erfüllte Pflicht hat leichte Thränen, und jedes Opfer iſt ja mit Blumen bekränzt!"

Die ſchönen Worte, ſagte Martin, verſtehe ich nicht; aber ich weiß, was Friede zwiſchen Mann und Weib auf ſich hat. Genug, ich thäte es nicht.

Herrmann ſchwieg, ſo wie die Großmutter; doch wurde es ihm zu ſchwer, den alten Martin länger über das Glück der Ehe kommentiren zu hören, und er eilte wegzukommen. Am Mittage war er zum erſten Male allein unter ſeinen Verwandten. Ehe er in den Eßſaal ging, faßte er den Vorſatz, ſich nicht früher zu ärgern, zu betrüben, zu erhitzen, als es nöthig wäre. „Iſt es denn nicht möglich," dachte er, „das Ding anzuſehen, wie eine Komödie?

oder wie einen Roman, den ich ſelbſt ſchreibe? Und wird es nach vierzig oder funfzig Jahren nicht auch für mich ein Roman ſeyn, deſſen Lektüre mir in der Jugend intereſſant geweſen iſt? — Kann ich denn nicht, wenn die Tante über mich herfährt, oder wenn der Hochmuthsteufel mich treibt, wohin ich nicht will — kann ich nicht kalt daſtehen und ſagen: mich ſoll nur wundern, was Herrmann thun wird? Kann ich denn nicht, wenn nun alles in Feuer iſt, wenn das Ungewitter losbricht, mich hinſtellen und thun, als ob ich an dem Romane ein neues Kapitel anfinge, in das ich mir vorgenommen hätte, die ſtärkſten Scenen zu bringen? Und muß nicht ein Romanſchreiber eben das leiden, was ich befürchte? muß er nicht auf alle die Unglücksfälle, die ſeinem Helden zuſtoßen, gefaßt ſeyn? muß er nicht, wenn er ſeine Leſer rühren will, alle die Thränen, die er weinen läßt, auch ſelbſt weinen? . . . Ich wüßte nicht, warum das nicht möglich wäre. Das heutige Kapittel ſoll heißen: die Familie am Tiſche; Herrmann läßt ſich nicht irre machen."

Mit dieſen Gedanken öffnete er die Thür

des Eßſaals, und ſetzte ſich. Herrmann, hob der Vater an: es war natürlich, daß der erſte Vormittag deinen alten Bekannten gehörte; aber . . . Er ſuchte nach einer Wendung. Herrmann fiel ein: „jetzt muß ich wohl darauf denken, mich zu präſentiren. Ich werde eine Menge Viſiten zu machen haben: das weiß ich. An einem Adreßkalender fehlt es mir nicht; und ſo kann ich ja hoffen, daß ich keinen Verſtoß begehen werde.“ — Der Vater erwiederte lächelnd: der Adreßkalender allein thut es nicht, mein Sohn; das meiſte kommt auf den erſten Pas an, den man in der Welt macht. Dieſen muß man ſo behandeln, Jenen anders. Doch einem ſo feinen Beobachter, einem ſo ſatiriſchen Kopfe, wie du, kann das nicht entgangen ſeyn. — „Wie ſollte es?“ antwortete Herrmann lebhaft. „Die Kaſuiſten haben freilich die Frage noch nicht ausgemacht, ob es die Redlichkeit erlaube, ſein Betragen nach den Wünſchen eines Andern zu formen. Ehrlichkeit, ſagt der Jeſuit Damel, iſt nicht Waſſer, das die Geſtalt jedes Gefäßes annimmt, in das man es gießt. Allein die Kaſuiſten hätten beſſer gethan, ſich in der Welt umzuſehen. Man kann

ein ehrlicher Mann ſeyn, und doch ein wenig heucheln, wenn es der Anſtand erfordert."

Der Vater wußte nicht, ob das Ernſt oder Scherz war. Herrmann meinte aber das wirklich, was er ſagte: denn er haßte nichts mehr, als jene rauhe Tugend, die mit den Sitten eines verfloſſenen Jahrhunderts das jetzige beleidigen will; und Cato, der baarfuß auf den Markt kam, war nicht ſein Mann.

Der Vater widerſprach ihm, um hinter die Wahrheit zu kommen; und Herrmann verſicherte nun ganz offen, daß er alle Viſiten machen wolle, die ſein Vater für gut finde. Jetzt fing man von allen Seiten an, ihm mit halben Worten anzudeuten, welche Laufbahn man für ihn beſtimmt hätte. Man ſprach von einer Heirath in eine wichtige Familie; und darüber entſtand ein kleiner Streit zwiſchen den Eltern und der Frau von Anfurth. Der Kammerrath fiel jeder von Beiden, wenn ſie ein hartes Wort gebrauchen wollten, (und dazu hatten ſie oft nicht übel Luſt) ins Wort, um es zu mildern. Dieſer Streit, der geführt wurde, ohne daß man einen Namen dabei nannte, zeigte Herrmannen hinlänglich, daß

man über ſeine Zukünftige noch nicht mit einander einig war. Er hielt es alſo für das beſte, zu ſchweigen und das Recht, auch ſeine Stimme zu geben, für jetzt nicht zu fordern; denn er ſah ein, daß er gerade dadurch alle Drei vereinigen würde. Die Mutter ſagte zuletzt: am Ende wird es denn doch auf Herrmann ankommen, welche er will. — Das wird es, liebe Schweſter, erwiederte die Anfurth; aber er müßte keinen Verſtand haben, wenn er nicht die Gründe agreiren wollte, die für meine Meinung ſprechen. Ich, in meinen Verbindungen, ſetzte ſie ſtolz hinzu, muß doch wohl wiſſen, welches die vortheilhafteſte Partie für ihn iſt.

Mein Umgang, liebe Schweſter, beſteht auch nicht aus Schuſtern und Schneidern, erwiederte die Kammerräthin: und in meinem Hauſe (ſie betonte das Wort eben ſo, wie vorher die Frau von Anfurth) ſehe ich doch auch Menſchen.

Um den angefangenen Ton zu ändern, that der Kammerrath eine Frage über die andre; aber Niemand antwortete: Herrmann konnte es nicht; Julchen hörte nicht zu, weil ſie mit dem Windhunde ſpielte; Karl öffnete mit einem

boshaften Lächeln ſehr oft den Mund, als ob er ſo eben etwas ſagen wollte, und that es dann doch nicht. Endlich gelang es dem Kammerrath, ſich mit einer Frage Gehör zu verſchaffen. Nun ließ er ſich in eine lange feine Diſſertation ein, und drang zuletzt darauf, daß die beiden Schweſtern ſich verſöhnen ſollten. Aber der Streit ging aufs neue an, und dauerte fort, bis der Kammerrath mit der Geduld ſeine Feinheit verlor, und, ohne geſegnete Mahlzeit zu wünſchen, davon ging.

Als Herrmann wieder auf ſeinem Zimmer war, ſtand er lange nachſinnend vor dem Bildniſſe ſeines Großvaters. Endlich ſagte er: nein; ich komme mit dem Romane nicht aus. Nach Algier will ich mich immer einmal ſchleppen laſſen; aber als Sohn da zu ſitzen vor den zankenden Eltern: das iſt zu viel! Ich bin ein Menſch! Liebten ſie einander nur, und wären eins. Ich wollte die Hand, um die es ihnen zu thun iſt, wie Mucius, über den Altar halten, und ohne Zucken die Traurede daran brennen laſſen. Martin gab ja eine Hand für ein fremdes Leben hin; und ich ſollte nicht eine Hand an den Frieden meiner Eltern wenden?

Und als ich die ſchöne, gute Luiſe verließ — bracht' ich nicht ſchon damals das Opfer, über das ich hier ſinne, und das am Ende doch gebracht werden muß? Ich darf mich ja nur als einen Mönch anſehen, oder als einen Robinſon. Sollte die Pflicht nicht Einmal eben ſo viel Gewalt haben, als die Nothwendigkeit tauſendmal hat? Kommt es denn nicht auf mich an, das Opfer und den Schmerz ſo klein zu machen, daß jenes nicht einmal eines Dankes, und dieſer nicht einmal einer Klage werth iſt? Und es müßte doch ſeltſam zugehen, wenn ſie mir ein ſo ſchlimmes Weib ausſuchten, daß ich nicht ein noch ſchlimmeres finden und dann ſagen könnte: komm, ich will dich lieben; denn du biſt doch nicht die Schlimmſte. Und werde ich denn nicht am Ende wirklich Urſache haben, ſie zu lieben? würde ſie es denn nicht ſeyn, die mir das Vertrauen, die Liebe meiner Eltern gäbe? O Gott! was könnte ich Beſſeres wünſchen, als ein guter Sohn zu ſeyn!"

So wollte Herrmann ſein heißes, Liebe verlangendes Herz zum Schweigen bringen; aber ach! es ſchwieg nicht. Er that indeß, was er

konnte: er lächelte über ſeinen Schmerz, um ſich nicht zu geſtehen, daß er Schmerz empfinde.

Am folgenden Morgen machte er Viſiten in Geſellſchaft ſeines Vaters, der allenthalben für ihn ſprach, ihn empfahl, ihn lobte, und ihn nicht zu Worte kommen ließ, ausgenommen bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, in deſſen Departement er angebracht werden ſollte. Hier ſprach Herrmann ſelbſt, weil der Miniſter ihn fragte, und — zum Erſtaunen des Vaters — mit beſcheidener Dreiſtigkeit. Ihr Vater, ſagte der Miniſter, wünſcht, Sie in meinem Departement angeſtellt zu ſehen. Haben Sie dafür ſchon etwas gethan?

„Nichts Beſtimmtes, weil ich das erſt hier erfahre. Geleſen habe ich Einiges, was mir vielleicht nützlich ſeyn kann.“ — Und was denn? „Die Mémoires, die ich haben konnte, von St. Simon, Rez und Anderen.“ — Wirklich? lächelte der Miniſter; und wie dachten Sie nach einer ſolchen Lektüre über die Höfe? Herrmann verbeugte ſich beſcheiden: „Ew. Excellenz!“ — Nur heraus! — „Ich war nach einer ſolchen Lektüre jedesmal feſter als je ent-

ſchloſſen, auch in der glänzendſten Lage ein ehrlicher Mann zu bleiben.“ — Hoffen Sie das zu können? — „Jetzt,“ antwortete Herrmann, ſich verbeugend: „hoffe ich es, weil Ew. Excellenz mich ſo fragen können.“ — Und wann würden Sie befürchten, es nicht zu können? — „Wenn die Stelle, die ich bekleidete, mir das größte Glück ſchiene.“ — Der Miniſter ſah ihn lächelnd und ſchweigend eine Zeitlang an. Endlich ſagte er: laſſen Sie mich einmal einen von Ihren Aufſätzen ſehen! Sprechen Sie Franzöſiſch? Schreiben Sie es? Bringen Sie mir etwas.

Der Miniſter hatte den Jüngling die Zeit über mit Wohlgefallen betrachtet. Als Herrmann mit dem Vater nach Hauſe fuhr, examinirte ihn dieſer unterweges über die Unterredung, und ließ ſich alle ſeine Antworten mehr als Einmal wiederholen, ſo daß es ſchien, als ob er ſie auswendig lernen wollte. Er führte ihn mit triumphirenden Blicken ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin zu, küßte ihn, und ſagte: le voilà. — Nun, wie iſt es denn gegangen? fragte die Anfurth. — Süperbe, Frau Schweſter! Wahrhaftig, wir haben un-

ſerm Herrmann Unrecht gethan. Er hat eine Unterredung mit dem Miniſter gehabt, die ich nicht mit mehr Feinheit und Politeſſe hätte führen können, ob ich gleich, wie Sie wiſſen, gerade kein Anfänger, kein Neuling in der Kunſt bin. Und nun wiederholte er die ganze Unterredung, und zeigte Herrmannen, wo noch hier und da eine Artigkeit anzubringen geweſen wäre.

Herrmann wurde unmuthig; denn am Abend hörte er ſeinen Vater in einer Geſellſchaft, wohin er mitgehen mußte, wohl zehn verſchiedenen Perſonen die ganze Unterredung erzählen. Auch Mlle. Lebrecht war in der Geſellſchaft. Herrmann glaubte ihr für das Lob ſeiner Großmutter eine Höflichkeit, oder wenigſtens einen freundlichen Blick, ſchuldig zu ſeyn, und trat in ihre Nähe. Er bemerkte heute, daß ihr Geſicht wohl nicht ſchön war, aber daß ein ganz eigenthümlicher Reitz von Stille und Freundlichkeit darin lag, der auch, wie ein leichter Schleier, ihre ganze edle Geſtalt umſchwebte.

Ein ältlicher Mann ſprach eben mit ihr, und, wie es ſchien, ſehr angelegentlich. So

viel Sorge, als Sie glauben, habe ich nicht. Sie ſind zu gütig gegen mich; darum ſcheint Ihnen das ſchwerer, als es iſt.

Und Sie, Emilie, ſind ſo beſcheiden, daß Sie es nicht wollen wiſſen laſſen.

Nein, in der That nicht. Wir Mädchen klagen ja gern, wenn wir nur Urſache dazu haben. Aber Sie können hier doch ſo leicht irren. Einem Fremden fällt in einem Hauſe, das er nicht kennt, jede Kleinigkeit auf. Er glaubt Wunder, wie ſchwer es iſt, mit dieſem oder jenem Menſchen zu leben. Man denkt in dem Augenblicke nicht daran, wie leicht die Gewohnheit auch das Beſchwerlichſte macht. Und ich thäte Unrecht, wenn ich das beſchwerlich nennte, was mir herzliche Liebe hundertfach erſetzt. Es iſt nicht genug, Herr Hofrath, daß der Menſch etwas Beſchwerliches ohne Klagen erträgt; er muß es auch nicht einmal fühlen. Wenn das, was ich ertrage, wirklich beſchwerlich iſt, ſo bin ich in dem letzteren Falle: ich fühle es nicht; und ſo wäre ich denn freilich noch beſſer, als Sie mich machen wollten.

Sie könnten es ändern, liebe Emilie; Ihr Vater hätte nichts dagegen, das weiß ich.

Nein, Herr Hofrath, ſagte Emilie etwas eifriger: das darf nicht ſeyn. Kein Menſch fühlt das ſo, wie ich. Es iſt Liebe: ſo muß ich es nehmen. Oder meinen Sie, ich könnte je das Recht haben, undankbar gegen einen Menſchen zu ſeyn, der mich erzog. Sie liebte mich, als ich ein ſchwaches Kind war, und ertrug mich vielleicht mit mehr Zärtlichkeit, als ich jetzt die Schwächen — laſſen Sie mich einmal ſo hart benennen, was nur Beſorgniß um mich iſt — als ich die Schwächen ihres Alters. Nein, ſie muß bei uns bleiben. Niemand hat ja die Pflicht, ſie ſo zu ertragen, oder vielmehr ſie ſo zu lieben, wie ich. Wohin ſollte ſie? Ich erzog dich! würde ſie ſagen; und was ſollte ich antworten?

Herrmann hörte dies Geſpräch, ohne zu wiſſen, von wem die Rede war. Es wurde abgebrochen, als ein Dritter dazu trat; und nun näherte er ſich Emilien, um ihr etwas Artiges über ihre Güte für ſeine Großmutter zu ſagen. Sie lächelte; aber es war faſt, als ob ſie über das lachte, was er ſagte. „Ich zanke mich gern, Mamſell Lebrecht,“ fing er an; „und hier habe ich überdies Urſache. Sie lachen?“

Ja, ich lachte darüber, daß es einem jungen Mädchen als eine Güte angerechnet wird, wenn es einige Minuten mit einer würdigen Matrone ſpricht. Wie es ſcheint, hält man die Erfahrung bei einem jungen Mädchen für ſehr überflüßig. Die Unterredung mit irgend einem verſtändigen Menſchen macht mir die Karten ſehr entbehrlich; und eine mit Ihrer Großmutter noch weit mehr als die Karten. Nach dem Empfange zu urtheilen, den ſie von der würdigen Frau erhielten, und nach der Art, wie Sie ihr erwiederten, hätte Ihre Großmutter eher als ich ein Kompliment über unſre Unterredungen von Ihnen erwarten dürfen.

„Auch bin ich es ihr nicht ſchuldig geblieben. Ich lege einen hohen Werth auf dieſe edle Frau. Sie, Mademoiſelle, kennen vielleicht nichts als einige Bemerkungen von ihr; ich aber kenne ihr Herz, ihren reinen, menſchlichen Sinn, ihre Stärke." Er erzählte Emilien die Scene am Sterbebette ſeines Großvaters. „Sehen Sie," fuhr er fort; „erſt als er todt war, brach ihr Herz. So lange er athmete, gab ſie ihm Stärke, Muth und Hoffnung. Sie rang mit ihrem Schmerz, und

überwand ihn aus Liebe. Wo iſt die Heldin, die mehr that? Ach, es werden tauſend große Thaten gethan, und Niemand zählt ſie, als der Himmel, der ſie belohnen will. Doch, das iſt gut," unterbrach er ſich ſelbſt; „fänden alle Tugendhafte ihre Altäre, wir würden nicht mit Glauben über das Grab hinausblikken." Emilie ſtand bei der ganzen Erzählung ſchweigend vor ihm, und ſchlug ihr Auge nieder; nur zuweilen, wenn er feuriger ſprach, erhob ſie es, und es glänzte dann, wie von einer zerfloſſenen Thräne. Er ſchwieg, und ſie ſchien nun etwas ſagen zu wollen; aber ſie unterdrückte es mit einem Lächeln, und einem ſchnellen Blick in die Höhe.

Herrmann ging weg, wie er jedesmal that, wenn er ſich von etwas ergriffen fühlte. Er mußte dann eine Minute allein ſeyn, um ſein Herz zu beruhigen, weil er von einem ſolchen Geſpräche nicht denſelben Augenblick auf ein kaltes, gleichgültiges übergehen konnte. Auch Emilien hatte die Unterredung angegriffen, und ſie trat allein in ein Fenſter. Die Liebe des jungen Mannes zu ſeinen Großeltern war ihr rührend; allein Herrmann (der ſich in ei-

nem ſolchen Geſpräche leicht vergaß) ſchien ihr mehr als bloß zu erzählen; er legte zuweilen ſeine Hand auf die ihrige, nannte ſie einmal ſogar: liebes Mädchen! und ſah ihr mit den funkelnden Blicken ſo ſehnſuchtsvoll, ſo bekannt, ſo vertraut in das blaue, von Zeit zu Zeit ſich hebende Auge, daß ſie zufrieden war, als er endlich abbrach.

Beide ſprachen dieſen Abend noch einige Male mit einander. Herrmann war indeß nun wieder fremder gegen Emilien geworden; er redete auch andre Mädchen an, und trieb ſogar zuweilen Poſſen. Nur ein Paar Male betrachtete er Emilien von fern mit Aufmerkſamkeit, als eben ſein Bruder, der ſie beſonders auszuzeichnen ſchien, mit ihr ſprach. Er näherte ſich ihr ſogar, als er Verlegenheit in ihren Mienen zu bemerken glaubte; ſie blickte nehmlich umher, als ob ſie Jemanden ſuchte, der ſie von ſeinem Bruder losmachen könnte. Nun veranlaßte er, daß ein Andrer dieſen um etwas fragte; und Emilie war erlößt.

So ſah Herrmann ſie noch einige Male in Geſellſchaften, ſelbſt in ſeines Vaters Hauſe. Ihr ruhig heiteres Weſen, die immer

gleiche

gleiche Sittſamkeit, mit der ſie mehr den Geſprächen der jungen Männer, als ihren Thorheiten und Witzeleien zu entgehen ſuchte, der freundliche Ernſt, mit dem ſie dann endlich ſprach, ihr richtiges Treffen der Mitte zwiſchen Sprödethun und Gefälligkeit, ihre Ruhe bei dem Witze der jungen Leute, und der kalte, höfliche, ſchreckende Ernſt bei der erſten Unverſchämtheit: das Alles bewirkte bei Herrmann in Kurzem große Achtung für ſie, ob er gleich nur ſelten in ein Geſpräch mit ihr kommen konnte. Bisweilen nahm ſie, wenn zu viele junge Herren nicht ſpielten, ſogar eine Partie an. Dies that ſie aber ſo ohne allen Lärmen, ſo in der Stille, ſo ohne Selbſtgenügſamkeit, daß es Herrmann kaum bemerkt haben würde, wenn nicht eben der Hofrath, deſſen Unterredung mit ihr er neulich gehört hatte, ihr im Vorübergehen einmal, als er Karten in ihrer Hand ſah, mit einem Wink auf dieſe zugeflüſtert hätte: haben die jungen Herren es Ihnen wieder zu arg gemacht?

Zu ſeinem Befremden ſah Herrmann indeß, daß Emilie ihn nicht von dem Schwarme der jungen Leute unterſchied, ob er gleich etwas

Anderes mit ihr ſprach, als den gewöhnlichen Jargon. Was auch die Urſache davon ſeyn mochte — Herrmann ehrte ihr Benehmen; er vermied ſie ohne Ziererei, ohne Verdruß, und trat nur bisweilen zu ihr, um ſie von einem Tete a Tete zu befreien, das ihr läſtig ſchien.

Nach einem halben Jahre kehrte auch Hochfeld in die Reſidenz zurück; und nun ging ein neues Leben für Herrmann an. Beide junge Männer waren nicht angeſtellt, und ſollten fürs erſte auch nicht angeſtellt werden. Der Miniſter hatte geäußert, der Kammerrath möchte ſeinen Sohn erſt auf Reiſen gehen laſſen, und der alte Hochfeld wünſchte, ſeinen Sohn in dem Landſchaftskollegium, deſſen Direktor er war, anzubringen, weil er da ganz ſicher auf Beförderung rechnen konnte. Man hatte dem ſtolzen Manne vom Hofe aus Anträge für ſeinen Sohn gemacht; allein eine Stelle in fürſtlichen Dienſten war nicht ſein Wunſch. Er ließ ihn nun gar nicht anſetzen, damit die Anträge des Hofes erſt wieder in Vergeſſenheit kommen ſollten.

Herrmann wünſchte abzureiſen, weil er doch meiſtens lange Weile hatte; er mußte aber

warten: denn er ſollte nicht als Herr Lange, ſondern als Herr von Lange auf Reiſen gehen. Sein Vater behandelte die Erhebung in den Adelſtand, die er für ſein baares Geld erkaufen wollte, ſo umſtändlich, ſo verſchloſſen, ſo fein, daß zwar die ganze Stadt ſagte, Lange läßt ſich adeln, aber auch wieder daran zweifelte, weil ſo viele Zeit darüber hinging. Man ſoll glauben, ſagte der Kammerrath, daß ein Zuſammentreffen von dringenden Umſtänden mich zu dieſem Schritte gezwungen habe, den man ſonſt leicht als Eitelkeit anſehen könnte. So verfloß ein ganzes Jahr, ehe die Sache wirklich zu Stande kam.

Als Herrmann zuerſt erfuhr, daß ſein Vater ſich wolle adeln laſſen, verſtummte er vor Schrecken, und ſeine Miene wurde zum erſten Male Hohn und Verachtung. Sein Vater, der ſeinen Unwillen bemerkte, ſagte: ich lobe deinen Ehrgeitz, Herrmann, daß du durch deine Kenntniſſe allein an das Ziel zu kommen gedenkſt; auch hätte ich dir ganz ruhig deine Carriere überlaſſen können: allein dein Bruder iſt Officier, und er würde ohne die Flügel, die ich ihm anſetzen will, nicht weit kommen. Sei-

netwegen, eurer Kinder wegen, thue ich dieſen Schritt, der in meiner perſönlichen Lage nicht nöthig wäre, ja mich vielleicht ſogar ſcharfem Tadel ausſetzt. — Herrmann wußte, daß es ſich nicht ſo verhielt, und ſchwieg, vor einer fremden Unwahrheit erröthend.

Seine Tante, die den Kammerrath beſonders angelegen hatte, ſich adeln zu laſſen, und der dieſer nun erzählte, daß Herrmann darüber unwillig ſchiene, konnte es ihm nicht ſo hingehen laſſen, daß er ſo kalt gegen das Wohl ſeiner Familie war. Ich weiß nicht, Herrmann, ſagte ſie, was du willſt. Iſt es nicht ein reeller Vortheil? Haſt du dich nicht oft darüber aufgehalten, daß du kein Adeliger wäreſt? Haſt du nicht oft geſagt: geſetzt, ich hätte Luſt, Hofmarſchall zu werden, und wüßte alles, was ein ſolcher Mann wiſſen muß, auch wohl noch etwas mehr: könnte ich es denn? (Das hatte Herrmann wirklich geſagt.) Und jetzt, fuhr die Tante fort, jetzt, da du deinen Willen haſt, biſt du unzufrieden? Wer hindert dich denn, deinen Sohn wieder einen Brauer werden zu laſſen? Das kann er; aber auch ſteigen, ſo hoch als einer. Nun? Antworte mir darauf!

„Liebe Tante,“ ſagte Herrmann ernſthaft; „ich ehre den Adel, und erkenne ſehr wohl, wie vortheilhaft es iſt, zu dieſem Stande zu gehören. Auch mögen unſre Enkel ſich einmal wohl dabei befinden, daß ſie weniger Werth zu haben brauchen, als der Bürgerliche, um dennoch mehr zu gelten. Aber wir, die wir den Sprung machen, wir? . . . Sehen Sie, dort an der Ecke wohnt der Kaufmann Gotthold. Vor dem fürcht' ich mich.“

Aber was hat denn der Kaufmann Gotthold mit dieſer Sache zu thun? Ich weiß nicht, was du meinſt, Herrmann.

„Das will ich Ihnen ſagen, Tante. Der Mann war vor dreißig Jahren ein Jude, ein ſo ehrlicher Jude, wie einer. Er glaubte, bei ſeiner Religion nicht ſelig genug werden zu können, und ließ ſich adeln; er wurde nehmlich ein Chriſt. Bemerken Sie wohl, Tante, vor dreißig Jahren! Er war ſeitdem ein frommer, gläubiger lutheriſcher Chriſt; er beſchenkte Kirchen und Kirchendiener reichlich. Und wie nennt ihn noch jetzt die ganze Stadt? Den Chriſten Gotthold? Mit nichten; ſondern den getauften Juden. Das läuft freilich auf eins

hinaus; aber der Mann ärgert ſich ſeit dreißig Jahren alle Tage, daß man ihn noch immer nicht einen Chriſten nennt, ſondern einen Juden. Das hat ihn ängſtlich gemacht, ängſtlicher als er zu ſeyn brauchte. Und, Tante, wir Alle ſind Menſchen; in einem ähnlichen Falle würden wir wohl nicht viel anders ſeyn. Kommt er zu einem ſeiner Bekannten, der ganz unſchuldiger Weiſe einen Schinken oder einen Haſen auf dem Tiſche hat, ſo hält der ehrliche Gotthold das für eine Satire auf ſeine Standeserhöhung, ärgert ſich, und ißt in den Schinken oder den Haſen ſo arg hinein, daß er am Abend eine Indigeſtion, oder am folgenden Tage das Gallenfieber bekommt. Sonnabends ſteht der Mann, und wenn es noch ſo kalt iſt, in ſeinem Laden, zählt öffentlich Geld, packt Waaren, daß er ſchwitzt; flucht, trotz ſeiner Frömmigkeit, daß ſeinen Leuten bange wird, prügelt Mägde und Kinder, und ſtellt das ganze Haus auf den Kopf, bloß um der Stadt einen Beweis zu geben, daß er den Sabath nicht feiert. Geräth er zufällig einmal (denn er hütet ſich vor ihnen wie vor der Peſt) unter ſeine ehemaligen Standesbrüder, ſo geht die

Noth erſt recht an, und es iſt, als hätten ihn zehn Teufel in Beſitz. Er flucht, iſt grob, ſieht ſie über die Achſeln an, läſtert Moſes; und das alles aus Furcht vor dem Titel: getaufter Jude, den man dennoch, trotz allem, was er thut, nicht aufhört ihm zu geben. Sehen Sie, Tante, das meine ich; davor fürcht' ich mich."

Die Tante wurde verlegen; ihn ſelbſt hatte dieſe Vergleichung erheitert, und er nannte ſich von nun an gegen Hochfeld öfters: den Proſelyten.

Hochfeld wollte das Leben nicht ſo langweilig finden, als Herrmann. Du biſt nur nicht an die Rechten gerathen, ſagte er. Sobald die Auserwählten wieder zuſammen ſind, will ich dich bei ihnen einführen laſſen, und dann wollen wir ſehen.

Die Auserwählten waren eine kleine Geſellſchaft von Frauen und Mädchen, zu der auch Hochfelds Schweſter gehörte. Eine junge edle Frau, welche die gewöhnlichen Geſellſchaften läſtig fand, hatte dieſen Cirkel geſtiftet. Man nahm nur Frauenzimmer darin auf, und nur nach einer geheimen einſtimmigen Wahl

durch Ballotiren. Der Zweck dieſes kleinen Cirkels war, ſich gut zu unterhalten, ſich zu bilden, den Ton der größeren Geſellſchaften zu ſtimmen. Jedes Mitglied dieſer weiblichen Freimaurer-Loge konnte zweimal eine Mannsperſon mitbringen, und Hochfelds Schweſter führte unſern Herrmann ein.

Herrmann fand hier in der That eine kleine Anzahl gebildeter Frauen und Mädchen (und nicht bloß aus dem Adel) mit guter Laune und Freimüthigkeit, zum Theil auch mit Witz und Leben. Er kannte die Auserwählten faſt alle ſchon; daher konnte er ſich ganz ſeiner eigenen Laune überlaſſen. Mit ſchnellem Witze disputirte er, ſagte Satiren auf alle Stände, und die ärgſten auf die Auserwählten ſelbſt. Erſt machte er ſich luſtig, und dann auch Andere. Endlich las er das Verzeichniß der Mitglieder, und es fiel ihm auf, daß er Emilien nicht darunter fand.

Er ſagte zu Hochfelds Schweſter: „ich dachte, Mlle. Emilie Lebrecht müßte . . .“ — Sie unterbrach ihn lächelnd: dieſe Emilie iſt längſt gewählt, ſogar, was ſonſt nie geſchieht, um ihren Beitritt gebeten worden;

aber ſie will nicht. Mich dünkt, ſetzte ſie hinzu, es iſt Stolz, daß ſie nicht will; denn was ihre vertrauteſte Freundin, die dort in dem rothen Kleide, verſichert, das kann wohl nicht ſeyn.

„Und was verſichert denn die?" — Es wäre ein jungfräulicher Sinn, eine zu zarte Sittſamkeit, was Emilien abhielte, Mitglied von einer Geſellſchaft junger Mädchen zu werden, in die auch junge Männer den Zutritt hätten. Sie zweifelt an dem Rechte der Frauenzimmer, eine beſtimmte Geſellſchaft zu bilden. Wohin ihr Vater nicht berechtigt ſey zu kommen, glaubt ſie, dahin dürfe auch ſie nicht gehen, und mehr dergleichen. Doch das iſt nur Vermuthung ihrer Freundin; denn Emilie ſagt bloß: ihr Vater erlaube ihr nicht, allein zu gehen; was ſie aber ſehr wohl thun könnte, ſobald ſie nur wollte: denn er bekümmert ſich in Geſellſchaft nicht weiter um ſie.

Hermannen fiel ein, daß er Emilien nie allein geſehen hatte. Er überlegte das, und fand, daß er Emilien nicht Unrecht geben konnte; denn er war nie ſo frei, ſo vertraut mit Mädchen geweſen, als in dieſer Geſell-

ſchaft, wo er gleichſam nicht Frauenzimmer vor ſich ſah, ſondern Weſen, auf deren Unterhaltung er durch ſeine Gegenwart ein Anrecht erhalten hätte. Nicht lange, ſo ſuchte er an Emiliens Freundin zu kommen. Er leitete das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand, und ſagte ihr ſogar, was er vor einigen Augenblicken gedacht hatte. Eben das, erwiederte das Mädchen, ſcheint Emilie zu denken. Als ich ihr einmal eine unangenehme Scene aus unſrer Geſellſchaft, über die wir uns in zwei Partheien theilten, erzählte, ſagte ſie: in einer geſchloſſenen Geſellſchaft, liebes Kind, hang' ich nicht mehr von meinem Gefühle der Sittlichkeit ab, ſondern von den meiſten Stimmen darüber. Unſchuldig iſt nur, was die Geſellſchaft dafür gelten läßt, nicht, was mein Gefühl als unſchuldig anerkennt. Männer mögen geſchloſſene Geſellſchaften errichten, und ihre Frauen und Töchter können Theil daran nehmen; dabei behalten wir unſer Gefühl, und ſind Herr über unſre Handlungen.

„Das iſt witzig, aber nicht wahr," ſagte Herrmann, um noch mehr zu hören; „und ein kleiner Stolz iſt wohl das Wenigſte, deſſen

man Ihre Freundin beſchuldigen könnte.“ Nun ergoß ſich die Freundin in Lobeserhebungen auf Emilien, und pries, wie treu, wie edel, wie aufrichtig, wie kindlich geſinnt, wie heiter, wie muthwillig ſogar, ſie ſey. Freilich, ſetzte ſie hinzu, hat meine Emilie unglaublich ſtrenge Begriffe von der Sittſamkeit eines Mädchens. Sittſamkeit nennt ſie den Charakter unſeres Geſchlechts; aber, Herr Lange, Sie ſollten dieſen heitern, fröhlichen Engel in meinen Armen ſehen! oder in ihrem Hauſe! mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Liebe ſie da ein Leiden erträgt, das vielleicht keiner von Allen hier ertrüge; Sie ſollten . . . Doch — ſie legte den Finger auf die Lippen — ich plaudre mehr, als ich verantworten kann; und wären Sie nicht ein ſo ſeltener Held . . . ich weiß mehr von Ihnen, als Sie wohl glauben. Fräulein Hochfeld hat mir von Ihnen viel Gutes erzählt, und ich darf ſo etwas wohl hören, weil ich Braut bin . . . Ja, wären Sie, wie unſre meiſten jungen Herren, ſo hätten Sie nicht ein Wort erfahren; denn Emilie hat auch den Stolz, nicht eitel zu ſeyn auf das, was ſie iſt.

Herrmann hörte kaum mehr zu; denn Emilie ſtand vor ſeiner Phantaſie. „Gute Seele,“ ſagte er in Gedanken zu dem freundlichen Mädchen, über deſſen Geſicht zu gleicher Zeit die Thränen des häuslichen Leidens floſſen: „gute Seele! warum verbirgſt du dein Herz, deine Thränen, deine Heiterkeit, dein Leiden, deine Tugenden? warum auch mir? Ich wollte nur in der Ferne ſtehen, dich anſchauen, und dich ohne Worte, ohne Lächeln, ohne Wünſche lieben. Warum mußt du deine ſittſamen Blicke von meinem Geſchlechte, für welches dennoch dein Herz ſchlägt, zurückziehen? Warum dürfteſt du nicht hoffen, ein Herz zu finden, das du lieben könnteſt, ohne zu erröthen?“

Mit ſolchen Vorſtellungen ging er beinahe eine Stunde lang umher. Er mahlte ſich zu ſeiner eigenen Angſt ein ſchreckliches Bild aus: ein Mädchen wie Emilie, das mit einem Herzen voll jungfräulicher keuſcher Liebe verborgen daſteht, langſam an ihren ungehörten Seufzern, an ihren unerfüllten Wünſchen ſtirbt, weil nur das Laſter die vor Begierde zitternde Hand nach dem ſchönen K ö r p e r, nicht nach dem

ſchönen Herzen ausſtreckt, nur Freude, nicht Liebe bietet. Er blieb zuletzt in einem dunkeln Ulmengange ſtehen. „Und wenn ich,“ — ſagte er auf einmal laut und zitternd — „wenn ich es ſelbſt wäre, dieſes liebende, ſeufzende, jammernde, verzagende, ſterbende Weſen! Und, noch ſchrecklicher! wenn ich gefunden hätte, was ich ſuchte, was ich wünſchte und hoffte; wenn ich liebte, geliebt würde, und meine Eltern dann . . .!“

Er ging langſam zurück. Was iſt dir, Herrmann? fragte Hochfeld, mit wirklicher Beſorgniß. „Ich muß fort,“ erwiederte Herrmann kalt, und preßte dabei ſeine Hand konvulſiviſch.

Was war ihm? fragten einige Mädchen, als er weggegangen war. Nichts; gar nichts, antwortete Hochfeld lächelnd. Er iſt nun ſo! Ein Wort in einem Geſpräche fällt ihm auf; und das wühlt in ſeiner flammenden Bruſt. Dann geht er, um mit ſeinem Schmerze allein zu ſeyn.

So ein grillenhafter Phantaſt, Herr von Hochfeld? fragte ein Mädchen lächelnd. — Ja, erwiederte Hochfeld: das iſt er; nur werden alle ſeine Phantaſieen zu Thaten der reinſten

Liebe. Zum Beweiſe hiervon erzählte er einige Anekdoten; und jetzt kam Emiliens Freundin auf den Gedanken, daß ihr Geſpräch mit Herrmann die Veranlaſſung zu ſeinem Weggehen gegeben habe: denn noch neben ihr war er in ſeine Träumereien verſunken.

Das nächſte Mal, da Herrmann Emilien wiederſah, (er traf ſie in einer kleinen Geſellſchaft an) bemerkte er, daß ſie ihm lieber geworden war. Sein Herz klopfte, als ſie in das Zimmer trat, und ſie erröthete bei dem Blicke, den er auf ſie warf. Ohne ſich näher an ſie zu drängen, beobachtete er ſie und ihre kleinſten Bewegungen. Sie ſtieß Niemanden zurück, ſondern antwortete Jedem mit Freundlichkeit, mit einer Art von — gefälliger Ehrfurcht, möchte man den Zug ihres Geſichtes nennen. Die ganze Kunſt ihres Benehmens, ſo oft ein junger Mann ſie anredete, beſtand darin, daß ſie das Geſpräch, wenn es ſank, nie aufnahm, kein Witzeln erwiederte, keine Schmeichelei bemerkte oder ablehnte, ſondern nur ganz einfach, ohne Schmuck des Ausdrucks, antwortete. Auf dieſe Art nahm ſie den jungen Männern ſchon in der zweiten Minute des Geſpräches den

Muth oder die Luſt, etwas zu ſagen, das ſie gar nicht bemerkte. Sie ſtrickte, und ſprach dabei mit einem Kinde ſehr angelegentlich.

In einer Ecke des Zimmers (Emilie blieb gewöhnlich in der Mitte) ſprach man jetzt laut über das Herz des Menſchen; und das Geſpräch wurde, da die Geſellſchaft nicht groß war, bald allgemein. Es iſt Unrecht, ſagte einer, daß man die Kinder täuſcht. Man läßt ſie, wer weiß wie viel, von den Menſchen, von ihrem Herzen, ihrer Liebe und ihren Tugenden erwarten. Nun treten ſie in die Welt, und denken, ſie dürfen nur wollen, um überall Vertrauen, überall Liebe zu finden, und ſehen ſich am Ende ſo häßlich getäuſcht.

Darüber breitete man ſich aus, und endlich geſtand man zu, es ſey beſſer, einem Kinde von Jugend auf zu ſagen, daß es nichts von Andern, und Alles nur von ſ i ch, zu erwarten habe.

„Das heißt?" fragte Herrmann, den Hochfeld ſchon während des ganzen Geſpräches angeſehen hatte — „Das heißt? Man ſoll den Kindern alſo ſagen: die Erde iſt eine große Mörderhöhle, und jeder Menſch ein blutgieriger Wolf?"

Das iſt Uebertreibung, ſagte ein Mann.

„Was aber ſoll man denn ſonſt ſagen? denn etwas muß es doch ſeyn. Was ſonſt? das frage ich.“

Was man antwortete, lief darauf hinaus: der Menſch iſt eigennützig; du mußt ihm nicht trauen. Eine junge, ſanfte Frau, die erſt vor Kurzem Mutter geworden war, machte den Einwurf: aber wenn mein Kind mir nun glaubte, und mir ſelbſt nicht traute?

„Eins!“ ſagte Herrmann. „Und zweitens; wenn das Kind nun ſagte: ſind alle Menſchen eigennützig, ſo muß auch ich es ſeyn. Denn das folgt doch wohl?“

Man nannte das wieder Uebertreibung, und ſprach hin und her, ohne zum Ziele zu kommen, wie es in einem ſolchen Kreiſe zu gehen pflegt. Eine junge gefühlvolle, unglücklich verheirathete Frau ſagte: ach, wenn man ſo in die Welt hineintritt mit dem Glauben, den Unterricht, Eltern, Dichter, und die eigne Phantaſie ſo ſtark gemacht haben, und man findet nun nichts als die eiſerne Hand der Nothwendigkeit, die das weiche Herz ergreift, man ſteht nun da auf dem Eisfelde des kalten

Lebens: — nein, man ſollte es vorher beſſer kennen.

„Und möchten Sie denn,“ fragte Herrmann bewegt, „daß Ihr Herz ſo eiſern wäre, wie die Hand der Nothwendigkeit? Setzt nicht der warme Hauch, der Ihre Seele anwehet, ein Land jenſeits des Eisfeldes voraus, wo alles von Sonnenwärme belebt wird? Iſt nicht der raſchere, ſchnellere Schlag Ihres Herzens, ſind nicht die Träume Ihrer Jugend, die ſchönen Hoffnungen der Freundſchaft und Liebe, dieſer Glaube an die Menſchheit — ſind nicht eben die der Troſt des getäuſchten Herzens? Nur der fühlende, gute, liebende Menſch verzeihet den Menſchen ihre Kälte, ihren Eigennutz; und wieder aus Liebe. Iſt denn dieſer Glaube an Menſchengüte — und werde er auch hundertmal getäuſcht — nicht das Edelſte, was das Herz hat? Und wenn auch ein Menſch den Glauben an fremde Tugend aufgiebt — wer möchte den an ſeine eigne hingeben? Und müſſen nicht, wenn ich ſo denke, noch tauſend Andere ſeyn, die eben ſo denken? So können mich denn wohl einzelne Menſchen täuſchen; aber nicht die

Menſchheit. Sagen Sie, möchten Sie die beſſeren Hoffnungen Ihres Herzens hingeben?"

Nein, antwortete die Frau mit rötheren Wangen und glänzenden Augen; aber doch kann zuweilen in eines Menſchen Herzen der unglückliche Wunſch entſtehen, die Tugend möchte ein Traum ſeyn, damit er nicht noch etwas Schlimmeres von den Menſchen, und auch von der Vorſehung, denken müſſe.

Und das Schlimmere wäre? fragte Emilie mit bebender Stimme. —

„Daß der Menſch ſeine Beſtimmung gänzlich verfehlt habe!" fiel Herrmann ein. „Habe ich Ihre Meinung getroffen?" —

Das meinte ich, ſagte die Frau; ich zitterte aber, es zu ſagen. — Emilie wurde blaß, und warf einen ſchnellen, bittenden Blick auf Herrmann. — Ich ſollte nicht glauben, daß das möglich wäre, ſagte einer.

Herrmann antwortete mit einem kleinen Seufzer: „ach, gerade die edelſten Menſchen ſind dieſem Glauben am meiſten ausgeſetzt. Wehe dem Menſchengeſchlechte, das ihnen dieſen Glauben aufdringt! Der edelſte Menſch ſeines Jahrhunderts, vielleicht ſeines Jahrtau-

ſends, ſtarb mit den fürchterlichen Worten: Tugend iſt ein leerer Nahme, ein Traum! weil er ſo ſtolz war, ſeine Handlungen für den hohen Gang der Vorſehung zu halten. Nur ein Tugendhafter konnte das glauben; und dennoch ließ die Vorſehung dieſen ſinken. Er ſtarb, und nur ſeinem Herzen war die Tugend kein Traum. Der Portugieſe Acoſta, deſſen Herz in Liebe und in der ſüßeſten Hoffnung der Unſterblichkeit lebte, wurde ein Jude, um nur endlich dem ihm ſo heiligen Glauben an ein ewiges Leben zu entgehen; und zuletzt endigte dieſer weiche, gute, kindliche Menſch damit, daß er ſich eine Kugel durch das Gehirn ſchoß. Wie viele Herzen mögen in der Stille unter der Laſt ihres getäuſchten Glaubens, ihrer zerſtörten, edelſten Hoffnungen, brechen! Aber iſt dieſer ſo tödtliche Schmerz nicht der Beweis, daß ſie ihren Glauben nicht aufgeben konnten? Sie ſtarben für ihn, für die Tugend, die ſie läugneten. Ja!" — rief er jetzt, außer ſich, und mit Thränen in den Augen: — „unglücklich kann der Menſch werden; aber brächen ſie mein Herz — ich würde noch ſterbend eines

Menſchen Hand ergreifen, ſie auf meine Bruſt legen, und ſtammeln: dieſes Herz, das ihr brecht, liebt euch dennoch." Jetzt hielt er ſein Taſchentuch an die Augen.

Es war eine Stille in der Geſellſchaft entſtanden. Selbſt der Kalte, der hier hätte fragen können: aber, warum weint er? ſchwieg, ergriffen von der Empfindung aller Andern. Emilie, die ſich ihm gegenüber geſtellt hatte, zerfloß in Thränen einer ſchmerzlichen Sehnſucht, und ſuchte ſie nicht zu verbergen. Sie hielt die Blicke feſt auf den Jüngling, und als er ſein getrocknetes Auge wieder erhob und ſie anſah, da weinte ſie noch ſtärker. Sie ſchlug ihr Auge nicht nieder; ſie lächelte ihm zu, weil ihr Herz ihm entgegen wallte.

Den Meiſten in der Geſellſchaft ſchien es indeß doch ein wenig allzu heroiſch, ſich ſo lange von der Tugend zu unterhalten, und es wurde ein andres Geſpräch angefangen. Nur die unglückliche junge Frau ſetzte ſich mit Herrmann in ein Fenſter, und ein Paar Mädchen, denen er mit den ſchönen Thränen in den Augen intereſſant geworden war, nahmen ſich Stühle neben ihnen, um das vorige Geſpräch

zu erneuern. Emilie ſtand ein wenig weiter ab, doch ſo, daß ſie hören konnte. Man ſprach jetzt mit mehr Ruhe über Muth im Unglück. Die junge Frau fragte Emilien, die bisher immer geſchwiegen hatte, um ihre Meinung. Ich bin, antwortete ſie beſcheiden und ſchamhaft, immer glücklich geweſen, und kann alſo nicht wohl darüber urtheilen. Aber der Schmerz ſcheint mir der Freude ſehr ähnlich zu ſeyn. Nie habe ich eine Freude allein genießen können, und ſo oft ich mir den Schmerz denke, dünkt mich, daß er ein Genuß für mich ſeyn würde, wenn ich nur einen Menſchen, eine Freundin hätte, die ihn mit mir trüge. Ich glaube, es giebt nur Einen Schmerz: den, über den Verluſt des Herzens, mit welchem man ſeine Freuden theilte. — „Und dieſer Eine Schmerz,“ ſagte Herrmann eifrig, „dauert nur einen Augenblick. Aber wie wenige Menſchen finden das Herz! . . . Ich habe es gefunden!“ ſetzte er langſam hinzu; (er dachte dabei an Hochfeld.)

Die junge Frau ſah ihm lächelnd ins Geſicht, und das Geſpräch wendete ſich nun auf die Liebe. Herrmann bemerkte, daß Emilie

jeʒt ein Mädchen, welches am andern Ende des Zimmers ſaß, ſo lange lächelnd anſah, bis es aufſtand und zu ihr kam; und nun ging ſie mit dieſem Mädchen nach einer andern Seite des Zimmers.

Endlich ſeʒte man ſich zu Tiſche. Während der Mahlzeit ſchlug Jemand der kleinen Geſellſchaft vor, morgen zu Mittage in einem angenehmen Gehölze unweit der Stadt zu eſſen. Der Vorſchlag fand Beifall. Auch Emiliens Vater wurde gefragt, und Herrmann fühlte ein ſtarkes Pochen ſeines Herzens. Morgen? ſagte der Vater. Ich muß mich beſinnen, ob es angeht. Herrmann ſah ihm ſtarr ins Geſicht. Emilie beobachtete Herrmannen, der, als ihr Vater Ja ſagte, auf einmal erröthete, und einen frohen Blick des funkelnden Auges auf ſie warf. Auch ſie fühlte ein kleines Herzpochen, als ſie den Jüngling ſo froh erröthen ſah.

Nun denn, Herr geheimer Sekretair, ſagte die junge Frau von Angersbach: Sie holen mich ab; und den vierten Plaʒ kann Herr Lange bekommen. Herrmann warf einen Blick auf Emilien; ſie ſah gleichgültig vor ſich hin,

und er entſchuldigte ſich nun mit Geſchäften, die er erſt abthun müßte. Die Geſellſchaft ging auseinander, und Herrmann wagte es nicht, Emilien den Arm zu bieten.

In Beider Herzen entſtand eine Leidenſchaft, die ſie nicht gewahr wurden. Emilie fühlte wohl eine Ahnung davon, Herrmann aber gar nichts, weil er die Liebe noch nicht kannte. Bei Luiſen hatte er etwas gefühlt, das er für Liebe hielt, und da fing es ſich mit dem ſüßeſten Vertrauen an; für Emilien aber empfand er eine ſo hohe Achtung, daß er ſie immer nur mit Scheu anredete.

Die Lobſprüche ſeiner Großmutter, der Freundin von Emilien, und des Hofraths; die reine Unſchuld in ihrem ganzen Weſen, der heutige Tag und ihre Thränen: das alles hatte ſehr große Wirkung auf Herrmanns Herz gethan, ſo kurze Zeit er ſie auch erſt kannte. Emilie kannte ihn ſchon länger. Noch ehe er in die Reſidenz zurückkehrte, hatte Hochfelds Schweſter einer gemeinſchaftlichen Freundin viel von dem Freunde ihres Bruders erzählt. Auch die Schlägerei mit Rolfs, und die Veranlaſſung dazu, wußte Emilie, weil Hochfeld ſeiner

Schweſter, die er liebte, darüber geſchrieben hatte. Ueberdies war Herrmanns Großmutter immer ſo ganz mit dem Gedanken an ihren geliebten Enkel beſchäftigt, daß ſie Emilien faſt nur von ſeinen Tugenden unterhielt. Den Tadel ſeiner Eltern ſah ſie als ein Lob mehr an; denn auch ſie hatte den Fehler, den man ihm vorwarf, nicht gern in der großen Welt zu leben.

So ging es denn ſehr natürlich zu, daß ihr Herz ein wenig pochte, als ſie ihn an dem Abend, da er von der Univerſität zurückkehrte, in dem Hauſe ſeiner Eltern kennen lernen ſollte. Nun kam er; und ſobald ſie ihn ſah, war alle Empfindung in ihrem Herzen vorüber: denn dieſe Empfindung war nichts anderes geweſen, als die Theilnahme an einem guten Sohne, den die Freude erwartete, ſeine Eltern nach einer Trennung von mehreren Jahren wiederzuſehen.

Jetzt aber, als er ſich ſo tief auf die Hand der Großmutter niederbeugte, und als Emilie ihn an der Bruſt der ehrwürdigen Frau ſo ſchöne Thränen weinen ſah: jetzt regte ſich zum erſten Male Wohlwollen für einen Mann in ihrem Herzen. Er iſt ein guter Menſch, dachte

ſie; aber doch fiel es ihr nicht ein, ſeinetwegen von ihrer Regel, ſich ſo ſelten als möglich mit einem jungen Manne einzulaſſen, abzuweichen. Ihr Wohlwollen für ihn nahm noch zu, als er ihr den Tod ſeines Großvaters erzählte; indeß ſie that auch jetzt, was ſie zu thun gewohnt war: ſie ſchwieg, ſo viele Mühe es ihr auch koſtete, ihm nicht zu ſagen: Sie ſind ein guter Menſch!

Endlich erzählte ihr die Freundin das Geſpräch, das Herrmann mit ihr über ſie gehabt, und die Wirkung, die es auf ihn gethan hatte; und nun beſchäftigte er ihre Phantaſie einige Stunden: denn ſie wünſchte zu wiſſen, was er gedacht, was er gefühlt hätte. Heute aber, nach ſeiner lebhaften Vertheidigung der Tugend, beſchäftigte er auch ihr Herz: ſie fühlte für ihn die innigſte Freundſchaft, das innigſte Wohlwollen, und eine unruhige, ſüße Sehnſucht verſenkte ſie den ganzen Abend in Träume. Er hat ein Herz gefunden, dachte ſie. Wenn ich doch wüßte, wer ſeine Freundin wäre! (Es fiel ihr nicht ein, daß er auch einen Freund gemeint haben könnte.) Und wie glücklich würde ich ſeyn, wenn ich eine ſolche Freun-

din hätte! Jetzt erinnerte ſie ſich, daß er roth geworden war, als ihr Vater verſprochen hatte, mit von der Partie zu ſeyn. Sie dachte mit Vergnügen: er nimmt Theil an dir; er iſt gern in deiner Geſellſchaft. Allein weiter gingen ihre Gedanken auch nicht, nicht zu Hoffnungen, zu Wünſchen, nicht einmal zu dem Vorſatze, ihn durch ihr Betragen auszuzeichnen. Darüber, daß ſein Bild nicht aufhörte, vor ihr zu ſtehen, war ſie unruhig; ſie ſuchte ſich zu zerſtreuen, und es gelang ihr. Nun entſchlummerte ſie ſanft, und kein Traum ſtörte ihre ſtille, ſonſt immer ruhige Seele.

Am folgenden Morgen kleidete ſie ſich doch bei einem heiteren Aufwallen ihres Herzens an, und dachte einmal: wenn er mitführe! Es ahnete ſie, daß er den Platz in ihres Vaters Wagen ihretwegen ausgeſchlagen hatte, und das Vergnügen darüber ſtrahlte auf ihren blühenden Wangen.

Als Herrmann mit Hochfeld in das Gehölz kam, gingen Emilie und ihre Begleiterin ſchon Arm in Arm. Die letztere fand bald eine Gelegenheit, ſich Herrmannen zu nähern, und that ſogleich eine Frage, die das geſtrige

Geſpräch wieder anknüpfen ſollte. Herrmann antwortete aber nur flüchtig. Er blickte Emilien von der Seite lächelnd an, und ſagte, was er bemerkte: daß ſie ſo heiter wäre. — Ein Wald, ein grünes Feld, die freie Natur erheitert mich immer, antwortete Emilie. Sogleich drang die Frau mit Fragen, ob er die Natur liebe? auf Herrmann ein. O Gott! rief ſie mit einem gezierten Entzücken; ich kann keine Gruppe Bäume ſehen, ohne mich ſelig zu fühlen. Herrmann blieb bei allen ihren Ausrufungen kalt, und ſchwieg. Die Natur entzückte auch ihn, doch nur eine unerwartete große Ausſicht, und ſelbſt die nicht immer. „Ein Ganzes wie hier,“ ſagte er endlich, „macht mich, ohne daß ich gerade darauf merke, nur heiterer; wahrſcheinlich, weil es mich geſunder macht. Ich komme alle Tage in die Natur, weil ich ſie liebe. Entzücken aber könnte ſie mich nur dann, wenn ich ein Jahr oder länger gefangen geſeſſen hätte, und ſie zum erſten Male wieder ſähe.“

Auch Emilie fühlte heute den frohen Einfluß der Natur: ihr Blut rollte leichter und wärmer; ſie war nicht wortarm, und nahm

Theil faſt an allen Geſprächen, in welche Frau von Angersbach, die Herrmannen nicht von der Seite wich, ihn hineinzog. Herrmann aber war heute nicht wieder in Feuer zu ſetzen. An den lachenden Augen, an der leidenſchaftsloſen, klingenden Stimme, an ſeinem ruhigen Gedankengange, ſah man, daß er nur vergnügt war und es bleiben wollte. Er verſuchte es mehrere Male, von ſeiner ſentimentalen Begleiterin los zu kommen; doch es gelang ihm nicht. In den wenigen Augenblicken, die er mit Emilien allein war, knüpfte er heitre Geſpräche an, und Emilie antwortete ſehr kindlich und offen. — Sie ſprachen eigentlich von nichts; doch Alles kam aus einer frohen Seele.

Dann aber war die Frau von Angersbach bald wieder da, dieſer „nachgemachte feuerſpeiende Berg.“ — „Das iſt ſie,“ ſagte Herrmann am Abend zu Hochfeld; „denn ich ſah, wie ſie brennbare Materialien ſuchte und aufhäufte, um mir nachher mit ihrer Lava meine heitern Gartenfelder zu verbrennen.“ — Sie hatte wirklich Bildung und intereſſante Ideen, ſprach gut, drückte ſich mit Wärme

aus; und doch ließ Herrmann ſich nicht in ihre Ideen hineinziehen, weil er bemerkte, daß ſie dies zur Abſicht hatte. Er wurde immer kälter; endlich aber, als die Frau nicht aufhörte, die ſentimentale Flagge vor ſich her zu tragen, und ſelbſt Emilien beinahe verführt hätte, fand er das lächerlich, ſagte einige Einfälle, und übertrieb, wie er es bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer machte.

Emilie wurde irre an ihm, und ſuchte von ihm los zu kommen. Das fühlte Herrmann, und darum war es ihm lieb, daß die Geſellſchaft ſich vereinigte. Man ſpielte nun allerlei, und Emilie ging, mit einem kleinen Mädchen an der Hand, eine Allee auf und nieder. Herrmann glaubte, ſie wollte allein ſeyn, und ſah ſie jedesmal, wenn ſie in dem Gange erſchien, nachdenkend an, weil ihre Stellung ſo trauernd war. Jetzt zeigten ſich zwei Kinder mit einer Zitther und einem Triangel; ſie blieben aber in der Ferne, als ob ſie es nicht wagten, die laute Freude der Geſellſchaft zu ſtören. Frau von Angersbach ſaß gerade wieder neben Herrmann, und ſprach mit ihm über die kindliche Liebe. Er antwortete jetzt aus

Verdruß ein wenig wärmer. Emilie, welche die beiden Kinder bemerkt hatte, ſprach ein Paar freundliche Worte mit ihnen, und führte ſie der Geſellſchaft näher. Die Kinder fingen an zu ſpielen, und Frau von Angersbach, die dadurch in einer ſehr ſchönen Periode unterbrochen wurde, ſagte verdrießlich: lieber Gott! über das fatale Geklingel!

Herrmann ſprang auf, ſo wie er die Kinder erblickte, und ſtellte ſich, ohne Emilien zu bemerken, neben ſie. Er ſah niemals ſolche kleine Geſchöpfe auf dieſe Weiſe ihren Lebensunterhalt erwerben, ohne ſich bewegt zu fühlen. „Ich wollte lieber, ſie bettelten,“ ſagte er, ohne den Blick von ihnen zu wenden, zu der neben ihm ſtehenden Dame; und das war die Frau von Angersbach. — Ich auch, antwortete ſie; denn die Muſik iſt unerträglich. Sagen Sie ihnen doch, daß ſie aufhören ſollen. — Herrmann erwiederte mit gerunzelter Stirn: „nicht deswegen!“ Doch ſogleich wendete er ſeine Blicke wieder mit noch zärtlicherem Mitleiden auf die Kinder. Sie bekamen ein anſehnliches Geſchenk; und da ſie nun erſt recht anfingen zu ſpielen, ſo entfernte ſich alles, nur Herrmann und Emilie nicht.

Warum ſollen die Kinder lieber betteln? fragte Emilie. Jetzt haben ſie doch das Bewußtſeyn, für die kleine Wohlthat etwas gethan zu haben. „Daß die armen Kinder etwas dafür thun müſſen: das macht mich wehmüthig. O, wie hart ſind wir Menſchen! Wären wir weicher, gütiger, menſchlicher — was bedürften dieſe beiden armen, hülfloſen Kinder ihrer Inſtrumente? Ihr Anblick, die bloßen Worte: wir ſind unglücklich! würden uns rühren. Daß ſie den Weg zu unſerm Herzen erſt durch die Ohren, die von ihren Mißtönen verletzt werden, ſuchen müſſen: das beweiſt, wie hart unſer Herz und wie groß unſer Stolz iſt. Wir bezahlen ihre Arbeit, nicht ihr Unglück! . . . „Wer ſeid ihr Kinder?"

Unſer Vater iſt ein armer Bergmann aus dem Oberlande. Schon ſeit vier Wochen liegt er krank, dort in dem Dorfe. Er ſtürzte in eine Grube, und das brachte ihn um ſein Brot. — Der Vater, unterbrach der kleine Knabe ſeine ältere Schweſter, kann nicht mehr ſpielen; die Hände zittern ihm, und ſein Bein iſt entzwei. Da hat meine große Schweſter die Zitther geerbt, und ich den Triangel.

„Geerbt?“ ſagte Herrmann bewegt; „das tönende Inſtrument eures Elendes? Und iſt das, was ihr verdient, hinreichend, euren Vater zu ernähren?“

Wir brauchen nicht viel, antwortete das Mädchen mit niedergeſchlagenen Augen; und wenn es nicht Winter würde, ſo — —

„Aber es w i r d Winter, mein Kind. Oder hoffſt du, daß Gott deines Vaters wegen wohl einmal den Winter überſchlagen könnte?“

Dem Mädchen ſtiegen Thränen in die Augen. — Wir ſind doch gar zu arm! ſagte es nach einer Pauſe.

„In welchem Dorfe liegt euer Vater?“

Gleich hierbei, da, in Schlannſtedt. — Jetzt blickte Herrmann von den Kindern weg, auf Emilien, und ſagte mit ſanfter Stimme: „entſchuldigen Sie mich für eine Stunde bei der Geſellſchaft, Mademoiſelle.“ Sie antwortete nicht, und ſah ihn nur mit den großen blauen, in Thränen ſchwimmenden Augen ſanft und gütig an. Er hob ſeine Hand, um die ihrige zu faſſen, ließ ſie aber wieder ſinken, und machte ſich ohne Zögern mit den Kindern auf den Weg. Emilie ging, ſich zu erholen, längs

der

der andern Seite der Hecke leiſe hin. Sie hörte Herrmann ſagen: „nein, ihr armen Kleinen; euer Vater ſoll nicht mehr vor dem Winter zittern! Die Mamſell, die bei mir war — habt ihr wohl die Thränen in ihren Augen geſehen? Ihr glaubt nicht, wie gut ſie iſt! — die hat mir einen Beutel mit Geld für euren Vater zugeſteckt; der wird ſchon auf einige Winter und Sommer hinreichen. Kommt! kommt! Sie verlangt, daß ich bald wieder bei ihr ſeyn ſoll.“

Emilie ſtand, als ſie von ſich ſprechen hörte, ſogleich ſtill; aber ſchon drangen die lieblichen Töne in ihr Herz, und lockten Thränen einer unbekannten, ſüßen Empfindung in ihr Auge. Sie zitterte vor ſeiner Rückkehr, und dennoch hatte er ganz richtig geſagt, daß ſie nach ihm verlange. Von dieſem Augenblick an entfaltete ſich die reinſte Liebe in ihrem Herzen. Wie hätte er das ſagen können, dachte ſie, wenn nicht ſein Herz voll von mir wäre? — Sie erröthete, als er zurückkam, und ihr Herz ſchlug ängſtlich. Um das ſich ſelbſt und Herrmannen zu verbergen, ging das unſchuldige Mädchen ihm entgegen, und erröthete bei jedem Schritte

noch ſtärker. Herrmann, in deſſen Seele jetzt die Ruhe einer wohlthätigen Handlung lag, und deſſen Auge von dem ſanften Feuer ſtiller Freude glänzte, merkte nichts. Er war heiter, und that alles, was der Zufall ihm gebot, mit Luſt und Scherz. Nur zuweilen ſuchte er Emilien, doch ohne Unruhe; und er blieb heiter, wenn auch ein Andrer ſie führte.

Jetzt bemächtigte ſich die Frau von Angersbach ſeiner gänzlich; der ſchöne Abend, der beſtirnte Himmel, der aufgehende Mond, waren zu willkommne Veranlaſſungen, als daß ſie ihm nicht aufs neue hätte zeigen ſollen, wie ſie fühlte. Freilich war ſie ihm läſtig; indeß antwortete er artig, und blieb heiter. Er dachte noch immer an den unglücklichen Bergmann, an deſſen zitternden Händedruck; und Emilie konnte ſeine Freude ſo wenig ungeſtüm machen, als Frau von Angersbach ſie ſtören. Als er dieſe und Emilien in den Wagen hob, ſagte er mit reiner Heiterkeit nur: gute Nacht; ohne daß in ſeiner Stimme irgend eine Bewegung merklich war.

Emilie kam unruhig zu Hauſe. Sie fing an den Zuſtand ihres Herzens ſcharf zu betrachten,

und fand, daß ihre Empfindungen ſich mit grö-
ßerer Gewalt, als ſie je vorher gekannt hatte, zu Herrmann hinneigten. Seine Freundſchaft, ſeine Liebe war ihr Wunſch; denn ſie fühlte ſich ſeiner werth. Dieſer Gedanke machte ſie ruhig; und durch eine leiſe Hoffnung, die ſich faſt unmerklich im Grunde ihres Herzens regte, wurde ſie heiter. Sie dachte nicht an die Zukunft, ſie ordnete ihr künftiges Betragen gegen Herrmann nicht; denn ſie war deſſen gewiß genug, und fand auch kein Wort, das ſie bisher mit ihm geſprochen hatte, zu bereuen oder zu verbeſſern. Ohne Wünſche war ſie wohl nicht, aber ohne Entſchluß, ſich der Erfüllung zu nähern, ohne Plane für die Zukunft. Die Liebe erhöhete ihre zarte Unſchuld noch mehr, und gab ihrem jungfräulichen Stolze noch eine feinere Reitzbarkeit. Sie zog ſich von Herrmann zurück — nicht um ihn zu locken, ſondern aus unſchuldigem Herzen. Er fühlte, wie hoch er Emilien ſchäätzte, und wie edel ſie war; aber er glaubte ſelbſt nicht, ſie zu lieben, und ging ſeinen Weg ganz ruhig und heiter fort.

Herrmanns Vater ſtand jetzt, als ſubſtituirter Kammer-Direktor, mit Emiliens Vater von

Amtswegen in einiger Verbindung. Ihm ſelbſt war ſeit einigen Tagen nicht wohl; er bat daher ſeinen Sohn, ein Geſchäft, das Eil hatte, und das nur nebenher die Kammer anging, mit Herrn Lebrecht abzumachen. Es betraf eine Bitte für einen Kammer-Officianten, welche Lebrecht bei dem Fürſten unterſtützen ſollte. Herrmann mußte ſich eine Stunde lang von ſeinem Vater die Art und Weiſe vorſagen laſſen, wie er das Geſchäft mit dem Kabinetsſekretair zu betreiben hätte. Endlich wollte er gehen; aber der Kammerrath ſagte: nein, du mußt dich auf dieſen Nachmittag anmelden; ich will dir ein Billet diktiren, worin du es thuſt: denn dieſe Attention, mein Sohn — „Ich halte ſie bei dem Sekretair für überflüſſig, lieber Vater. Es iſt ein gerader Mann." — Eben deshalb wird ihm die Attention gefallen. Herrmann begriff das nicht; indeß erfüllte er das Verlangen ſeines Vaters, und ſein Beſuch wurde angenommen.

Er fühlte eine gewiſſe fröhliche Unruhe bei dem Gedanken, in Emiliens Wohnung zu gehen; indeß lächelte er über ſeine Aengſtlichkeit, und dachte: „biſt du nicht ein

Thor? Es fragt ſich ja noch, ob ſie da ſeyn wird. Ein Geſchäft mit dem Vater — was geht das die Tochter an?" Allein er blieb unruhig; er dachte, wie Emilie wohl zu Hauſe gekleidet ſeyn, wie ſie ausſehen würde. „Wahrhaftig, Herrmann," ſagte er dann zu ſich ſelbſt; „das wird bedenklich. Und" — dachte er in demſelben Augenblicke wieder — „wenn ſie mich nun zu Tiſche bitten; ob ich bleibe?" Jetzt fiel ihm ein, daß Lebrecht nie Geſellſchaft in ſeinem Hauſe ſah. „Was mag die Urſache ſeyn?" Er lachte über ſich ſelbſt; doch er fiel immer auf neue Fragen. Am Ende beſchloß er, zu thun, als ob gar keine Tochter im Hauſe wäre.

Nach Tiſche ging er, und wurde zu Emiliens Vater geführt, der in Akten begraben ſaß, und ihn mit einem freundſchaftlichen Händedruck empfing. Das Geſchäft war in fünf Minuten abgethan, ohne daß Herrmann einen von ſeines Vaters feinen Umwegen zu brauchen nöthig hatte. Er griff nun nach dem Hute; aber Lebrecht ſagte gutherzig: Sie trinken Kaffee mit mir, wenn Ihnen meine Geſellſchaft lieb iſt. Er klingelte, und beſtellte.

Eine Magd brachte den Kaffee, und ſagte: die Mamſell will ſogleich kommen. Herrmann wurde roth; denn er ſah drei Taſſen auf dem Brete. Herr Lebrecht kramte jetzt in ſeinen Papieren, und Herrmann dachte, immer die Augen auf die Thür heftend: „jetzt muß ich ſehen, wie ſie gekleidet iſt, wie ſie den Kaffee einſchenkt, ob ſie ihrem Vater den Fidibus anzündet. Ich kann tauſend intereſſante Bemerkungen machen, während ich mit dem Vater über die Juriſten auf der Akademie oder über das Kriminalrecht ſpreche." — Das Herz ſchlug ihm hoch, als er kommen hörte und den Drücker der Thür ſich bewegen ſah.

Die Thür ging auf, und — wer herein trat, war eine kleine, dürre, bleiche Perſon, die mit einem langſamen, ſchleichenden Gange auf Pantoffeln näher kam, und von drei Bologneſern umhüpft wurde. Die alte Dame trug ein ſchwarzes Sammetmäntelchen mit Granaten beſetzt, darunter ein violet kattunenes Kleid, und eine altmodige Haube auf dem Kopfe. Sie verbeugte ſich ſtillſchweigend gegen Hermann, ſetzte ſich in einen kleinen bunten Lehnſtuhl, bereitete den drei Hunden Sitze auf ihrem Schooße und

neben ſich, gebot ihnen Stille, und ſagte dann feierlich und langſam: es iſt mir ſehr angenehm, daß ich die Ehre habe, Dero werthe Bekanntſchaft zu machen.

Herrmann lachte nicht über den unerwarteten Anblick, und verzog auch nicht einmal eine Miene; denn er hatte eine Art von Vorneigung für ſolche überlebte Menſchen, und konnte ihnen viel zu Gute halten. Er ſelbſt liebte noch alles, was er ehemals geliebt hatte; in ſeiner Großmutter Hauſe z. B. gab er bei der Rückkehr von der Univerſität dem Kalender wieder ſeine alte Stelle unter dem Spiegel, und verſicherte, daß der ſchwarze Schenktiſch mit ſeinen Gläſern und Taſſen wieder an der Wand ſtehen müſſe, wenn er ſich in dem Zimmer wohlbefinden ſolle.

Lebrecht griff nun zu der Pfeife, und auch Herrmann nahm eine. Als er aufſtand, fuhren alle drei Bologneſer bellend auf ihn los. — Die verdammten Hunde! ſagte Lebrecht, ſo oft Herrmann ſich rührte; denn ſie fuhren jedesmal auf. Herrmann fand die Hunde ſchön, und die Alte erzählte ihm nun aus Dankbarkeit die Geſchichte der drei Hunde ſehr aus-

führlich, und kiff jedesmal mit Herrn Lebrecht, wenn er: verdammte Hunde! ſagte. Es ſchien eine Art von ſtillſchweigendem Vertrag zwiſchen ihm und der Alten zu ſeyn, der niemals übertreten wurde. Jeder that, was er wollte; der andere ſchmählte darüber, und keiner kümmerte ſich darum. „Die verdammten Hunde!“ ſagte der Sekretair ſo ruhig, als ob er Hunde in der andern Erdhälfte meinte. „Das unchriſtliche Fluchen!“ ſeufzte die Alte, und in dem Augenblicke hörte ſie ſchon wieder: „die verdammten Hunde!“ — Sie hatte gegen alles, was Herr Lebrecht that, ſagte, wollte, erzählte, etwas zu erinnern, und er hörte nicht auf ihre Erinnerungen, ſondern that, ſagte, wollte und erzählte ruhig weiter.

Endlich ſtand Herrmann auf, ſeinen Hut zu nehmen, und die Hunde flogen bellend auf ihn los. Die alte Dame erhob ſich, und fragte mit wirklicher Herzlichkeit: wollen Sie es ſich nicht bei uns gefallen laſſen? „Die verdammten Hunde! Eſſen Sie mit uns, Herr Lange.“ — Ja, bleiben Sie hier. Sie werden zwar nicht viel finden; nur eine Schüſſel gern geſehen.

Die Dame faßte nach Herrmanns Hute,

und auch die Hunde fuhren darauf los. „Der Teufel hole die Beſtien! Man kann ſein eig=nes Wort nicht hören! . . . Bleiben Sie bei uns, lieber Lange.“ — Das unchriſtliche Fluchen! Kann Segen hier im Hauſe ſeyn? . . . Sie thun uns einen Gefallen, wenn Sie hier bleiben. — Herrmann legte ſeinen Hut wieder hin, und blieb.

Nun machte die Dame ſtillſchweigend eine Verbeugung, und ging dann, um Anſtalt zu treffen. Gott Lob, daß die Hunde fort ſind! ſagte Lebrecht. Es iſt meine Baſe, die mir nun ſchon ſo lange, als meine Tochter auf der Welt iſt, die Haushaltung führt: ein wenig eigen und ſo weiter; aber gut und wohlmeinend. — Man fing wieder an das Kapitel vom Krimi=nalrecht abzuhandeln, und die Baſe war ver=geſſen.

Um acht Uhr kam die Baſe Eliſabeth (ſo nannte Lebrecht ſie), und rief zu Tiſche. Unter=weges bat ſie Herrmannen noch einmal, ja vor=lieb zu nehmen. So wie ſie die Thüre auf=machte, rief ſie keifend: aber, Emilie, du ſiehſt doch auf gar nichts! Gehört denn die Terrine da hin? — Emilie verbeugte ſich, und ſetzte

die Terrine anders. „Das iſt alſo der Haus-teufel!" dachte Herrmann. Aber zu ſeiner Verwunderung ſuchte die Alte immer die beſten Biſſen aus, und legte ſie Emilien auf den Teller. Sie zankte mit der Magd, mit Emilien, mit Lebrecht, und ſorgte für Alle, beſonders für Emilien, mit wahrer Zärtlichkeit. Herr Lebrecht fand den Braten hart wie Stein. Das nahm die Baſe Eliſabeth ſehr übel; ſie erzählte Herrmannen die ganze Geſchichte des Bratens, und fuhr dann fort: ich frage Sie, Herr Lange, ob ein ſolcher Braten nicht mürbe werden muß. Er iſt mürbe, ſage ich. Nicht wahr, Emilie?

Emilie bejahete es, und nahm noch ein Stück. Gutes Kind! ſagte die Muhme, und ſtreichelte ihr die Wange. Aber, aber, ſagte ſie ängſtlich; iß es doch lieber nicht, Milchen! — Es iſt ſehr mürbe, Baſe Eliſabeth, ſagte Emilie. — Ja, ja, das wohl; aber nein, der Herr Vetter hat dieſesmal Recht: er iſt doch nicht ganz mürbe, und es könnte dir ſchaden. Nur ſollte der Herr Vetter das Eſſen nicht in Gegenwart eines Fremden tadeln! . . . Dir iſt jetzt ohnehin nicht ſo recht, Emilie. Wenn du dich nur nicht da in dem Hölzchen

erkältet haſt! — Der Vater warf beſorgte Blicke auf ſeine Tochter, und ſie ſagte ſchnell: ich bin nie geſunder geweſen.

Lieber Gott! ſeufzte die Alte; mir widerſpricht doch alles! Sonſt, Herr Lange . . . Doch, Sie haben ja Emilien ſchon öfter geſehen. Sagen Sie, iſt ſie wohl ſo blühend, wie ſonſt? Die Bläſſe ſteht dem Kinde freilich gut. (Nun ſah ſie Herrmannen und Emilien wechſelsweiſe an, um ſeine Blicke auf Emilien hinzuleiten.) O werde nicht roth, Milchen. Von mir kannſt du dir wohl ſagen laſſen, daß dir Gott eine ſchöne Bildung gegeben hat. Sey nur nicht eitel darauf; das predige ich alle Tage.

Was ſoll ich von der Schönheit ſagen?
O Herr, ſie iſt nach wenig Tagen
Des Todes Raub,
Ein wenig Staub.

Das bedenke, mein Kind, und ſey nicht eitel. Freilich kann ich dir das, Gott Lob! noch nicht vorwerfen.

Herrmann hätte die arme Emilie gern ſchon früher aus ihrer Verlegenheit befreiet; aber er wagte es nicht, von dem Teller aufzublicken. Doch jetzt wendete er ſich an den Vater: „es

ließe ſich viel darüber ſagen, Herr Geheimer Sekretair. Manche Geſichter behalten bis in das ſpäteſte Alter einen Zug von Schönheit, der gleichſam wie aus der Seele durch das Geſicht hervorſtrahlt. Kennen Sie den alten Kammerpedell? Welch ein ſchöner Kopf! So oft ich ihn ſehe, fallen mir die Worte ein: das Alter ſollſt du ehren! ... Das weiße Haar, Mamſell," — ſo wendete er ſich zu der Baſe — „das ſo glänzend um ſeine Scheitel hängt, iſt mir immer wie ein glänzender Nimbus aus dem ewigen Leben."

Lebrecht lächelte Herrmannen zu, doch ohne ſeine Abſicht zu verſtehen. Emilien fehlt etwas, Baſe Eliſabeth? fragte er herzlich beſorgt. — Die Baſe öffnete ſchon die Lippen, um zu antworten; Herrmann fiel ihr aber ins Wort: „Wie ich ſage, es ließe ſich viel darüber reden. Und wenn die jungen Mädchen eitel auf ihre Schönheit ſind, ſo liegt die Schuld an den jungen Mannsperſonen, die nichts zu ſchätzen wiſſen als das. Es mag vor Zeiten anders geweſen ſeyn."

Lieber Gott, ſeufzte Eliſabeth; vor Zeiten hatten wir Mädchen zu nähen, zu ſpinnen, zu

kochen. Aber jetzt? Es iſt ja, als ob ſie ſonſt nichts zu thun hätten, als in Geſellſchaft zu gehen. Ja, vor Zeiten, da war es ganz anders, Herr Lange!

Aber was fehlt denn Emilien? fiel Lebrecht ein.

Herrmann antwortete ſchnell: „vielleicht eine kleine Erkältung. Und da ſteckt es eben! Man wurde ehemals härter erzogen; man wurde nicht ſogleich krank. Ich wollte darauf wetten, Mamſell, daß Sie nie krank geweſen ſind.“

Um Vergebung, Herr Lange; acht ſchwere Krankheiten habe ich gehabt. — Herrmann ſetzte ſich zurecht, um zuzuhören. Eliſabeth erzählte die Geſchichten von allen acht, und am Ende von jeder ſagte ſie zu Emilien: der barmherzige Himmel bewahre dich vor dieſer Krankheit!

Endlich ging ſie hinaus, um der Köchin etwas zu ſagen. Hol' es der Teufel! ſagte nun Lebrecht; ſo geht es mir immer, lieber Lange. Hab' ich nun wohl erfahren, was Emilien fehlen ſoll? Zehnmal hab' ich gefragt. — Emilie lächelte ein wenig darüber, daß er Herrmannen

das ſo treuherzig geſtand, und ſagte: lieber Vater, ich bin ſo geſund, wie ein Menſch ſeyn kann.

Herrmann eilte nun aber fort, damit die Baſe nicht aufs neue anfangen ſollte. Die Baſe leuchtete ihm bis vor die Thür, und bat ihn, ja recht oft zu kommen, was er denn zu ihrem Vergnügen ſogleich verſprach. Die arme Emilie dankte ihm im Herzen, daß er ſie aus ihrer Angſt gerettet hatte: denn auf welchem Wege die Baſe Eliſabeth geweſen war, das wußte er freilich nicht; aber ſie ſelbſt dachte daran noch jetzt mit Zittern.

Seit der Luſtpartie im Hölzchen war Emilie ein wenig träumeriſch geworden, und die Baſe Eliſabeth hatte nicht aufgehört zu ſagen: Milchen, dir muß etwas zugeſtoßen ſeyn! Haſt du dich erkältet oder erhitzt? Oder iſt es etwa noch ſchlimmer, Mamſellchen? Ich warne und warne; aber wer hört denn auf mich? Woche für Woche, beinahe Tag für Tag, unter den jungen Herren! Was kann dabei herauskommen! O, ich weiß, was den Jungfern fehlt, wenn ſie erſt den Kopf ſo hängen laſſen.

So hatte Eliſabeth alle Tage geſprochen; nun befürchtete Emilie, daß ſie auch bei Tiſch-

wieder in denſelben Ton kommen würde, und das vereitelte Herrmann zu ihrer Freude. Schon den ganzen Tag mußte Emilie Herrmanns wegen leiden. Am Morgen kam das Billet, das der Kammerrath ſeinem Sohne diktirt hatte, und worin der Geheime Sekretair gebeten wurde, eine Stunde zu beſtimmen, wo ihm etwas insgeheim eröffnet werden könnte. Der Sekretair legte das Billet auf den Tiſch, und ging hinaus, um dem Bedienten mündlich zu antworten. Die Muhme holte ſich das Billet, las es vor ſich, und fragte: Herrmann Lange? wer iſt das? Das klingt ja ſehr geheimnißvoll. Emilie, war Herr Lange etwa mit in dem Hölzchen? Emilie antwortete erröthend: Ja! — Nun, ſo iſt es richtig! rief Eliſabeth, und ſchlug die Hände zuſammen. — Was iſt denn richtig? fragte Emilie ängſtlich. O, ſtelle du dich doch unſchuldig, Mamſell! . . . Sieh, Emilie, ich liebe dich, wie eine Mutter . . . Meine Arme habe ich mir an dir müde getragen. Wenn Doktor und Apotheker dich aufgaben, gab doch mein Gebet dich nicht auf. Monate lang habe ich an deiner Wiege gewacht. Du bekamſt die Blattern, und recht

giftige. Ich hatte ſie noch nicht gehabt. Dein Vater wollte mich aus dem Hauſe ſchicken; aber ich ſagte: nein! was Gott thut, das iſt wohl gethan! und Niemand durfte dich anrühren, als ich. Ich achtete die Todesgefahr nicht, damit du Pflege hätteſt; und nun . . .

„Liebſte Baſe Eliſabeth,“ ſagte Emilie, und benetzte ihre Hände mit dankbaren Thränen: „nie, nie kann ich Ihnen vergelten, was Sie an mir gethan haben. Sie ſind für mich eine gute Mutter, mehr als eine gute Mutter, geweſen. O, nehmen Sie mein ganzes kindliches Herz dafür.“ —

Die Muhme ließ ihren Ton ein wenig ſinken. Ja, Milchen, ſollte es mich nicht ärgern, daß ich es erſt jetzt erfahre? — „Was denn erfahren?“ fragte Emilie wieder ängſtlich.

Er hält um dich an. — Emilie wurde bleich, und fühlte dabei eine ſehr ſüße Empfindung in ihrem Herzen. Sie legte die Hand auf die klopfende Bruſt, und ſagte: „gewiß, liebſte Tante, ich weiß nichts davon.“

Jetzt trat der Vater, mit dem ruhigſten Geſichte von der Welt, wieder in das Zimmer. Was haben Sie geantwortet, Herr Vetter?

fragte

fragte die Baſe. — Ich habe Ja geſagt. Um drei Uhr kommt er.

Die arme, ſo ſehr überraſchte Emilie warf ſich weinend ihrem Vater an die Bruſt, und ſagte: „o Gott! ich muß mich erſt erholen!"

Was iſt denn nun wieder? fragte der Vater mit einem Blick auf Eliſabeth. Was habt ihr denn? Da hat gewiß der Teufel wieder einen Kanarienvogel geholt; und nun ſoll die es entgelten. Was iſt dir, Emilie? — Gott bewahre! ſagte Eliſabeth; das unchriſtliche Fluchen! Eine Kreatur Gottes!

Sorgt ein Vogel auf den Zweigen,
Wenn er ſingt,
Hüpft und ſpringt,
Wer ihm ſoll anzeigen,
Was er eſſen ſoll und trinken?
Nein, ach nein;
Er allein
Folgt des Himmels Winken,

— und nicht dem Teufel, Herr Vetter. Ich habe Emilien geſagt, daß Herr Lange kommen wird. Hier iſt das Billet, Milchen. — Emilie las, erröthete nun über ſich ſelbſt, und legte mit einem gezwungenen Lächeln das Billet auf

den Tiſch. Der Vater nahm es, las, und ſagte: ich ſehe darin nichts, gar nichts.

So? fragte Eliſabeth. Eine geheime Eröffnung! Das iſt ja mit Händen zu greifen. — Da möchte einem doch die Geduld vergehen! Was iſt denn mit Händen zu greifen? — Daß er um Milchen anhalten will. — Lebrecht griff geſchwind noch einmal zu dem Billet, und las es wieder durch. Warum nicht gar um Sie, Baſe! Nein, Langens denken höher mit ihren Söhnen hinaus. Der junge Mann wäre mir als Schwiegerſohn willkommen: denn er ſoll rechtſchaffen und noch unſchuldig ſeyn; und das iſt heut zu Tage eine Seltenheit. Aber Langens? Ich weiß, wohin ſie mit ihm wollen. Laßt nur erſt das Adelsdiplom da ſeyn!

Mit dieſen Worten ging der Vater, und bemerkte nicht, daß Emilie jetzt bläſſer daſtand, als vorher. Beides: „er hält um dich an!“ und ihres Vaters: „das weiß ich beſſer!“ wirkten ſo entgegengeſetzt auf ihr Herz, daß ſie einen Augenblick die Herrſchaft darüber verlor. Sie wurde bleich, und zitterte; aber noch als der Schmerz ihrem Geſichte die Far-

he nahm, ſagte ſie ſchon wieder lächelnd: „wie Sie mich erſchreckt haben, Baſe! und welch ein Kind ich bin! War ich nicht beinahe außer mir? Gott Lob, daß ich wieder ruhig ſeyn kann!“

Ganz ſo ruhig, wie ſie ſeyn wollte, war ſie nun wohl nicht; denn ihres Vaters beſtimmte Verſicherung, er wiſſe, welches Mädchen der Kammerrath ſeinem Sohne zugedacht habe, (ſo verſtand ſie ihres Vaters Aeußerung, troz dem, was eine geheime Stimme in ihrem Herzen dagegen ſagte,) erregte in ihrer Bruſt doch einen größern Schmerz, als ſie geglaubt hatte. Sie beſchloß indeß, ſorgfältig über ihr Betragen zu wachen, um nicht am Ende ihr Unglück ſich ſelbſt vorwerfen zu müſſen.

Die Baſe kam nach einiger Zeit wieder auf Emiliens Bläſſe und Zittern zurück. Das hatte etwas zu bedeuten, dachte ſie mit einem Kopfnicken, und betaſtete nun Emiliens weiches Herz mit ihren harten Händen. Es blutete bei ihren wohlgemeinten, aber unzarten Fragen, und Emilie mußte ſie endlich bitten, zu ſchweigen. Die gute Eliſabeth ſchwieg zwar; doch für recht ſicher hielt ſie Emilien nicht.

Sie ſang mit ſehr bedeutender Stimme nur Einen Vers aus einem ganzen Geſange:

Will etwa die Vernunft dir widerſprechen,
Und ſchütteln ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollſt du die Befeſtung niederbrechen,
Daß ihre Höh' ſich nur bei Zeiten leg!
Kein fremdes Feuer ſich in mir anzünd',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht,
Und dir wohl gar ſo zu gefallen dächt.
Ach ſelig, wer dein Licht ergreift und find't!

Die gute, unſchuldige Emilie wurde von dieſen Verſen ſchwer getroffen. Ihre Tante hätte etwas Schlimmeres ſingen können, und es würde ihr nicht ſo weh gethan haben, als dieſe Strophe; denn ſie fand etwas Wahres darin. Warum ſollte ſie, mit ihrem Herzen, ſelbſt mit ihrer Liebe, dem höchſten Weſen nicht gefallen? Sie hatte dieſe Liebe aufgegeben um der Thorheit der Menſchen willen; und nun wollte Eliſabeth durch ihre Strophe die großmüthige Emilie in eine reuige Sünderin verwandeln. Emilie reichte ihr dennoch, zur Verſöhnung, zur Vergebung, die Hand. Eliſabeth glaubte aber, es wäre ein Zeichen, daß ſie Buße thäte. Beide lächelten, und gingen verſöhnt und heiter aus einander.

Als Herrmann kam, horchte Eliſabeth ein wenig, bis ſie die geheime Eröffnung wußte. Sie erzählte nun Emilien, was ſie gehört hatte, und ſchloß am Ende mit der beleidigenden Ermahnung, ſich ja nichts gegen den jungen Menſchen zu vergeben. Sieh, Milchen, nichts iſt häßlicher, als ſich einem jungen Manne anzubieten. Lieber mit Ehren eine alte Jungfer, als mit Scham eine Frau. — Emilie ſaß im Gefühl der unverdienten Beleidigung da. Woran denkſt du, Emilie? — „Ich denke," antwortete ſie ſanft, und drückte ihr die Hand — „ich denke daran, daß Sie die Blattern und die Todesgefahr um meinetwillen nicht ſcheuten, und . . . ich hoffe, daß ich es nie vergeſſen werde."

Ja, Milchen, da nehme ich den Herrn zum Zeugen: käme es noch einmal ſo, und wäre es auch ganz ausgemacht, daß ich daran ſterben müßte, ich thäte es doch wieder.

Emilie ſchlang die Arme um ihren Hals, und ſagte gerührt: „o, wie gut, und wie böſe ſind Sie!"

Nach dem Kaffee kam Eliſabeth zu Emilien, und hatte eine neue Folter für das arme

Mädchen bereit. Milchen, ein herrlicher Menſch! ein höchſt charmanter Menſch! ſo höflich! ſo artig! und ſchön, ſchön wie ein Engel! Und er bleibt heute Abend hier. Ich glaube, er iſt einen Kopf höher, als dein Vater! . . . Es iſt nur gut, daß ich Fiſche zu Hauſe habe! . . . So ſchlank, wie eine Tanne! Und zieh dich recht hübſch an, Milchen. Wer weiß? . . . Er merkte ſich den Augenblick alle drei Nahmen von meinen Hunden. Milchen, er hatte ſie weg, wie nichts. Das heiß' ich noch Nachdenken! Nein, ich habe nicht eher aufgehört zu nöthigen, als bis er Ja ſagte. Mich wundert es nur, daß er nicht ein einziges Mal nach dir gefragt hat. Aber dein Vater auch, mit ſeinen alten Akten! . . . Ich ſage dir, es iſt ein charmanter Menſch! . . . Erſt eine Weinſuppe; er ſoll ſehen, daß wir auch eſſen können; und nachher . . . Nun zieh dich an, Milchen, und ruf die Köchin! — So fuhr Eliſabeth fort, und Emilie ging zitternd an den Tiſch; doch Herrmann rettete ſie.

Der Vater hatte nichts bemerkt, nichts geahnet. Er war der ehrlichſte Mann von der Welt, deckte immer ſeines Herzens Grund auf,

weil nichts Unreines darin war, verſtand ſei=ne Geſchäfte vollkommen, kannte die Landes=geſetze ſehr genau, ſprach mit dem Fürſten dreiſt, hatte nie etwas für ſich zu ſuchen, weil er wenig bedurfte, beförderte jede gute Anſtalt, widerſetzte ſich jedem ſchädlichen Vorhaben, und griff ohne Hitze, ohne Haß, immer nur die Sache, und nie die Perſon an. Der Fürſt brauchte ihn nothwendig, weil Niemand dieſe ausgebreitete Kenntniß der Geſchäfte hatte, und auch der Erbprinz kannte und ſchätzte ihn. Er war niemals ſchädlich, und konnte oft ſehr nützlich ſeyn. Man zog ihn daher zu den be=ſten Geſellſchaften, ob er gleich Niemanden wieder einlud, weil Baſe Eliſabeth die Gaſte=reien für Teufelswerk hielt, und, wenn ja ein=mal Gäſte eingeladen werden mußten, ſchon acht Tage vorher alles im Hauſe umkehrte. Vielleicht war er nie in ſeinem Leben eigentlich in Zorn gerathen, wenn er auch ſchon ſehr oft vor Ungeduld über die Baſe Eliſabeth murrte. Er fürchtete dieſe nicht; aber ſie that doch, was ſie wollte, weil er am Ende die Geduld verlor, ihr zu widerſprechen. Seine Tochter war ſein Stolz und ſeine Freude; doch er be=

kümmerte ſich nicht viel um ſie, weil er immer den Kopf voll von ſeinen Geſchäften hatte. Er hielt ſie für glücklich, wenn er ſie nicht weinen ſah, und war feſt überzeugt, daß ſie und Baſe Eliſabeth zufrieden mit einander lebten, weil er ſie nicht klagen hörte. Daß ſeine Tochter ſo große Vollkommenheit hatte, wußte er nicht einmal. Er liebte ſie mehr als jeden andern Menſchen: das war der einzige Unterſchied, den er bemerkte.

Als Eliſabeth, nachdem ſie Herrmannen begleitet hatte, zurückkam, und die Lichter bis auf Eins auslöſchte, ergoß ſie ſich in ein langes Lob auf Herrmann. Lebrecht ſtimmte ihr herzlich bei, doch mit aller Ruhe.

Ich ſage, Herr Vetter, Milchen und dieſer junge Mann — das wäre ein Paar, wie nicht leicht eins vor dem Altare geſtanden hat.

Aber Baſe Eliſabeth, ſteckt Ihnen denn das Billet noch im Kopſe? Was paaren Sie denn da? Was iſt denn?

Ich meine nur, wenn es ſo Gottes Wille wäre.

Das iſt es nun aber nicht.

Ja, ich meine, Milchen mit dem Blaß- und Rothwerden, dem Zittern; und dazu die Luſtpartie in dem Hölzchen.

Was für eine Luſtpartie? Aber, zum Teufel! was iſt denn? Milchen, ſprich doch!

Emilie ſagte ganz ſanft, (denn ſie wußte, daß ein beſtimmter Widerſpruch die Alte jedesmal nur ſtärker reitzte): Baſe Eliſabeth meint, lieber Vater, wenn das wahr geweſen wäre, was ſie aus dem Billet vermuthete. Sie ſcherzt, lieber Vater.

Ei, ich ſcherze nicht. Und wenn Emilie nur ſagen wollte, was ſie weiß. Das Hölzchen, das Hölzchen, und das Zittern!

So ſprich, liebes Kind, ſprich doch einmal, daß es ein Ende hat.

Emilie erwiederte lächelnd: ich weiß in der That nichts, lieber Vater.

Nun denn, gute Nacht, Baſe Eliſabeth! gute Nacht, Emilie!

Als er weggegangen war, fing Eliſabeth wieder an: ich habe es wohl geſehen; du ſchlugſt die Augen nieder, und das Geſicht glühete dir wie Feuer, und Lange hatte dich in den Augen, und dann that er alles ver-

kehrt, nahm Salz, wenn er Senf wollte. Mir mache nur nichts weis, mein Kind! Da iſt mehr vorgegangen.

So mußte Emilie ſich von der guten Eliſabeth quälen laſſen, ohne daß alle ihre Verſicherungen das Mindeſte halfen. Jetzt hatte ſie nicht nur ihr eignes Herz zu bekämpfen, ſondern auch die dreiſten Behauptungen, die immer neuen Hoffnungen ihrer Baſe. Sie mußte nur froh ſeyn, daß dieſe in Gegenwart der Mägde ſchwieg und keine Unſchicklichkeiten beging. Es freuete ſie, daß Herrmann mit ſeinem zweiten Beſuche zögerte; denn ſie fürchtete, daß Eliſabeth ſie in Verlegenheit bringen würde. Sie dachte auf allerlei Plane, dem zu entgehen; doch fand ſie am Ende nichts anderes, als ſich ihrem Vater zu entdecken, ob ſie gleich auch deſſen unbeſorgende, wenig zarte, zuweilen indiskrete Ehrlichkeit fürchtete. Sie gab ihm ſeine Rolle, auf den Fall, daß etwa Herrmann käme.

Herrmann kam, und der Vater war dieſen Abend zu einer Geſellſchaft eingeladen. Emilie ſah ihn nicht, Eliſabeth eben ſo wenig, weil ſie die Zeit mit Anſtalten zum Abend-

eſſen verloren hatte, uud ſie murrte nun, daß er nicht geblieben war. Beinahe hätte Lebrecht die Liſt verrathen; denn er ſah es nicht un- gern, wenn der Baſe zuweilen ein kleiner Un- fall dieſer Art begegnete. Er lachte ſchon, und war im Begriff, ihr das Geheimniß zu ent- decken; zum Glück hielt ihn aber der ſanft flehende Blick ſeiner Tochter noch davon ab.

Doch der Zufall bereitete der armen Emi- lie bald noch trübere Stunden. Einige jun- ge Leute waren auf den Einfall gekommen, in einem benachbarten Gartenhauſe einen Ball zu geben; und um mit dem Vergnügen des Tanzes Unterhaltung des Geiſtes zu verbin- den, hatte Hochfeld vorgeſchlagen, daß jeder in einer Charaktermaske kommen, und ſich vorher in ſeine Rolle hineindenken ſollte. Emilie war Willens, die Einladung nicht an- zunehmen; denn — durfte ſie mit Herrmann tanzen? Zufälliger Weiſe erfuhr ſie aber, daß Herrmann nicht dabei ſeyn würde, weil er eine kleine Reiſe zu machen hätte. Ihr Va- ter, der das Vergnügen liebte, ſagte ihr, ſie möchte die Partie nicht ausſchlagen; und ſie wählte ſich nun die Maske der Hoffnung.

Sie trug ein einfaches grünes Kleid, in dem blonden Haare, das frei auf die Schultern floß, einen Kranz von Rosenknospen und Schneeglocken, und einen Gürtel von den Farben des Regenbogens. Hochfeld machte wieder einen Tabuletkrämer, mit einem Kaſten voll ſatiriſcher Poſſen, die er ausbot. Hier ſchwärmte die Liebe umher mit Pfeil und Bogen, dort die Muſen; hier flatterte die Freude, dort taumelte die Thorheit. Keiner kannte den andern, und jeder dankte Hochfelden die neue Art eines geiſtreichen Vergnügens. Jetzt, unter dem Scherzen und Lachen der ganzen Geſellſchaft, trat eine ſchwarzgekleidete Figur in den Saal, mit einer ſchönen aber bleichen Maske. Sie ging langſam, und beugte das Haupt, das ſie mit einem weißen Schleier bedeckt hatte. An der Thränenurne, die ſie in der Hand trug, las man, daß ſie der Schmerz war.

Die ſchöne, aus Wachs geformte Maske, und der ſanfte Gram in ihren Zügen, erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Hochfeld war der erſte, der ſie anredete. Was willſt du hier, Schmerz, in dem Saale der Freude? —

„Fragſt du?“ antwortete eine ſanfte, gedämpfte Stimme. „Weißt du nicht, daß ich und die Freude uns in das Leben der Menſchen getheilt haben? Ich bin hier bei meinen Unterthanen.“ — Hochfeld bot der Maske etwas aus ſeinem Kaſten an. „Kannſt du,“ ſagte ſie in einem traurigen, ſehr wahren Tone —: „kannſt du der Aſche in dieſer Urne das Leben zurückgeben? Und, wenn du es könnteſt, kannſt du das Leben ewig machen? Dann will ich kaufen, um welchen Preis du willſt.“

Hier, dieſe Flaſche, aus dem Strome Lethe geſchöpft, kaufſt du gewiß; ſie verſchließt Vergeſſenheit aller Leiden.

„Ich mag nicht vergeſſen; der Schmerz iſt heilig. Dürfte der Menſch den Aſchenkrug des Geliebten vergeſſen, ſo müßte er nie trauern, ſo hätte er nie geliebt. Geh! Ich brauche nichts, als etwas, das die Erde nicht giebt.“

Doch meiner bedarfſt du, rief Amor, und flatterte heran; ich ſtille den Schmerz der Sterblichen.

„Und machſt ihn allmächtig und ewig, wenn dich der Aſchenkrug faßt.“

Mein Bruder! ſagte die Thorheit, und reichte ihm die Schellenkappe; denn iſt es nicht thöricht, mitten in dem Meere der Freude zu trauern?

„Iſt es nicht thöricht, auf dem Staube der Todten, auf dem großen Grabe der Sterblichen, der Erde, zu jauchzen? . . . Ich war dein Bruder, Thorheit, als ich noch meine Freude für ewig hielt.“ —

Dieſe Antworten, welche alle ſo feierlich, ſo ſanft und trauernd gegeben wurden, machten den Schmerz intereſſanter, als noch irgend eine Maske geweſen war. Hier, ſagte Hochfeld; wenn du uns Alle ſchiltſt, finſtrer Schmerz — wirſt du auch dieſe ſchelten, die Hoffnung? — „So find' ich dich endlich,“ ſagte der Schmerz mit ſanfter Stimme; „ſo find' ich dich, Schweſter, Geliebte! Ja, jetzt erkenne ich dich. Dieſe weiße Blume dringt durch den Schnee hervor, durch das kalte Grab, welches Leben heißt, und ſie verkündigt den ewigen Frühling, auf den ich hoffe. O willkommen, du Regenbogen, du Bote der Götter, du Bürge des ewigen Sonnenſcheins! So hab' ich dich gefunden, geliebte Hoffnung!“

Ich kann nicht alle Schmerzen mildern, lispelte die Hoffnung. Tauſend Sterbliche hab' ich umfaßt; und ſie ſtießen mich von ſich.

„Die Unglücklichen, die das thaten! Aber ſey es, holde Göttin — du milderſt doch den großen, den letzten Schmerz, wenn das Herz von dem Herzen geriſſen wird; du lehnſt dein bekränztes Haupt über den Aſchenkrug, und Wiederſehn! Wiederſehn! tönt jauchzend auf der ſterbenden Erde." Der Schmerz hielt nun Emilien den Aſchenkrug hin. Dreiſter durch die Maske, und gerührt von der Unterredung, nahm ſie den Kranz ab, und ſetzte ihn auf die Urne. Kaum berührte ihre Hand den Deckel, ſo hob er ſich, und ein Schmetterling flog aus der Urne hervor, in die Höhe. Ein frohes Händeklatſchen belohnte den glücklichen Gedanken.

Man rieth vergebens hin und her, wer wohl der Schmerz ſeyn könnte. Es wurden ihm allerlei verfängliche Fragen vorgelegt; er blieb aber in ſeinem Charakter. Emilie faßte ſeinen Arm, und ging mit ihm den Saal auf und nieder. Nun entſtand aus dem ſcherzhaften Geſpräch ein ſehr ernſthaftes, das durch

ihren Masken-Charakter nur größere Freiheit und mehr Stärke gewann.

Holde Hoffnung, ſagte ein Philoſoph mit einem langen weißen Barte, der ihnen begegnete: was wäre der Schmerz ohne dich?

Nichts! antwortete Emilie.

Nichts, ſagſt du? Wie meinſt du das?

Der Menſch, erwiederte ſie, bekam von den Göttern Thränen; aber auch das Lächeln. Sie ſenkten den Schmerz in ſeine Bruſt, weil er unſterblich iſt, weil er wiſſen ſoll, daß er es iſt.

Ich verſtehe dich nicht, Hoffnung, ſagte der Philoſoph. Aber der Schmerz ergriff Emiliens Hand, und drückte ſie auf ſeine Bruſt. „O nie,“ ſagte er ſehr bewegt, „nie müſſe eine andre Hand, als die deinige, ein weiches, blutendes Herz berühren! Auf deinen Lippen iſt Balſam; du bekränzeſt das Grab mit einer leuchtenden Morgenröthe. Ich verſtehe dich, theure, weiche Seele; ich verſtehe dich! Eine Thräne würde den Thron der ewigen Liebe ſtürzen, wenn ſie nicht das Siegel eines beſſern Lebens wäre.“ — Emilie zitterte vor dieſer bewegten Stimme, ohne ſie zu kennen;

zitterte, freudig ergriffen von den Worten, die ihre eigenen Gedanken ausſprachen.

Man war noch nicht zum Tanzen gekommen; denn faſt jeder in der Geſellſchaft fand Vergnügen an dieſer Art von Unterhaltung. Endlich aber drangen die Tänzer durch. Nun die Masken ab! rief Hochfeld; ſonſt wird aus dem Tanzen nichts. Jeder demaskirte ſich. Als Emilie und Herrmann einander erkannten, ergriff ſie Beide ein frohes Erſtaunen. Sie blickten Beide nur einen Moment auf, dann ſchlugen ſie ſogleich die Augen nieder: Emilie mit dem überraſchenden Gefühle einer aufwallenden, zärtlichen Neigung zu dem Jüngling; Herrmann in frohem Staunen über ſeinen Irrthum. Mit funkelnden Augen faßte er Emiliens Hand, und ſagte: „S i e ſind es? Sie? O daß S i e es ſind, das hat mich in die F r e u d e verwandelt; und Sie, Mademoiſelle," — ſetzte er, dem wegreißenden Gefühle ſeines Herzens folgend, hinzu: — „Sie bleiben, was Sie ſind, die H o f f n u n g, das Glück jedes empfindenden Weſens."

Emilie erſchrak vor dem Klopfen ihres Herzens, und hielt es für ein Glück, daß die Muſik

und das Treiben der Tanzluſtigen ihr erlaubte, nicht zu antworten. Sie war noch ohne Gedanken, als Herrmann ihre Hand nahm, um die Tour mit ihr zu machen. So wie ſeine Hand ſie berührte, erwachte ſie wieder. Sie that nun, was ſie konnte, und achtete auf den Tanz; doch kaum vermochte ſie es, als Herrmann ſeinen Arm um ſie ſchlug, und als ſie, ſanft an ſeine Bruſt gelehnt, die Reihe mit ihm hinunter ſchwebte. Er drückte ihre zarten Hände, und ſeine funkelnden Blicke hingen feſt an ihren trüben Augen. Die Wonne dieſer Minuten hatte er nie empfunden. Sein Herz zerfloß in den ſanfteſten, weichſten Empfindungen; und dennoch war ſeine Bruſt voll ſo hoher Freude, daß er hätte jauchzen mögen.

Als der Tanz geendigt war, bot er Emilien den Arm zur Promenade. Was konnte ſie thun? Sie mußte ihre Bruſt der Flamme, die ſie bekämpfen wollte, hingeben. Alle Stärke, die ſie noch hatte, gebrauchte ſie, Herr ihrer Stimme zu bleiben, damit ſie ihm nur mit Faſſung antworten könnte. Endlich wurde ſie von einem Andern aufgefordert, und gab ihm ohne Zögern die Hand.

Herrmann ging im Hintergrunde des Saales auf und nieder. Zuweilen warf er Blicke umher, Emilien zu ſuchen; und wenn er dann die ſchlanke Geſtalt dahin ſchweben ſah, ſo fühlte er ein ſchnelleres Wallen ſeines Herzens, und ſeufzte tief: denn das hatte er nie empfunden.

So fand ihn Hochfeld, und blieb vor ihm ſtehen. Er ſah ihm lächelnd ins Geſicht, und fragte: Lange, was iſt dir? Wie es ſcheint, fehlt dir die Hoffnung. — Herrmann antwortete, mit einem wehmüthigen Blicke: „Hochfeld, mir iſt die Erde zu enge!" — Ich habe längſt gemerkt, daß die Lebrecht dich intereſſirt, und es freuet mich, daß auch du endlich einmal das allgemeine Loos der Erdenſöhne fühlſt!

„Was ſagſt du! Hochſeld, um Gottes willen! Dieſe Emilie . . ."

Liebſt du: erwiederte Hochfeld lächelnd.

„Dann, Hochfeld, dann bin ich der unglücklichſte Menſch auf der Erde. Es iſt nicht! nein, es iſt nicht! . . . Welch einen hohen reinen Sinn hat dieſes Mädchen! . . . Und wäre es — nun denn! glücklich bin ich geweſen; ich habe ſie in meinen Armen gehabt! . . . Aber

ich ſpreche hier wie ein Raſender, und du nicht anders. Ich bitte dich, laß mich!"

Herrmann verließ den Saal, ging in den Garten hinunter, und warf ſich in die fernſte Laube, wo ihn kaum die Töne der Muſik noch erreichten. Er dachte über ſeinen Zuſtand. Die heiße Sehnſucht nach Emilien, das Pochen ſeines Herzens bei dem Gedanken an ſie, alle ſeine Empfindungen trugen das deutliche Siegel der Liebe. „Ja, Emilie," ſagte er ſanft, und breitete die Arme nach den hellen Fenſtern aus —: „ja, ich liebe dich; und hätte ich dich heute zum erſten Male geſehen: ich würde, ich müßte dich lieben! . . . Und was hindert mich?" — Er ſchwieg beſtürzt; denn er dachte an ſeine Eltern. Jetzt, da er das Hinderniß ſeiner Liebe ſah, legte er die Hand ſchwermüthig an die Stirn, und die Flamme der Leidenſchaft brach noch ſtärker und ſchmerzender hervor. „Iſt es," ſagte er; „o Gott! ſo wird kein glücklicheres Weſen ſeyn, als ich. Und iſt es nicht — dann ſey dieſes Herz allein unglücklich, und ſein ewiges Leiden koſte ihr nicht Eine Thräne."

Ein edelmüthiger Entſchluß giebt auch der

verzagenden Seele eine gewiſſe Ruhe. Herrmann ging ſeufzend in den Saal zurück. Dort erheiterte er ſein Geſicht, tanzte mit mehreren Mädchen, und forderte dann mit einem geheimen Beben auch Emilien wieder auf. Der Gedanke, daß ſie ihn errathen könnte, wenn er ſich von ihr entfernt hielte, überwand ſein Zagen. Er tanzte heiter, und eben ſo Emilie. Die guten Seelen täuſchten ſich Beide mit der gekünſtelten Ruhe, indeß ſie die quälendſten Schmerzen empfanden.

Schon um Mitternacht fuhr Emilie, zuerſt von allen, weg. Herrmann legte ſich in ein Fenſter, und ſah ſie bei dem Schein einer Fackel in den Wagen ſteigen. „Gute Nacht,“ ſagte ſie zu ihrem Begleiter. „Gute Nacht, Emilie!“ ſagte Herrmann oben leiſe, mit einer Empfindung, als ſähe er ſie in ihr Grab verſenken. Er ging wieder in den Garten, ſuchte die einſame Laube wieder, und überließ ſich da den natürlichen Gefühlen ſeiner Bruſt, die er oben unter einer heiteren Ruhe hatte verbergen müſſen. Hochfeld ſuchte ihn gegen Morgen. Als Herrmann ſeine Stimme hörte, ſprang er auf, und rief: „Hochfeld! hier!“ Er

badete das heiße Geſicht in dem Thaue. Was machſt du, lieber Lange? fragte Hochfeld. — „Was der Schmerz machen muß,“ antwortete Herrmann ſcherzend. „Ich bade mich in Thrä- nen, und zwar, wie du ſiehſt, ganz eigentlich in den Morgenthränen der friſchen Natur, in Thautropfen.“

So heiter? Ich fürchtetete dich anders zu finden. Schon um zwölf Uhr fuhr ſie weg. Es war nicht halb Nacht, Herrmann.

„Sie? Wer?“ fragte Herrmann, und trocknete ſich das Geſicht mit ſeinem Schleier. — Nun, Emilie! — „Ah, die! Ja, Hochfeld, wenn man eine Nacht unter dem Gewölbe des Himmels, an dem Buſen der hohen Natur zugebracht hat — dort hebt die allliebende Mutter, ſie, die Roſenſtirn hervor — ſo kann nur die Natur ſie heißen! . . . So iſt denn alles vorbei? alles fort? Nun, ſo laß uns gehen!“ — Sie kleideten ſich um, und gingen zur Stadt zurück.

Hochfeld fing wieder von Emilien an. Herrmann wich dem Geſpräche nicht aus, hielt es aber auch nicht feſt. Er ſprach mit Achtung von ihr, doch gänzlich ohne Lei-

denſchaft. Hochfeld glaubte, Herrmann würde ihm ſeine Liebe geſtehen; dieſer hielt aber eine ſolche Entdeckung für unnütz, ja ſelbſt für gefährlich: denn wie leicht konnte nicht Hochfeld, aus Mitleiden mit ſeinem unglücklichen Freunde, ſich ein Wort, eine kleine Bemerkung entfallen laſſen, die das Geheimniß verrieth! — Er ſchwieg, und um ſeinem Schweigen den Schein der Wahrheit zu geben, witzelte er den ganzen Weg hindurch über die Geſellſchaft und über ſich ſelbſt, mit ſo guter Laune, daß er ſeinen Freund ganz irre machte.

Aber, ſagte Hochfeld unterweges, läugne nur nicht! Als du da ſo ſtandeſt: das war Liebe.

„Das war es,“ antwortete Herrmann; „und ich wundere mich nur, daß du jetzt beinahe daran zweifelſt. Muß ich denn meine Liebe mit Thränen erweiſen, wie den Schmerz? Kann ich denn nicht glücklich ſeyn? kann Emilie mich nicht erhört haben? Was, in aller Welt, kannſt du denn wiſſen?“

So rede, Herrmann! Biſt du in der That glücklich? Es ſollte mich über alles freuen, wenn du es wäreſt.

„Nun ſo freue dich, Hochfeld! Ich bin glücklich. Sie hörte alles, was ich ihr ſagte, mit freundlicher Güte an; und den Zeitpunkt benutzte ich, wie du leicht denken kannſt. Sieh, ich ſetzte ſie in Feuer, und als ihr Auge funkelte, da ſtürmte ich los, und ſie ſagte — ein entzückendes Ja!"

Herrmann! Doch erzähle. Was ſagteſt du denn?

„So höre! Wir ſprachen über Tag und Nacht. Sie behauptete: der Tag ſey ſchöner; ich ſtritt für das Gegentheil. Nun hielt ich ihr alle die hübſchen Seiten einer ſchönen Nacht vor, und mahlte ſie aus. Ehe ſie es ſich verſah, war ich dann auf einmal wehmüthig. Ich zählte die Seufzer der Unglücklichen auf, öffnete alle wunden Herzen, die nur in der Nacht zu bluten wagen, hatte mit Geiſtern und Mondſtrahlen zu ſchaffen; kurz, ich wurde ordentlich pathetiſch. Als ich nun ihre wehmüthigen Blicke ſah, da vollendete ich mein Gemählde mit einigen großen Zügen. Der Sieg war mein; ſie ſagte: ja, Sie haben Recht!"

Lange!

„Nenne du meinen Nahmen, ſo oft du

willſt! Meinſt du denn, ich ſoll meinen Liebes-handel ſo geſchwind durchſpielen, wie ihr? Nicht alſo, guter Freund! Wenn es von mir abhinge, ſo ſagte meine Geliebte mir nicht eher: ja, ich liebe dich! als eine Stunde vor ihrem Tode, damit ich noch in der Ewigkeit fort zu ſpielen hätte. Nun, ich kann dir wohl geſte-hen, daß ich dieſe Emilie liebe. Für jetzt heißt das aber nichts weiter, als die Anfrage eines Geſandten unter der Hand, ob man wohl zum Frieden geneigt ſey. Ich hoffe, daß ich mit meinem Liebeshandel von heute an bis zum Un-terzeichnen der Inſtrumente wenigſtens gute zehn Jahre auskommen werde!"

Emilie könnte aber unterdeſſen heirathen!

„Das könnte ſie freilich, und davor iſt mir ordentlich bange. Aber zu helfen ſteht mir nicht; denn ſieh, von meiner Liebe laſſ' ich mir nun einmal nicht eine Stunde meines Lebens abdingen."

In einem ähnlichen Tone ſprach er mit Hochfeld oft, und dieſer zweifelte endlich, ob Herrmann Emilien wirklich liebe, da er ſah, daß Beide ſich in Geſellſchaft kalt und ruhig freundlich gegen einander betrugen. Du wun-

derbarer Menſch! ſagte er zu Herrmann. Biſt du doch ſo kalt, als hätteſt du gar kein Blut!

Herrmanns Leiden wurden immer ſtärker: denn er ſah Emilien oft, ob er ſie gleich nicht mehr ſuchte; auch konnte er nicht umhin, mit ihr zu ſprechen, obgleich jede Unterredung ſein Herz noch tiefer verwundete. Sie war immer ſo heiter, ſo ruhig, wie ein Weſen aus einer beſſern Welt. Ach nur Einmal wünſchte er ihr ſagen zu können, wie rein, wie ehrerbietig er ſie liebe; aber er mußte ſchweigen.

Der Adelsbrief war da, und nun verriethen Herrmanns Eltern ihren Plan, eine Verbindung mit dem Hauſe der Frau von Angersbach, ganz offen. Frau von Angersbach hatte eine jüngere Schweſter, das Fräulein von Roslau, die Herrmann noch nicht kannte, weil ſie bisher auf dem Lande bei einer Tante geweſen war. Ich würde es gern ſehen, mein Sohn, ſagte ſein Vater zu ihm, wenn du dem Fräulein von Roslau alle mögliche Attention erzeigteſt. — Seine Tante ſagte bedeutend: Herrmann, ein junger Menſch, der auf Reiſen geht, muß zu Hauſe eine Geliebte zurücklaſſen, um bald wieder zu kommen! . . . Wie

gefällt dir das Fräulein von Roslau? — Die Mutter ſprach eben ſo. Zu allen Feten wurden nun Angersbachs und Roslaus eingeladen, und immer war Herrmann der Moitie von Fräulein Julchen, oder von ihrer Schweſter, der Frau von Angersbach.

„Sind denn,“ fragte er ſich, „ihre Herzen ganz von Stein? Soll ich ihnen denn nicht einmal ſagen: ſeht! die Ketten, die ihr mir anlegt, weil ihr ſie für Blumenfeſſeln haltet, reiben mir das Herz blutig?“ Er wagte es, mit ſeinem Vater zu ſprechen. „Lieber Vater,“ fing er beſcheiden an; „es ſcheint mir, als hätten Sie Abſichten mit meiner Hand.“ Der Vater lächelte. „Ich bin entſchloſſen,“ fuhr Herrmann fort, „Ihnen nie Urſachen zu klagen zu geben; und dieſer Entſchluß, lieber Vater, verdient, glaube ich, Ihre Liebe.“ Der Vater lächelte fort und horchte. „Nehmen Sie den Fall an, das Mädchen, das Sie mir beſtimmten, hätte keine Neigung zu mir, oder ich keine zu ihr: würden Sie dennoch auf dieſe Verbindung dringen?“

Nein, Herrmann; welcher Vater würde ſo grauſam ſeyn! Aber verſteh mich recht! Du

würdeſt die Gründe angeben müſſen, warum du unſern Wunſch nicht erfüllen wollteſt. Hätte das Mädchen Geiſt, wäre ihr Ruf unbeſcholten, ihr Charakter gut, ihr Stand dem deinigen gleich, ſo — „Und ich hätte dennoch keine Neigung zu ihr, Vater?“ — So wäre ein Sohn, der ein guter Sohn ſeyn wollte, verpflichtet, alle Mühe anzuwenden, daß er Neigung zu dem Mädchen faßte. Du ſelbſt, Herrmann, haſt tauſendmal behauptet, man könne das.

„Ja, das habe ich, Vater; denn ich glaube, man kann ſich entſchließen unglücklich zu ſeyn, wenn die Pflicht gebietet. Aber möchten Sie mir gebieten, unglücklich zu werden?“

Du verbindeſt oft ſo ſeltſame Begriffe mit den Worten, mein Sohn, daß ich dich fragen muß, was du unglücklich nennſt?

„Ich würde mich, zum Beiſpiel, unglücklich nennen, wenn ich dem Fräulein von Roslau meine Hand geben müßte.“

Das Fräulein von Roslau iſt ſchön.

„Ja.“

Geiſtreich.

„Ja.“

Witzig.

„So ganz echt mag ihr Witz wohl nicht ſeyn; denn ſie verſchont ihre Schweſter nicht.“

Das iſt ſo die Art der witzigen Leute. Schonſt du immer deines Bruders?

„Ich habe nie von ihm geredet.“

Sie iſt gut.

„Erlauben Sie, mein Vater, . . .“

Erlaube du mir, Herrmann. Sie hat einen unbeſcholtenen Ruf, keinen Hochmuth, keinen Neid; ſie iſt ſanft, nachgiebig, indeß freilich ohne Schwärmerei, weil ſie die Verhältniſſe ihres Standes achtet. Sag, ob das nicht wahr iſt.

„Und wenn ich nun doch unglücklich würde! Ich habe eine andre Erziehung gehabt, mein Vater. Iſt das meine Schuld?“

Es kommt auf dich an, Herrmann, die Schuld deiner Erzieher zu verringern. Ich hoffe nicht, daß du mir ein ſentimentales Lied anſtimmen wirſt.

„Nein, mein Vater. Aber — wenn ich unglücklich würde!“

Das wäre deine Schuld, mein Sohn.

Herrmann ſchlug den Blick auf den Boden. „Und wenn ich ſchon liebte, mein Va-

ter?" hob er wieder an. — Ich würde dich bedauern, mein Sohn; aber ich könnte nicht ſagen, du hätteſt Recht gethan. — Herrmanns Augen füllten ſich mit Thränen. Sein Vater bemerkte es, und der Anblick rührte ihn. Er drückte den Sohn herzlicher als gewöhnlich an ſeine Bruſt, und ſagte mit gerührter Stimme: Herrmann, du würdeſt drei Perſonen betrüben, wenn du nicht gern zu thun ſchieneſt, was — laß es mich nur offen ſagen, mein Sohn, damit du ſiehſt, daß an Zurücktreten gar nicht mehr gedacht werden kann—was ſie ſchon gänzlich arrangirt haben; und drei Perſonen, denen du nicht nur Gefälligkeit, ſondern auch Gehorſam ſchuldig biſt. Mag das, was du thun ſollſt, ein Opfer ſeyn, mein Sohn; wem kannſt du ſchöner eins bringen, als deinen Eltern?

„Mein Vater," ſagte Herrmann leiſe, mit bebender Stimme; „ich bin jetzt ſehr unglücklich! Glauben Sie mir, ſehr! ſehr! . . . Sie könnten den glücklichſten Menſchen aus Ihrem Sohne machen! . . . O, geben Sie mir zum zweiten Male das Leben! Gewiß, nie machte ein Vater ſeinen Sohn ſo glücklich, als Sie mich machen können, geliebter Vater."

Es iſt unmöglich, mein Sohn, ſagte der Kammerrath in einem kalten höflichen Tone. Er hatte Herrmann nie ſo warm geſehen, und hielt das für eine Komödie, die ihn täuſchen ſollte. Nun ſetzte er Liſt gegen Liſt, und wollte durch Kälte ſeines Sohnes Rolle verderben. Das gelang ihm wirklich. Der harte Ton ſchnitt ſcharf in Herrmanns Herz. Ihm ſchauderte; er ſtand auf, verbeugte ſich, und ging auf ſein Zimmer.

„Bin ich denn," fragte er ſich ſelbſt mit Bitterkeit, „noch Sohn, wenn er nicht mehr Vater iſt?" An dieſen Gedanken knüpfte ſich die durch den Widerſtand vermehrte Neigung, nicht zu thun, was man ſo kalt von ihm forderte. Er ſchwankte zwiſchen Entſchluß und Entſchluß; denn ehe er wählen konnte, mußte er immer erſt kalt ſeyn. Um ruhiger zu werden, ging er zu ſeiner Großmutter Hauſe. Was haben Sie, Herrmann? fragte Martin, der ihn jetzt nicht mehr Du nannte. — „Was ich habe? Du, oder ein Kaſuiſt, Martin! Antworte: wann darf ein Sohn ſeinem Vater ungehorſam ſeyn?" — Eine tolle Frage, Herrmann! Da hat es gewiß einmal wie-

der 'was gegeben. — „Nun? meine Frage?" — Die kann man leicht beantworten: wenn der Vater dem Sohn etwas befiehlt, das wider Gottes Gebot iſt.

Herrmanns Auge wurde noch finſterer; dieſe einfache Antwort ſprach ihm das Urtheil. Er ging allein in den Garten. „Wider Gottes Gebot," — ſagte er noch immer finſter — „das iſt es freilich nicht; nur wider meine Neigung. Aber die Roslau wird mich unglücklich achen! . . . Wird ſie das auch gewiß? Muß ſie das, Herrmann? Wenn du ſie nun liebteſt? auch dann?"

Herrmann fing an zu unterſuchen. „Und wenn mein Vater nicht länger Vater iſt, darf ich darum aufhören, Sohn zu ſeyn? Und war ich nicht ſchon vorher entſchloſſen, ihm zu gehorchen? Was wird dadurch geändert, daß er mir mit ſolcher Kälte ſagte: es iſt unmöglich? . . . Und Emilie" — er legte die Hand bei dieſem Nahmen vor die Augen, aus denen Thränen hervorbrachen: — „würde ſie mir denn ihre Hand gegen den Willen meiner Eltern geben? Und wenn ſie es thäte . . . Wie? verſtoßen von den Anverwandten ihres

Mannes, von ihrem Haſſe verfolgt? Das ſollte ich?" Sein Schmerz ward immer brennender. „Es iſt vorbei!" ſagte er abgebrochen, mit bebender Stimme, und ging zurück, ohne ſeine Großmutter zu ſprechen.

Mit Emilien ſtand es ganz anders. Sie hatte, als ſie auf dem Balle die Maske abnahm, Herrmanns Liebe ganz offenbar geſehen; ſeine Blicke, ſeine Worte waren tief in ihre Seele gedrungen, und ſie fühlte ſich von ihrem Herzen überwältigt. Mit Unruhe merkte ſie, daß ſie ſich eine Stärke zugetrauet hatte, die ſie nicht beſaß. Es war ihr auf dem Balle ſchwer geworden, ihre Liebe nicht ganz offen zu zeigen, und ſie hatte deshalb ihren Vater gebeten, ſo früh mit ihr nach Hauſe zu fahren.

Nach einigen Tagen lebte ihre Hoffnung wieder auf. Der Erbprinz, der ſchon den größten Theil der Regierungsgeſchäfte beſorgte, hatte ihrem Vater eine ſchnelle Beförderung verſprochen. Ich werde wohl geheimer Juſtizrath werden, ſagte der Vater; und was könnten Langens dann gegen eine Verbindung mit meiner Familie haben? Emilie überließ ſich

jetzt ſüßen Träumen; nur konnte ſie ſo wenig, wie Baſe Eliſabeth begreifen, warum Herrmann ſich gar nicht wieder ſehen ließ.

In Geſellſchaft zeichnete Herrmann Emilien nicht im mindeſten aus, und ſie dankte ihm im Herzen für dieſe Zartheit in ſeinem Betragen; denn ihr Auge, das die Liebe heller machte, ertappte ihn doch auf manchem ſeelenvollen Blicke. Sie dachte nur an die Zukunft mit Sorgen; die Gegenwart ſchien ihr glücklich genug.

Doch die Entwickelung näherte ſich immer mehr, und Emilie wurde dabei von dem gewaltſamſten Schmerze getroffen. Eines Abends ſagte ihr Vater, als er mit ihr und Eliſabeth bei Tiſche ſaß: der junge Lange wird wohl heirathen, das Fräulein Roslau, die Schweſter der Angersbach. Emilie war zum Glück eben aufgeſtanden; ſie blieb abgewendet ſtehen, bis ſie wieder Wärme in ihren Wangen fühlte, und ſagte dann, was ihr freilich viel koſtete: „ſo hat es ſchon lange geheißen.“ Die Baſe Eliſabeth nahm, ob ſie gleich nicht in der Welt lebte, dennoch vielen Theil an den Begebenheiten. Sie ſtellte jetzt eine Unterſuchung

über das Vermögen der Roslau und ſo weiter an; ſo blieb denn Emiliens Zittern und ihre wiederkehrende Bläſſe unbemerkt. Die Nacht hindurch weinte das arme Mädchen ſanfte Thränen des Kummers; denn ſie konnte nicht zweifeln, daß es ſich ſo verhielt, wie ihr Vater geſagt hatte. Angersbachs und Roslaus waren ſehr oft bei Langens, oder Langens bei ihnen, und Herrmann immer des Fräuleins Geſellſchafter.

Am folgenden Morgen kam Baſe Eliſabeth mit den Worten: alſo Fräulein Roslau! in das Zimmer. Und das haſt du ſchon lange gewußt, Milchen? — Emilie bückte ſich tief auf ihre Nähterei, um ihrer Baſe die verweinten Augen zu verbergen; und nun ſagte ſie in dem ruhigſten Tone, den ſie erzwingen konnte: „ſchon ſeit vier Wochen weiß ich es, liebe Baſe.“

Gott laſſe ſeine Ehe glücklich ſeyn! Er iſt ein guter Menſch, ob er ſchon nicht wieder bei uns geweſen iſt. Ich dachte, Milchen, es ſollte anders kommen; ihr ſolltet einmal ein Paar werden. — Man denke ſich die Qual des unglücklichen Mädchens!

Nun ſang die Baſe ihr Morgenlied. Emi-

ſie hörte in der That mit Andacht auf die Worte. Bei der ſechſten Strophe konnte ſie die fallenden Thränen kaum länger verbergen; es war, als ſänge die Baſe für ſie die Zeilen:

Gott kann's nicht böſe meinen!
Was mir nicht gut iſt, geht zurück,
Das größte Unglück iſt mein Glück.
Ich weiß, daß denen, die Gott lieben wollen,
Zum Beſten alle Dinge dienen ſollen.
So geh' es denn durch Gluth und Fluth;
Gott meint's mit ſeiner Führung gut:
Den Abend lang währt nur das bittre Weinen;
Gott kann's nicht böſe meinen.

Ja, Milchen, was uns nicht gut iſt, geht zurück; und ſo geht es mir auch mit dieſem Wunſche! . . . Alſo haſt du es ſchon gewußt? Viel mag wohl an dem Fräulein nicht ſeyn. Ich dächte doch, mit dir wäre er glücklicher geweſen. Nun, in Gottes Nahmen! Die Myrte zu deinem Brautkranze wächſt auch ſchon. Iſt es der nicht, ſo iſt es ein Anderer.

Emilie konnte keine Sylbe antworten, wenn ſie nicht anfangen wollte laut zu weinen. Sie bückte ſich tiefer und tiefer. Die Baſe merkte

aber doch etwas; ſie kam leiſe näher, und ſah die Leinwand, an der Emilie nähete, von Thränen naß. Milchen! rief ſie ängſtlich; liebes, liebes Kind! was nimmſt du es dir denn ſo zu Herzen? — Jetzt brach das lange verhaltne Weinen der armen Emilie hervor. Die Baſe ſah ihre blaſſen Wangen, fühlte das Zittern ihrer Hände, und erhob ein lautes Wehklagen. Sieh, Milchen, das kommt von der böſen Welt! Wärſt du nun, wie ich immer predige, hübſch bei mir zu Hauſe geblieben, ſo ſäßeſt du jetzt nicht da mit naſſen Augen. Aber da treibt dein Vater ſo lange, bis er dich mit hat. Das haben wir nun von den Geſellſchaften! Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Hier blickte Emilie, ein wenig empfindlich, doch ruhiger, auf. „Was reden Sie doch, Baſe Eliſabeth! Meine Thränen bedeuten etwas viel Schlimmeres. Mir hat dieſe Nacht geträumt, ich läge auf der Bahre." — Das bedeutet Hochzeit, Milchen. — „Iſt das wahr, Baſe? O, wie habe ich mich geängſtigt!" Emilie war zu rechtſchaffen, ſich auch nur hier mit einer Unwahrheit von der Pein zu befreien; ihr hatte das wirklich geträumt. Nun

war ſie aber erlöſt; denn die Baſe kam ins Erzählen von Träumen, Ahnungen, Geſpenſtern, und Herrmanns Hochzeit wurde, wie Emiliens Thränen, vergeſſen. Emilie gab von jetzt an beſſer auf ſich Acht, und weinte nur in der tiefſten Einſamkeit. Ihr Vater wußte ſo wenig, wie irgend ein Menſch, daß ihr Herz durch ſeine unglückliche Nachricht zerriſſen war. Die Beſtätigung davon bekam ſie in der erſten Geſellſchaft, worin ſie Herrmann und das Fräulein von Roslau antraf.

„Es iſt vorbei!" ſagte Herrmann noch einige Male, immer feſter entſchloſſen, es vorbei ſeyn zu laſſen, und dennoch mit immer heißerem Schmerze. Er ſuchte jetzt das Fräulein von Roslau auf. „Was kann," dachte er, „das arme Mädchen dafür, das eben ſo verhandelt wird, und vielleicht noch mehr zu leiden und zu verbergen hat, als ich! Thut ſie denn nicht am Ende wohl daran, daß ſie die Dornenkrone, die man ihr aufdrückt, mit ſo guter Miene trägt, als möglich, und ſich nicht darum zu bekümmern ſcheint? Und könnte ich nicht ihr, und auch mir ſelbſt, die Dornenkrone abnehmen, wenn ich hinginge, und ſie von Her=

zen lieben lernte? Zu mir ſagt man: das iſt deine Frau! zu ihr aber: das iſt dein Herr! Ich dürfte höchſtens nur eine Andre lieben; ſie aber dürfte, wenn ſie wollte, mich haſſen, und ſie thut es nicht." Dies Selbſtgeſpräch hielt er, als er die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf ging. Er öffnete mit dem beſten Willen die Thür, und fand beide Schweſtern in einem lebhaften Streite.

Ich hoffe, Herr von Lange, ſagte Julchen, Sie werden mir beiſtehen gegen meine Schweſter, die Angersbach, wenn auch nicht der Sache wegen (denn ich kenne Ihre Grundſätze ſchon), ſo doch, um mir zu gefallen. Ich liebe entſcheidende Opfer. Wir ſtreiten jetzt eben, ob Narrheit Narrheit ſey; und meine Schweſter ſagt Nein.

Herrmann fragte nach der Beſchaffenheit des Streites, und erfuhr, daß Julchen die Empfindſamkeit eine Narrheit geſcholten hatte. „Ich wüßte nicht," ſagte er, „warum man ſie nicht ſo nennen ſollte, da ſich alles Andere in der Welt, Alles, was Menſchen jemals gethan, gedacht und empfunden haben, dieſen Nahmen hat müſſen gefallen laſſen. Wir

ſpielen wie Kinder auf einem Grabe unſre Komödien und Tragödien, und ſagen von dem Grabe, weil es hervorragt: es ſoll ein Thron ſeyn! und von dem Kirchhofe, weil er einen großen Raum einnimmt: das iſt mein Königreich. In der Hitze des Spieles merken die Kinder dann nicht, daß ſie nur ein Grab und einen Kirchhof vor ſich haben. Wenn das nicht Narrheit genannt werden ſoll, ſo verſteh' ich es nicht. Jetzt ſpielen alle Kinder auf den Straßen Köpfen, des Delinquenten wegen, der vor Kurzem enthauptet wurde. Geſtern ſah ich zu, als ein Knabe den Richter machte und einem andern das Urtheil fällte. Ich vergrößerte mir die Knaben zu Männern, verkleinerte mir die Straße zu einer Gerichtsſtube, machte die Schnupftücher, womit ſie den Verbrecher gebunden hatten, zu raſſelnden Ketten, und war ſo aufmerkſam, als wäre es völliger Ernſt. Der Richter las das Verbrechen vor. Der Gefangene rief: das haſt du auch gethan! — Du, ſagte ein anderer; ſo darfſt du nicht ſagen! und es lief mir bei dieſer blutigen Satire kalt über den Leib. Nun folgte die Hinrichtung. Der Gefangene lachte, als ihn der Nach-

richter mit ſeinem hölzernen Schwerte kitzelte. Ei, fuhr der Richter heraus: lachen mußt du nicht, ſonſt verdirbſt du den Spaß; du mußt dich fürchten und um Gnade bitten. — Das will ich wohl bleiben laſſen! antwortete der Bube. — Kinderei! Aber mir ſchien es nicht ſo; ich bebte."

Sie beweiſen gerade das Gegentheil: daß alle Kinderei etwas ſehr Ernſthaftes iſt, ſagte Julchen.

Richtig! denn Alles auf der Erde, oder gar nichts, iſt Kinderei; Alles, oder gar nichts, iſt ernſthaft. Der Entſchluß eines armen Landmanns, ſeinem Nachbar eine Furche abzupflügen, beweiſt eben ſo viel Heldengeiſt oder Narrheit, als Alexanders Entſchluß, die Erde zu erobern; und die Luſtbarkeit einer zerlumpten Zigeunerbande iſt das Feſt des glänzendſten Hofes, nur auf einem andern Theater."

Siehſt du nun wohl, daß ich Recht habe? riefen Julchen und ihre Schweſter zugleich. Und alſo, ſagte Julchen, wäre auch unſer Umgang, Herr von Lange, eine große Narrheit oder etwas ſehr Ernſthaftes — wie nehmen Sie es? — „Weder ſo noch ſo; denn Nie-

mand kann ein ſolcher Egoiſt ſeyn, als ich. Ich mache mich bei einem ſchönen Mädchen vorſetzlich blind. Sehe ich ein Paar geiſtreiche, ſchöne Augen (er ſah Julchen ins Geſicht) ſo ſag' ich mir: die ſchöne Helena hatte noch ſchönere; und was für Augen muß Juno gehabt haben, da ſie einen Zunahmen davon erhielt! Ich ſtelle mir die Gräfin Königsmark vor, oder die Venus, alles was jemals ſchön geweſen iſt; und will das noch nicht helfen, kann ich dennoch die Augen nicht abwenden (er hielt ſeine Blicke auf Julchen feſt), ſo ſage ich mir: was iſt denn der Karmin auf dieſen ſchöngeformten Wangen? Etwas Schleim. Was denn das Feuer in dieſen ſchwarzen Augen? Einige Häute und einige Feuchtigkeiten." Julchen lächelte, und er küßte ihr die weiße Hand. — Und die Antwort auf meine Frage? ſagte ſie. Herrmann ſchien immer zu antworten; aber ſeine Abſicht war etwas ganz Anderes: er wollte ſich und Julchen über dieſes Geſpräch weghelfen. Ihre kalte, ſpöttiſche Frage that ihm weh, und er dachte: „ſo hätte ſie doch nicht fragen ſollen; denn kann ich dafür, wenn ſie unglücklich iſt?" Julchen hatte nicht

geſpottet; ſie fand den Herrn von Lange gar nicht unangenehm, und eine Verbindung mit ihm war ihr nicht im mindeſten zuwider. Allein ſie wollte ſich das Anſehen einer nichts achtenden Weltphiloſophin geben, und darum verſpottete ſie, woran ſie mit großem Vergnügen dachte. Sie und ihre Schweſter hatten weit mehr Bildung bekommen, als damals die meiſten Mädchen ihres Standes; aber nur ihr Kopf war gebildet, und nicht ihr Herz. Die Angersbach ſpielte die denkende Tugendhafte, und Julchen die kalte Philoſophin. Bei der geheimen Neigung, welche die letztere für Herrmann fühlte, hätte es ihr nicht fehlen können, ihn zu gewinnen, wenn ſie ſich ganz natürlich den Eindrücken überlaſſen hätte, die ſeine Geſpräche auf ſie machten. Durch die Tugend eines Geliebten wird das Herz der Liebenden ſchon zur Hälfte mit tugendhaft. Herrmann redete, und Julchen fühlte ſich gerührt. Dann aber fiel ihr die Rolle ein, mit der ſie vorzüglich bei ihm glänzen wollte; und gerade, wenn ihm das Herz recht voll war, ſagte ſie einen Einfall, der ihm beweiſen ſollte, daß ſie durch nichts zu rühren wäre.

Man ſprach über den Maskenball, auf welchem Julchen die Thorheit gemacht hatte. Die Angersbach lobte Emiliens Antwort an den Philoſophen, und fand, daß ein großer Sinn darin läge. Herrmann ſchwieg; denn er mochte Emillien hier nicht nennen. Aber er breitete ſich, als die Angersbach fortfuhr, über den Gegenſtand aus, und gerieth in Wärme. Dieſe Wärme theilte ſich Julchen mit, welche nun in einem ſanfteren Tone zu ihm ſagte: Schwärmer! Er faßte ihre Hand, und redete weiter: „läugnen Sie, Fräulein, wenn Sie können, daß die Tugend . . ." — Und ſo fuhr er fort, immer mit einem: „läugnen Sie." Als Julchen fühlte, daß ſie nicht mehr läugnen konnte (denn er hatte ihr Herz ergriffen), nahm ſie ihre Zuflucht zu den Waffen, von denen ſie ſich einen gewiſſen Sieg verſprach: ſie ſtellte ſich kälter und boshafter, als ſie war, und ſagte lächelnd: alſo, lieber Herr von Lange, hätte die Tugend ja eine ſo nervenſtärkende Kraft, wie der Baldrian; und wer weiß, ob ſie nicht am Ende ein bloß mediciniſches Mittel iſt! — Herrmann ſah ſie an und ſchwieg. Julchen triumphirte darüber, daß ſie ihn zum Schweigen ge-

bracht hatte; aber ſie wußte nicht, wie viel ſie durch dieſen Triumph in ſeinem Herzen verlor.

Er verließ heute, und faſt jedes Mal, Julchens Zimmer mit dem geheimen ſchmerzlichen Ausruf: „o Emilie! Emilie!“ Julchen war ſchön und reitzend; er fühlte mit Betrübniß, daß er ſie lieben könnte; aber er ſagte wohl hundertmal zu ſich ſelbſt: „wenn ich ſie liebte — welch ein Schmerz wäre es für mich, ſie nicht auch achten zu dürfen!“

Er that, was er konnte, ſich zu verhärten gegen den Anblick der ſanften, leidenden Emilie, die jetzt immer mit bleichen Wangen in Geſellſchaft erſchien. Nur aus der Ferne, und nur mit Blicken, fragte er: was iſt dir, armes leidendes Mädchen? Es fehlte ihm jetzt an Muth, ſich ihr zu nähern. Schon lange hatte er nicht mit ihr geſprochen; durfte er es wagen, von Julchens kaltem, feindlichen Spotte vor dieſe ſanfte, himmliſche Güte zu treten? — Es war in ſeiner Seele eine wehmüthige Ruhe, die nur von den bleichen Wangen, von dem unbekannten Kummer Emiliens geſtört wurde. Sie ſelbſt hätte er gern gefragt: warum biſt

du ſo bleich? einen Andern fragte er nicht. Hochfeld mußte es ſeyn, der endlich den Schmerz über ihn ausgoß.

Herr von Rolfs war jetzt in der Reſidenz, und bei der Regierung angeſtellt. Er hatte Herrmann einige Male geſprochen, und Beide waren höflich gegen einander, Rolfs ſogar freundſchaftlich, geweſen. Herrmann traf ihn eines Tages wieder in Geſellſchaft, und ging mit Hochfeld früher weg, als gewöhnlich. „Seine Freundlichkeit,“ ſagte er, „vertreibt mich; ich ſcheue das Gift, das dahinter gährt.“ — Es ärgert mich nur, erwiederte Hochfeld, daß ein ſo ſchönes, gutes Mädchen dieſem kalten Teufel geopfert werden ſoll: die keuſche, reine Seele, Emilie. —

Herrmann wendete ſich mit Schrecken zu Hochfeld, und blieb zitternd, bleich, mit wilden Blicken, vor ihm ſtehen. „Wer?“ fragte er endlich. — Emilie. — „Welche?“ — Lebrechts Tochter. — „Ich bitte dich um Gottes willen! Wem? wem ſoll ſie . . . Emilie? Hochfeld, biſt du raſend? Dieſem Rolfs? dieſem Teufel, der lächeln würde, wenn eine Welt unterginge? Ich bitte dich, ſag Nein!“

Herrmann, das weißt du noch nicht? Er wird bald Regierungsrath ſeyn, und hat ſchon um Emilien angehalten. — „Nicht möglich! Sie verführen, das möchte er wollen. Ermorden kann er ſie, vergiſten, verderben, aber nicht heirathen.“ — Sie iſt ihm nur die Leiter zu einer Rathsſtelle bei der Regierung; weiter nichts. Aber genug, er hat um ſie angehalten, und, wie man ſagt, auch ſchon das Jawort bekommen.

„Wie man ſagt? Wer iſt der Narr, der das ſagt? Denn ſieh, Hochfeld, hier, unter Gottes Himmel, ſchwör' ich dir . . . Nein, es iſt nicht möglich!“

Das arme Mädchen hat ſich geſträubt; aber da iſt eine alte Baſe im Hauſe, welcher Rolfs die ſchwachen Seiten abgemerkt hat; und der alte Sekretair iſt zu gut, um an Teufel in Menſchengeſtalt zu glauben. Rolfs verſteht die Kunſt zu heucheln; und nun betet, nun wehklagt die alte Jungfer ſo lange, bis die arme Emilie muß, wenn ſie anders Ruhe haben will. Herrmann, ſie muß, ſie muß ihn nehmen.

„Muß?“ ſagte Herrmann wehmüthig und verzagend. „O, gütiger Gott! dieſes Mäd-

chen, das ich mit voller Seele liebe! O Emilie, du müßteſt? O Gott! ja, ſie muß! Schon hat ja der Gram, die Verzweiflung an Gott und Menſchen, ſchon haben Schmerz und Elend ihre Wangen bleich gemacht. Und ich, Emilie, ich, der ich dich liebe, — ich muß vergehen!" — Hochfeld faßte ihn in ſeine Arme, und ſagte: bedenke, Lange, daß wir auf der Straße ſind! Beſinne dich! Komm zu mir; wir wollen überlegen. Sie muß nicht! Komm zu mir!

Herrmann ging zitternd neben ihm her. Als ſie auf dem Zimmer waren, fragte Hochfeld: du liebſt alſo Emilien? Aber du toller, verkehrter Menſch, hab' ich dir das nicht längſt geſagt? Warum ſchwärmſt du denn mit der Roslau umher? Warum? Das ſag mir! — „Ich bitte dich, Hochfeld, bringe mich nicht um meine Sinne. Ich bin unglücklich, nichts weiter. Aber nun ſag du mir: wie muß Emilie nicht? was meinteſt du?" — Hochfeld lächelte: ſeltſamer Menſch! wie ſie nicht muß? Nun, du gehſt morgen zu Kospoths, wo Emilie ſeyn wird. Da ſagſt du ihr, ſo warm als möglich, daß du ſie liebſt; und für das Uebrige

ſtehe

ſtehe ich dir. — „Hochfeld, ſpotteſt du über mich?“ — Wie ſo? ſpotten! Ich glaube, du liebſt ſie.

Nun entdeckte ſich Herrmann ſeinem Freunde mit einer furchtbaren Leidenſchaft. Hochfeld zog die Augenbraunen zuſammen, ſchüttelte den Kopf, und rieb ſich die Stirn. Ich mag dazu nichts ſagen, Lange. Es kann ſo gar recht ſeyn, daß du deines Vaters Willen thuſt; aber — dann thu' ihn ganz. Was ſoll denn die Liebe zu Emilien? Was ſoll daraus werden? Da ſtellſt du dich her, und ſagſt: ich heirathe die Roslau; aber Rolfs muß Emilien nicht bekommen. Ich prophezeihe dir, Rolfs gewinnt ſein Spiel.

„Nein, Hochfeld, das darf er nicht; ſonſt bin ich, ſonſt iſt Emilie verloren! . . . Hochfeld, liebſt du mich?“

Was ſoll ich thun, Lange? Laß es auch noch ſo ſchlimm gehen, ich helfe. Hier meine Hand darauf. Aber noch ſeh' ich nicht . . .

„Geh zu Emilien, und ſag ihr, was Rolfs für ein elender Menſch iſt.“

Wohl! und was dann?

„Emilie wird ihm ihre Hand abſchlagen.“

Was dann?

„Dann iſt ſie gerettet.“

Aber nun du? was dann?

„Ich gehe auf Reiſen; und komme ich wieder, ſo . . . Du kennſt mein Schickſal.“

Alſo nichts weiter, als das? ſagte Hochfeld, den Kopf ſchüttelnd. Das iſt ſchon geſchehen. Meine Schweſter hat der Lebrecht ſagen laſſen, was ſie von Rolfs weiß; und das iſt nicht wenig. Emilie hat es mit bleichem Geſichte, ſeufzend, angehört, und mit matter Stimme geſagt: ach, ich weiß es; doch ich bin nicht zu retten!

Herrmann legte die Hand an die feuchte Stirn. Aber, hob Hochfeld wieder an, darf ich zu dem Komplimente noch einen kleinen Zuſatz machen, ſo ſteh' ich für alles. — „Welchen?“ — Der Herr von Lange iſt durch nichts gebunden; nur darf er noch nicht reden. Sein Umgang mit der Roslau iſt eine Spiegelfechterei, die . . .

„Halt, Hochfeld! Da vertauſchte ſie nur den Schurken Rolfs mit dem Schurken Lange. Sie würde mich verachten und ſterben.“

Nun denn, was ſonſt?

Herrmann warf ſich in ſeines Freundes Arme, und ſagte: „ich ſehe nur Elend und Verzweiflung. Adieu. Ich will mich beſinnen.“ — Bei Gott! ſagte Hochfeld noch; ſie iſt nicht anders zu retten, als durch deine Hand!

Sobald Herrmann allein war, entſtand ein fürchterlicher Kampf in ſeiner Seele. Er ſann und tobte, auf und nieder gehend. Ueberall ſtieß er auf Hinderniſſe, auf Unmöglichkeiten. Noch um elf Uhr Abends wollte er hinunter in den Garten. Er hörte ſeinen Vater, und pochte bei ihm an. Der Kammerrath öffnete die Thür, und erſchrak vor dem Anblicke ſeines Sohnes. Die Mutter eilte auf ihn zu, und fragte: was iſt dir? — „So,“ antwortete er; „ſo werden nun alle Stunden meines Lebens ſeyn, wenn Sie, Vater, und Sie, Mutter, nicht gütig gegen mich ſind. Mein Herz iſt voll Verzweiflung, mein Kopf ohne Gedanken. Ich zittre vor mir ſelbſt.“ — Um Gottes willen, Herrmann! ſagte der Vater, gänzlich außer Faſſung; dieſe Heftigkeit wird dich noch tödten. Wann wirſt du doch endlich kaltes Blut bekommen? — „Mein Blut, Vater, iſt eine verzehrende Flamme. Ach, es

kommt hier auf mein Glück, auf das Glück, auf die Tugend des edelſten, des reinſten Herzens an. O, laſſen Sie mich nicht ohne ein Ja wieder gehen! Ich liebe, Vater, — könnt' ich Ihnen nur ſagen, wie! — und ich ſtehe auf dem Punkte zu verderben. Vater, geben Sie mir Freiheit über meine Hand. Ich kann, ich will Alles für Sie thun; nur erlauben Sie mir . . ."

Nach und nach hatte der Kammerrath ſich wieder gefaßt. Herrmann, ſagte er; du biſt doch ein ſeltſamer Menſch! Ich mache dich zum Richter über das, was ich thun muß. Kann ich, nach dem, was du gethan haſt, abbrechen? Du biſt der beſtändige Begleiter des Fräuleins von Roslau, und in allen Geſellſchaften ihr Moitié geweſen: freiwillig, nicht einmal auf mein Verlangen. Der Hof, die ganze Stadt weiß dieſe Verbindung. Jetzt fällt dir eine Seltſamkeit ein, und nun willſt du auf einmal nicht. Begreifſt du wohl, wie indecent, wie malhonnete, ja wie lächerlich es wäre, wenn du jetzt brechen wollteſt, und ich es zugäbe?

„Aber, Vater," ſagte Herrmann mit einer

fürchterlichen Kälte; „wer hat mich auf dieſen Punkt getrieben, wo mich die Decenz und die Verzweiflung hält? Und, Vater, — denn weder Sie noch ich können das Schickſal berechnen — wenn es nun über dieſen fürchterlichen Punkt hinaus noch einen fürchterlichern gäbe, für mich und für Sie fürchterlich! Glauben Sie mir, ich habe dieſen nicht herbei geführt, und werde jenen, den ich nur mit Schaudern denke, nicht herbei führen; aber wenn es nun das Schickſal thäte? Würde die Decenz Sie tröſten, wenn Ihr Sohn den Tod für ein Glück, das Leben für eine Bürde hielte? Ich bin Sohn geweſen, Sohn, als ob der zärtlichſte Vater mich mit der nachgebendſten Liebe eines Freundes behandelte. Das wiſſen, das ſagen Sie ſelbſt. Aber jetzt ſtehe ich an der Gränze des kindlichen Gehorſams. Ich habe zwiſchen ihm und dem Elende eines Herzens, das ich unendlich liebe, zu wählen. O, laſſen Sie das Wort Vater einmal einen himmliſchen Segen für mich ſeyn!"

Morgen! lieber Herrmann, ſagte der Kammerrath in Verlegenheit: morgen! Wir werden ja ſehen! Morgen komm zu mir!

„Morgen? Vater, das wäre Ihr Segen? Dieſe Nacht alſo darf die Verzweiflung noch mein Herz zerfleiſchen? Der ſterbliche Menſch ſollte nie ohne Zittern morgen ſagen, wenn etwas Gutes zu thun iſt. Darf es der Vater zu dem unglücklichen Sohne, der ihn um Hülfe anfleht? Ich bin unglücklich. Selbſt ein Fremder würde mir wenigſtens eine Hoffnung für dieſe gräßliche Nacht mitgeben. Thun auch Sie das, mein Vater! Nur eine kleine Hoffnung Ihrem Sohne! Stoßen Sie mich nicht ſo hinaus in die öde Nacht. Mutter, eine Hoffnung!" Die Mutter ſah ihn, mit Thränen in den Augen, an: Was iſt denn, Kinder? wovon ſprecht ihr denn? fragte ſie erſchrocken. In der Angſt klingelte ſie, und fing an zu weinen. Der Vater war verlegen, und nicht ohne Mitleid bei den Klagen ſeines Sohnes. Jetzt kam aber die Tante, und fragte: was iſt denn? warum wird denn noch ſo ſpät geklingelt?

Herrmann, ſagte der Kammerrath, ſetzt mich in eine ſonderbare Verlegenheit. Ich bedaure, daß Sie Sich noch ſo ſpät inkommodiren müſſen, Frau Schweſter! . . . Wer iſt

denn das Mädchen, das du liebſt, Herrmann? Es iſt eine ſeltſame Bitte von dir. Ich weiß gar nicht, wie wir mit Anſtand von Roslaus wieder loskommen ſollen.

Loskommen? fragte die Tante mit großen Augen. Von Roslaus? Ich bitte mir recht ſehr aus, daß man den Gedanken aufgiebt. Das würde eine ſchöne Geſchichte werden! Erſt habe ich die unſägliche Mühe angewendet, die Partie zu arrangiren ... O, laß Er mich reden, junger Herr! rief ſie Hermannen zu, der ſie unterbrechen wollte. Sie wiſſen, Herr Bruder, wie weit es die Roslaus Anfangs wegwarfen; und es wäre wohl ſchwerlich dahin gekommen, wo es jetzt iſt, wenn ich mich nicht verwendet hätte. Und nun, da endlich die Schwierigkeiten alle beſiegt ſind — nun ſollen wir die Roslaus mit einer langen Naſe abziehen laſſen? Das wäre mir gerade gelegen! Wir beleidigten die Roslaus, die Angersbachs, und den alten General, ihren Onkel. Der Lieutenant? Lieber Gott! Herr Lieutenant dir leb' ich, dir ſterb' ich. Da müßt ich den General nicht kennen! Wir dürften uns nicht wieder vor ihm ſehen laſſen. Und ich? Das ſage

ich Ihnen, wenn Sie nur noch einen Augenblick daran denken, ſo ziehe ich morgen im Tage aus. Sie wiſſen, Herr Bruder, daß es mir nicht an glänzenden Vorſchlägen fehlt; aus Liebe zu Ihren und zu deinen Kindern, Schweſter, bleibe ich ledig. Das wollt' ich doch ſehen! Was will er denn?

Der Kammerrath küßte ſeiner Schwägerin die Hand, und ſagte: ich denke, mein Sohn, du ſiehſt nun ſelbſt, daß es unmöglich iſt. Du ſiehſt, wie unglücklich uns Alle, und beſonders deinen Bruder, dieſer Schritt machen würde. Es geht nicht: das iſt mein letztes Wort!

„Auch ich bin aber doch Ihr Sohn!" ſagte Herrmann leiſe, in wirklicher Verzweiflung.

Ein einfältiger Menſch biſt du, ſagte die Tante, der mir Verdruß genug macht. Klag es deinem Martin!

„Wohl möchte ich es dem klagen; er würde mich nicht ſo gehen laſſen.

Es iſt nicht möglich, mein Sohn! ſagte die Mutter ſanft.

Man muß ſich reſigniren, mein Sohn, ſagte der Vater, und machte ihm eine kleine Verbeugung.

Ja, du ſollteſt mir kommen! ſagte die Tante. Es geht nicht, und damit Holla!

„Es geht nicht!“ wiederholte Herrmann, und verließ das Zimmrr.

Freilich war er heute Abend zu warm, um zu ſehen, wie viele Schwierigkeiten ſeine Verwandten in dem Abbrechen dieſer Verbindung finden mußten; und beinahe hätte ihre Kälte und Härte ihn zu einem ganz verkehrten Entſchluſſe gebracht. Zum Glück dachte er indeß mehr an Emilien und an ihr Unglück, wenn Rolfs ihre Hand bekommen ſollte.

Am folgenden Morgen ging er, in einem Ueberrock, den Hut tief in die Augen gedrückt, aus, um Hochfeld zu beſuchen. Er mußte an Lebrechts Hauſe vorüber. Ehe er bis dahin kam, traten die Baſe Eliſabeth und Emilie heraus, und gingen vor ihm die Straße hinunter. Jetzt erinnerte er ſich, daß ihm die Baſe erzählt hatte: ſie komme faſt niemals aus; doch mache ſie zuweilen des Morgens mit Milchen einen Spaziergang. Er folgte ihnen mit Herzpochen langſam zum Thore hinaus, und zu einem nahen Weinberge, wo man Kaffee ſchenkte. Als Beide hineingegangen waren,

ſchlich Herrmann um die Mauer des Weinber-
ges hin; und nicht lange, ſo ſah er die Baſe
Eliſabeth, ohne Emilien, in einem ſehr eifrigen
Geſpräche mit der Wirthin vor dem Hauſe ſit-
zen. Er ging durch eine andere Thür hinein,
und erblickte Emilien, die in einem bedeckten
Gange auf und nieder ging, und von Zeit zu
Zeit ihr Tuch an die Augen hielt. Mit einem
tiefen Seufzer faßte er den Entſchluß, ſie an-
zureden. Er trat in den bedeckten Gang, als
ſie ihn wieder herunter kam, und ging ihr mit
ſchwerem Herzen entgegen.

Sobald ſie ihn erkannte, ſuchte ſie ſich zu
faſſen. Sie wurde zwar bleicher als vorher;
aber dennoch ergoß ſich in ihr blaſſes Geſicht
ein freundliches Lächeln voll Ruhe und Zuver-
ſicht. „Wenn ich Sie ſtöre, Mlle. Lebrecht,"
hob er zitternd und in großer Bewegung an,
„ſo verzeihen Sie es der beſorgten Freund-
ſchaft." Sie ſtand lächelnd vor ihm ſtill, und
ſagte in kleinen, kaum merklichen Abſätzen:
ich wollte ſo eben wieder zu meiner Baſe ge-
hen. Sie ſitzt ohne Zweifel noch vor dem
Hauſe? Iſt es Ihnen gefällig, mich zu be-
gleiten, Herr von Lange?

„Ich erſuche Sie, Mademoiſelle," antwortete er mit Beklemmung, „mich nur fünf Minuten anzuhören." Sie verbeugte ſich freundlich, und ging nun neben ihm den Gang hinunter. „Ich höre, Mademoiſelle. . . . (er konnte keine Worte finden) . . . Sie ſind Braut, oder doch . . ." — Sie fing an zu zittern, und ſagte mit einem Tone, deſſen Beben ſie zu verbergen ſuchte: ich weiß nicht, Herr von Lange, ob dies Geſpräch wirklich für mich nothwendig ſeyn wird. Sie ſelbſt fühlen ohne Zweifel wohl, daß ich Sie erſuchen ſollte . . .

„Zu ſchweigen? Thun Sie das nicht. Dieſes naſſe Auge bittet Sie darum. Nur fünf Minuten, und Sie ſollen mich nie wieder ſehen. Iſt es wahr, Mademoiſelle, daß Sie die Braut des Herrn von Rolfs ſind?"

In der That, antwortete ſie, und die zurückgehaltenen Thränen brachen aus ihren Augen hervor: nur Beſorgniß für mich, wie Sie die Güte hatten zu ſagen, kann Ihnen das Recht geben, eine Antwort auf dieſe Frage zu fordern . . . Und — wenn ich es nun wäre? ſetzte ſie, wie ſcherzend, hinzu.

Herrmann ſchauderte. Mit hochfliegender

Bruſt, die ihm den Athem benahm, ſagte er: „unglückliches Mädchen! Nein! nimmermehr!“ Bei dem Ausrufe „unglückliches Mädchen!“ wurde Emilie etwas erleichtert, und faßte ſich. Sie wollen mich ohne Zweifel, ſagte ſie, vor dem Manne warnen, deſſen Braut Sie mich nannten. Ich danke Ihnen für Ihre Güte; denn es freuet mich, daß gute Menſchen an meinem Schickſale Theil nehmen. Schon vor einigen Tagen habe ich einen unerwarteten Beweis von gleicher Theilnahme erhalten; indeß danke ich Ihnen dennoch. Ich hoffe aber, mein Schickſal wird nicht ganz die ſchlimme Wendung nehmen, die man für mich beſorgt.

„Ich bin noch nicht fertig, Mademoiſelle. Dieſer Rolfs iſt . . .“ — Herr von Lange, fiel ihm Emilie ein; ſagen Sie mir nichts mehr. Ich weiß es. Sie erſparen mir in dem einen Falle einen unſichern Blick in die Zukunft; und in dem andern b r a u c h e ich nichts zu wiſſen. Ihre Theilnahme an mir rührt mich übrigens, weil ſie in einem ſolchen Falle ſelten und ſehr gewagt iſt.

„Und dennoch muß ich noch mehr wagen; ich muß es, ſelbſt auf die Gefahr, Sie zu be-

leidigen, im Falle, daß Sie Ihr Wort ſchon gegeben hätten.“

Das habe ich noch nicht gegeben, Herr von Lange. Sie ſehen jetzt, daß ich keiner Warnung weiter bedarf; und ich werde Ihnen verbunden ſeyn, wenn Sie die Unterredung endigen. Nur in einem Nothfalle hatten Sie das Recht, ſie anzufangen; und, wie Sie hören, iſt der noch nicht da.

„Ich verlaſſe Deutſchland, vielleicht ſchon in wenigen Tagen. Geben Sie mir zum Lebewohl nur das Verſprechen, daß Rolfs nie Ihre Hand bekommen ſoll. Dies einzige Wort, meine Theure; und ich gehe beruhigt.“

Sie geben viel Freundſchaft, ſagte Emilie ſcherzend; aber Sie fordern auch viel, wenigſtens mehr, als ich geben kann. Auf Ihre Foderung, Herr von Lange, kann nur mein Vater antworten. Wählte ich ſelbſt, ſo könnte vielleicht ſchon meine Wahl Ihre gütige Beſorgniß um mich vermindern.

Sie wollte gehen; aber Herrmann ergriff mit Heftigkeit ihre Hand. „Nein, edles Mädchen, Sie müſſen mich hören. Ich kann, ich will Sie nicht in ein gränzenloſes Elend gera-

then laſſen." — Nun, — ſagte ſie ängſtlich, und machte ſanft ihre Hand aus der ſeinigen los — ſo will ich Sie wenigſtens freiwillig angehört haben. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo gehen wir noch einmal auf und nieder. „Emilie," ſagte Herrmann bewegt; „was Sie auch von dieſem Rolfs gehört haben mögen — Sie wiſſen nichts, wenn Sie mich nicht hören. Dieſer Rolfs iſt ein Teufel, der nicht mehr aus Leidenſchaft ſündigt, — was könnte man nicht am Ende der Leidenſchaft verzeihen! — ſondern, um ſeinen Verſtand zu üben. Sein Herz iſt vertrocknet, ſogar für die Sünde zu kalt, eine ausgebrannte Schlacke, die ihm ſelbſt zur Laſt iſt. Er haßt die Tugend nicht — wer ſie haßt, kann ſie wieder lieben lernen —; er glaubt an keine Tugend. Sein Herz iſt ſo dürr, wie ſein Körper. Unter dem vergiſtenden Hauche ſeiner Seele würden Ihre Tugenden erſterben. Er würde Ihnen das Daſeyn Gottes mit boshaftem Spotte zweifelhaft, das Grab nur zu dem Aufenthalte der Verweſung, und die Verweſung zum Ziele aller Geſchöpfe machen. Er würde Ihnen den Glauben an die Menſchheit nehmen, oder Sie dar=

um martern und verachten. Emilie! und Sie, Sie, mit dieſem ſanften, frommen Herzen, mit dieſer hohen Güte, mit dieſem Glauben an Gott, an Menſchheit und Ewigkeit, Sie ſollten an eines Mannes Bruſt fallen, in der nichts iſt, als eine Hölle?"

Bleich und zitternd ſtand Emilie da, und ein kalter Schauder überfiel ſie nach dem andern. Herrmann faßte ihre Hand, benetzte ſie mit heißen Thränen, und ſagte: „ich mußte Sie retten, oder ſterben!" Sie erholte ſich endlich, und ſagte ſanft, mit einem Seufzer: und nun, Herr von Lange, erlauben Sie.

„O, Emilie!" bat er wehmüthig; „erſt verſprechen Sie mir, daß Sie nie daran denken wollen, ihm ihre Hand zu geben. Ich verlaſſe Deutſchland. Man ſtößt mich hinaus, weg von allen Hoffnungen meines Lebens." Er legte die Hand an die Stirn; denn er fühlte, daß er anfing ſich zu verwirren. Seine Stimme wurde immer leiſer, immer weinender, und kaum konnte er noch Worte hervorbringen. Emilie rang mit dem Schmerze in ihrer Bruſt, und hielt nur mit der gewaltſamſten Anſtrengung ihre Seelenkräfte aufrecht.

„Man ſtößt mich hinaus,“ fing Herrmann wieder an; „ohne Mitleiden! . . . Emilie, laſſen Sie mich die einzige Hoffnung, die Gewißheit mitnehmen, daß Sie nicht die Gattin dieſes Menſchen werden wollen. Ich bitte Sie, nur dies einzige Wort zum Lebewohl, zum Segen für mein ſchon halb vernichtetes Herz!“

Nach Allem, was ich von Ihnen gehört habe — erwiederte Emilie langſam, als befürchtete ſie zu viel zu ſagen — können Sie leicht denken, Herr von Lange, daß es mein angelegentlichſtes Geſchäft ſeyn wird, mich von der Bewerbung des Herrn von Rolfs frei zu machen. Auch hoffe ich es zu können; und dieſe freundſchaftliche Sorge für meine Zufriedenheit wird Ihnen alſo Ihre Reiſe nicht unangenehm machen. Ich will offenherzig reden, weil Sie ſo gütig gegen mich ſind. Ja, er bewirbt ſich um meine Hand. Mein Vater glaubte, ich würde mit ihm glücklich ſeyn; und meine Baſe, die er ſehr für ſich eingenommen hat, glaubt das noch mehr. Es iſt eine Freude, Herr von Lange, dem Rathe ſeiner Verwandten folgen zu können, und ich war bei-

nahe

nahe entſchloſſen, es zu thun; doch machte mich ſchon eine frühere Warnung aufmerkſam, und die Ihrige beſtätigt die erſte ſehr nachdrücklich: denn Sie haben den Herrn von Rolfs ja ſchon ehemals gekannt. Los bin ich noch nicht von ihm; aber ich fürchte nicht, daß mein Schickſal mich zwingen wird, ihm mein Jawort zu geben.

„Nein, gewiß nicht! Das Schickſal ſollte Sie zum Gegenſtande aller ſeiner Segnungen machen! Aber ich reiſe nicht eher, als bis ich weiß, daß Sie wieder frei ſind. Keine Macht in der Welt bringt mich früher von hier weg, als bis Sie, Sie ſelbſt, mir ſagen: ich bin von ihm los. Das ſoll Ihr Lebewohl für mich ſeyn! . . . Bei Gott! ſo lange ich lebe, ſoll dieſer Elende Ihre Hand nicht berühren."

Ihre Sorge, Herr von Lange, ſcheint doch wohl ein wenig zu weit zu gehen. Ich bitte Sie, überlaſſen Sie mich nun mir ſelbſt. Leben Sie wohl. — Sie verbeugte ſich. „Emilie," ſagte er, ganz außer ſich, und ergriff ihre Hand aufs neue: „theure Emilie! . . . Ich Unglücklicher! . . . Ja, Emilie, hören Sie mich! Ich Unglücklicher liebe Sie!" — Mein

Herr! ſagte Emilie ernſthaft; jetzt muß ich Sie erſuchen, mich zu verlaſſen.

Er ließ ihre Hand nicht los. „Emilie,“ jammerte er ängſtlich; „verzeihen Sie einem Unglücklichen, den gränzenlöſes eignes Leiden, und die noch gränzenloſere Furcht vor Ihrem Unglück unbeſonnen gemacht hat.“

Wohl, mein Herr, daß Sie das ſelbſt fühlen! Gewiß fühlen Sie aber auch, daß Sie mich beleidigen würden, wenn Sie mich länger aufhalten wollten.

„Nicht ſo, nicht ſo! Nur die quälende Angſt meiner Bruſt hat mir das Geſtändniß entriſſen, das . . .“

Das ich aus Achtung für Ihren Charakter, mein Herr, nicht noch einmal hören will. Laſſen Sie mich nun, und leben Sie wohl!

„Emilie, aber Sie ſelbſt müſſen mir ſagen, daß Sie von ihm los ſind. O, verſprechen Sie mir nur das!“

Sobald Sie mir ſagen, erwiederte Emilie mit Stärke, daß Fräulein von Roslau Ihre Braut iſt: dann will ich es Ihnen ſelbſt mit Dankbarkeit ſagen, und mein Lebewohl ſoll Sie auf Ihre Reiſe begleiten.

„Emilie,“ ſagte Herrmann ernſt: „ich ſpreche mein Urtheil. Ja, meine Familie hat— ſie iſt meine beſtimmte Braut.“

Emilie verbeugte ſich. Nun leben Sie wohl, Herr von Lange. Ich hoffe, Ihnen bald ſagen zu können, daß ich frei und ruhig bin.

Herrmann blieb ſtarr und mit bleichen Wangen ſtehen. „Des Himmels Segen ſey mit dir, Emilie; und Ruhe und Glück!“ ſagte er zärtlich, und wendete ſich um. „Was aber nun mit mir?“ fragte er ſich. Er ging langſam den Gang auf und nieder. Endlich ſah er Emilien mit ihrer Baſe den Weinberg verlaſſen. Er ſtreckte unwillkührlich die Arme nach ihr aus, und ſchlich nun, wie ein Verbrecher, zu Hauſe.

Die arme Emilie hatte während der Unterredung mit Herrmann übermenſchlich mit ihrer Liebe und ihrem Schmerze gerungen. Auf dem Wege zu ihrer Baſe ließ ſie endlich den hervordringenden Thränen freien Lauf. Sie ging in ein Zimmer, nahm das jüngſte Kind der Wirthin auf den Arm, und ſcherzte mit dem, um nur erſt ſo viele Faſſung wieder zu

bekommen, daß ſie ſich der Baſe Eliſabeth zeigen könnte.

Zu Hauſe warf ſie ſich ihrem Vater in die Arme, und flehete mit den Thränen und der Wehmuth eines doppelten Leidens ihn an, den Herrn von Rolfs zurückzuweiſen. Die arme Emilie hatte wirklich in naher Gefahr geſchwebt, das Opfer ihres Gehorſams zu werden. Rolfs, dieſer liſtige Böſewicht, erfuhr ſehr bald, welches Anſehen der Geheime-Sekretair bei dem Erbprinzen hatte. Er ſtahl ſich durch ein nachgemachtes treuherziges Weſen in ſeine Freundſchaft ein, beſuchte ihn oft, und erwarb ſich auch die Gunſt der Baſe Eliſabeth durch geheuchelte Frömmelei, und Aufmerkſamkeit. Emilie bemerkte ihn kaum, und er blieb ihr widerlich, ſo viele Mittel er auch verſuchte, ſich ihre Gunſt zu erſchmeicheln. Endlich ließ er bei dem Vater und der Baſe Eliſabeth einige Worte von ſeinen Abſichten auf Emilien fallen. Emilie, deren Bruſt eine unglückliche Leidenſchaft füllte, ſagte Nein. Der Vater bat; Eliſabeth quälte ſie, ſang ihr Morgens und Abends vor: „mein Sinn iſt blind, kennt deinen Willen nicht,“ ꝛc. und machte

dann eine lange Nutzanwendung. Worauf warteſt du denn, Emilie? Auf einen Grafen? „Vor Hochmuth, Herr, mich doch bewahr!" Milchen, ich bitte dich, thu' es. Sieh, wenn dein Vater einmal ſtirbt, ſo muß ich doch darauf denken, wo ich bleiben ſoll; und der Herr von Rolfs iſt gottesfürchtig: bei dem werde ich es nicht ſchlimm haben.

Emilie ſagte mit Wahrheit zu Herrmann: es iſt eine Freude, dem Rathe ſeiner Verwandten folgen zu können. Sie entſchloß ſich insgeheim, ihres Vaters Wunſch zu erfüllen, und erwartete nur noch ſeinen Geburtstag, um dem Herrn von Rolfs ihr Jawort zu geben. Ehe aber der kam, erhielt ſie von Hochfelds Schweſter die erſte Warnung, ſich nicht mit Rolfs einzulaſſen. Sie erfuhr jetzt zu ihrem Schrecken, daß es eben der Rolfs war, mit welchem Herrmann die Schlägerei gehabt hatte, und ſie ſagte das ihrem Vater. Der war aber, ſo wie in Allem, auch hier unbeſorgt. Jugendſtreiche, Milchen; weiter nichts. Die jungen Leute taugen alle nicht viel. Jetzt hat er die Hörner abgelaufen. Glaube mir, er iſt ein braver Mann, der es redlich mit dem

Lande meint. Ich muß ihn ja wohl kennen. Ein tüchtiger Arbeiter! Laß gut ſeyn, Milchen. Engel giebt es unter den Menſchen nicht.

Emilie war gar nicht leicht umzuſtimmen; die Baſe entdeckte aber ihrem frommen Freunde, dem Herrn von Rolfs, daß er „böſe Widerſacher" hätte, die ihn bei Milchen anſchwärzten. Rolfs fiel ſogleich auf Langen. Baſe Eliſabeth fand das ſehr wahrſcheinlich, und erzählte in ihrer Einfalt von Herrmanns Beſuch und Emiliens Thränen.

Nun brachte Rolfs einmal, in Emiliens Gegenwart, das Geſpräch auf Herrmann, und erzählte ſeinen Vorfall mit ihm und Hochfeld ſelbſt. Er ließ nichts weg, ſtellte aber alles in ein beſſeres Licht, ſo daß ſeine Schuld ſich ſehr verminderte. Emilie war wieder zweifelhaft geworden; heute aber, nach der Unterredung mit Herrmann, war ſie feſt entſchloſſen. Ihr Vater beſtand nicht mehr auf ſeinen Vorſatz; nur bat er Emilien, ſie ſelbſt möchte dem Herrn von Rolfs die abſchlägige Antwort geben: und das that ſie denn ſchon nach einigen Tagen. Sie ſagte ihm, ſobald er wieder kam, ſehr höflich, daß ſie ihm nie ihre Hand

geben würde. Baſe Eliſabeth wollte ſie unterbrechen; allein Emilie war jetzt zum erſten Male ſtarrköpfig, und erklärte: ihr Entſchluß ſey unwiderruflich, und ſie laſſe ſich durch nichts davon abbringen. Rolfs fing an, für ſich zu reden. Doch Emilie ſagte: ich liebe Sie nicht, Herr von Rolfs. Dieſe Erklärung kann Sie nicht beleidigen; denn Neigungen ſtehen nicht in eines Menſchen Gewalt. Aber nach dieſer Erklärung fordert es, dünkt mich, die Achtung, die Sie mir und ſich ſelbſt ſchuldig ſind, keine Hoffnung weiter zu haben. Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie dies den letzten Beſuch ſeyn ließen, den Sie mir machten." Er ging mit einem artigen Komplimente, doch ſehr erbittert über Herrmann, den er für die Urſache von Emiliens Widerwillen hielt.

Baſe Eliſabeth, die ihre furchtſame Emilie nie hatte ſo beſtimmt reden hören, ſchwieg eine Minute; dann aber ſang ſie mit gellender Stimme:

Es folget nicht,
Daß uns da nichts gebricht,
Wenn wir fein ſanft auf unſern Hefen liegen;
Daß wir uns ſe.bſt an unſerm Thun vergnügen,

Daß unſrer Seel' alsdann ſowohl geſchicht,
Das folget nicht. —

Emilie ertrug die kleinen Stacheln, welche Baſe Eliſabeth ihr jetzt täglich und ſtündlich an das Herz warf, mit Geduld und Ruhe; denn ſie litt ſchon von einem größeren Schmerze. Nun wußte ſie denn, daß Herrmann ſie mit Leidenſchaft liebte, und ſein Betragen war ihr ganz deutlich. Er hatte ſie ſchon lange geliebt, und ſich nur, um ſie nicht zu beunruhigen, ſeit einiger Zeit von ihr entfernt gehalten. Sie wußte, daß nur der Schmerz ihm heute das Geſtändniß ſeiner Liebe entriſſen hatte, und geſtand ſich, daß ſie beinahe eben ſo ſchwach geweſen wäre. Aber ſie fühlte nun auch, daß nach dieſem Geſtändniſſe die kleinſte Unvorſichtigkeit von ihrer Seite den jungen Mann zu größeren Unbeſonnenheiten verleiten könnte, und daß ſie ſelbſt nicht zum zweiten Male im Stande ſeyn würde, ſeinen Thränen zu widerſtehen. Sie dachte mit Angſt daran, daß es möglich wäre, ihn in jeder Geſellſchaft (und alle konnte ſie doch ſchlechterdings nicht ausſchlagen) zu finden. Aber Er hatte vielleicht die Großmuth, weg zu bleiben. Dieſer Gedanke

machte ihr Herz noch ſchwächer. O, ſagte ſie, wenn es ihn tröſtet, daß er mich ſieht, ſo komme er! Ich will leiden, lächeln und ſterben.

Als ſie wieder in eine Geſellſchaft kam, worin ſie ihn vermuthet hatte, fand ſie ihn nicht, und dankte ihm dafür; aber ihr Herz wurde zu weich, ihre Sehnſucht zu groß. Sie ging zu Hochfeld, der allein von ſeiner Familie da war, und ſagte: „Ihre Schweſter, Herr von Hochfeld, hat ſehr gütigen Antheil an meinem Schickſale genommen. Ich ſehe ſie vielleicht fürs erſte nicht wieder. Wollen Sie ihr ſagen, daß ich ihrer Warnung gefolgt bin?" — Hochfeld begriff noch immer nicht, daß man ein Mädchen ſo ganz verſchloſſen, wie Herrmann, lieben könnte, und fragte unbeſonnen: darf ich daſſelbe auch einem Freunde ſagen, der noch größeren, innigern Antheil an Ihrem Schickſale nimmt, Mademoiſelle, und dem dieſe Nachricht wenigſtens einige Stunden Erholung von einem unbeſchreiblichen Leiden geben würde? — „Dieſe Nachricht, Herr von Hochfeld," erwiederte Emilie lächelnd, „iſt ſo unbedeutend, daß ſie jeder wiſſen darf: der Herr von Rolfs hat ſeine Bewerbung um meine Hand zurückgenommen."

Hochfeld bemerkte die feine Schamröthe nicht, die Emiliens Geſicht überzog, und fühlte nicht, wie ſehr er ſeinen Freund beleidigte. Alſo darf ich ihm ſagen, fuhr er eifrig fort, daß Sie frei ſind? — „Ich verſtehe Sie nicht, Herr von Hochfeld; aber es würde mir weh thun, wenn Sie mich nicht verſtanden hätten: und doch ſcheint es faſt ſo. Ob ich frei bin oder nicht: davon kann nur zwiſchen mir und meinem Vater die Rede ſeyn; daß aber Herr von Rolfs ſeine Bewerbung um mich zurückgenommen hat, darf Jedermann wiſſen, und Sie brauchen nicht erſt meine Erlaubniß, die Nachricht mitzutheilen."

Hochfeld merkte, daß er zu viel geſagt haben müßte, und ſchwieg. Er dachte aber: die verkehrten Menſchen! ſie ſtoßen die Hand zurück, die ſie aus dem Abgrunde des Leidens und des Grames reißen will. Er fühlte den Edelmuth der beiden Liebenden nicht, und hielt das für Sophiſterei, was Tugend war. Schon am folgenden Morgen erzählte er Herrmann ſeine Unterredung mit Emilien, und ſah zu ſeinem Befremden, daß dieſer Unwillen darüber äußerte. Lange, ſagte er, ſiehſt du denn

nicht, daß Emilie ſich an mich wendete, damit ich es dir wieder erzählen ſollte? Das iſt ja mit Händen zu greifen!

„Das ſehe ich; und welche Ueberwindung mag es ihrem Herzen gekoſtet haben! Aber laß mich! Du verſtehſt ihr Herz ſo wenig, als meine Gefühle."

Nun ſo ſey denn meinethalben blind! Ich möchte nur wiſſen, wie das Mädchen es anfangen ſoll, dir zu ſagen, daß ſie dich liebt!

„Wer verlangt das? Meinſt du, ich hätte an meinem eigenen Schmerze nicht genug? Geh; du verſtehſt mich nicht."

Wie ſich die Thoren quälen! dachte Hochfeld, und ſchwieg. Aber er wollte alles Mögliche thun, um ſie Beide zu einander zu bringen. — Herrmann ſchlug alle Geſellſchaften aus, in denen er Emilien vermuthen konnte. Er war entſchloſſen, ſie nicht wieder zu ſehen; denn ſie hatte, wie es ihm ſchien, ihr Wort erfüllt, und ihm durch Hochfeld ſagen laſſen, daß es mit Rolfs vorbei ſey. Hochfeld lud ihn einige Tage vor ſeiner Abreiſe noch zu einem Balle ein, auf welchem Emilie nicht ſeyn würde. Herrmann nahm die Einladung an. Er

kam ſpät, und — veränderte die Farbe, als er Emilien erblickte.

Emilie fuhr ein wenig zuſammen, als er hereintrat. An ſeinem Erblaſſen und Erröthen, an ſeinen Blicken auf Hochfeld, der mit einer lächelnden, triumphirenden Miene da ſtand, ſah ſie, daß er an dieſer Zuſammenkunft unſchuldig war; und ihr Herz wallte ihm dafür dankbar entgegen. Herrmann gewann nach und nach, da er Emiliens Unbefangenheit ſah, ſeine eigne wieder; doch blieb er immer weit von ihr entfernt. Hochfeld ſah den Plan, auf den er ſo viel gerechnet hatte, vereitelt, und wendete ſich nun an ſeine Schweſter, die genug von Emilien und Herrmann wußte, um ihn bei dem erſten Worte zu verſtehen. Ich gehe mit Emilien in die große Allee, ſagte ſie; und ſchon nach einigen Minuten waren Beide nicht mehr im Saale.

Herrmann ſaß in einem Nebenzimmer. Hochfeld gab ihm einen Wink, und führte ihn in den Garten. Ich habe etwas Nöthiges vergeſſen, ſagte er. Geh doch einen Augenblick in die große Allee; da will ich dich finden. Herrmann ging ruhig dahin, und fand Emilien, die

auf das Fräulein Hochfeld wartete, das ſie jetzt eben verlaſſen hatte. Er und Emilie errötheten zugleich. Emilie näherte ſich ihm, und ſagte freundlich: ein ſeltſamer Zufall führt uns hier zuſammen, Herr von Lange. — „Ich veranlaßte ihn nicht,“ erwiederte Herrmann feſt. — Das weiß ich. Doch er iſt mir lieb; nun kann ich Ihnen die Verſicherung geben, die ich Ihnen neulich verſprach. Meine Zufriedenheit iſt Ihnen nicht gleichgültig; es freuet mich daher, Ihnen ſagen zu können, daß ich nichts mehr von den Bewerbungen des Herrn von Rolfs befürchten darf. Und ſo, Herr von Lange, reiſen Sie glücklich. Ich höre, daß Sie uns ſchon in drei Tagen verlaſſen wollen.

Herrmann antwortete nicht; denn er dachte mit großem Schmerze daran, daß er Emilien jetzt vielleicht zum letzten Male ſehe. Sie fühlte, daß ihr Herz ſich allzu ſtark erweichte, daß ihr Arm in dem ſeinigen zitterte, und daß ſie nicht würde Lebewohl ſagen können. Um ſich nicht zu verrathen, ſprach ſie zitternd, ängſtlich, fort: Sie gehen nach Italien? Was haben die Männer nicht voraus! Werden Sie den Aetna erſteigen? Die Ausſicht oben ſoll unbeſchreiblich

ſchön ſeyn, und der Blick in den Krater ſchrecklich! — „Schrecklich,“ ſagte Herrmann langſam, in der Betäubung dieſes Augenblickes: „ſchrecklich — wie der Blick in die Zukunft.“

Dieſe Worte erſchütterten Emilien; alle ihre Kraft war dahin. Laſſen Sie uns gehen! ſagte ſie zitternd. Herrmann blickte ſie wehmüthig an. „Nur noch einen Augenblick, Emilie!“ Er hielt ihr die Hand hin, und ſagte bebend: „leben Sie wohl, theure Emilie. Leben Sie auf ewig wohl!“ — Emilie wurde immer bleicher, und legte ihre Hand in die ſeinige. Er berührte ſie mit ſeinen Lippen, und ließ eine Thräne auf ſie fallen. „Leben Sie wohl, Emilie!“ ſagte er noch einmal. Sie antwortete nicht; aber es rollten Thränen über ihre Wangen. Einen ſanften Händedruck, den ſie ihm gab, bemerkte er ſo wenig, als das Brechen ihres Herzens; er ſah nur, wie ihre Miene wieder lächelnd wurde, als ſich ihre Seele unter dem Schmerze aufrichtete. Leben Sie wohl, Herr von Lange! ſagte ſie jetzt leiſe und ſanft. Herrmann beugte ſich noch einmal auf ihre Hand, und konnte nur ſeufzen. Als er die Allee hinauf ging, wurde er mit jedem

Schritte ſtärker, muthiger; denn was jetzt noch folgen konnte, galt ihm wenig.

Kommſt du allein? fragte Hochfeld. — „Mademoiſelle Lebrecht wollte noch bleiben, und es ſchien mir, als ob ſie allein zu ſeyn wünſchte. Ich habe ihr bei der Gelegenheit Lebewohl geſagt.“

Nur Lebewohl? nichts weiter?

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Hochfeld; allein ich habe ihr Lebewohl geſagt.“

Nach fünf Minuten kam auch Emilie in den Saal. Herrmann warf noch einen Blick auf ſie, und ging dann. Er ſah ſie nicht wieder; denn von ihrem Vater nahm er Abſchied, als ſie und die Baſe auf ihrem gewöhnlichen Spaziergange waren.

Der Abſchied von dem Fräulein Roslau war eine bloße witzige Farce. Ich dächte, mein tugendhafter Ritter, ſagte ſie, als er ſo eben gehen wollte: Sie ließen mir Ihre Tugend hier zum Verwahren; ich will ſie in meiner Schminkdoſe aufheben. Auf Reiſen, wiſſen Sie wohl, kann man leicht etwas verlieren.

Er wurde ſchnell ernſthaft, und erwiederte: „ich habe einen Schutzengel bei mir.“ — Wel-

chen? fragte ſie. — „Einen fremden Schmerz, eine fremde Thräne, eine fremde Tugend!“ — Sie reden ja recht prophetiſch, in Räthſeln!

Er dachte ununterbrochen an Emiliens Lebewohl, und konnte jetzt nichts mehr ſagen. Schnell und mit Unwillen verließ er das Zimmer des Fräuleins, und athmete erſt freier, als der Reiſewagen mit ihm fortrollte.

Hochfeld erwartete ihn auf der nächſten Station, und fing ſogleich von Emilien an: „Laß das, lieber Hochfeld,“ ſagte Herrmann. „Du meinſt es gut; aber was du hoffſt, iſt nichts. Ich liebe das Mädchen auf eine unbegreifliche Weiſe, und — ich glaube ſogar, daß auch ſie mich liebt. Es giebt Augenblicke, Hochfeld, wo die Sünde ſo ſüß, ſo lockend iſt, und ſo unſchuldig ſcheint, daß man, eben wenn man ſich vornimmt, recht feſt zu ſtehen, höchſt gefährlich fallen kann. Eine Leidenſchaft, guter Hochfeld, — und das iſt das Schlimme bei der Sache — hat etwas ſo Großes an ſich giebt einen ſolchen Anſchein von Kraft und Stärke, und leihet der Selbſtſucht einen ſo ſchönen Schein von Menſchlichkeit, daß man wahrhaftig eine Reiſe, wie ich ſie antrete, nöthig hat,

hat, um dem Teufel aus den Klauen zu kommen. Sieh, ich hätte dieſe Emilie noch ein-, zwei-, oder dreimal ſprechen dürfen, ſo wäre ich mit aller meiner Stärke geliefert geweſen. Beim Himmel! tugendhaft ſeyn, heißt gerade nicht ſiegen, ſondern nur aus dem Kampfe nach Frankreich und Italien laufen, um die Niederlage zu vermeiden. Seitdem ich merkte, daß es ſchief ablaufen könnte, habe ich ſie nicht wiedergeſehen, und der Himmel wird mir dieſe Feigheit als den ſchönſten Sieg anrechnen. Ich weiß, was mir die Flucht koſtet, was es mir gekoſtet hat, zu ſchweigen, als ihre Thränen hervorbrachen, als ſie, vielleicht beinahe eben ſo ſchwach, wie ich, daſtand, und den erloſchenen Blick auf mich heftete. — Endlich verließ ich ſie. Glaube mir, Hochfeld, ſo ſchwer wird mir kein Gang wieder werden — nur den heutigen aus deinen Armen ausgenommen. Doch" — fuhr er mit Ernſt fort — „da wir hier noch bei einander ſind, und da wir nicht wiſſen können, wie die Würfel fallen werden, ſo laß mich noch einmal aus Herzensgrunde mit dir reden. Du treibſt dich ſeit einem Vierteljahre mit dem Prinzen Moritz

umher. Was haſt du mit ihm? Er iſt kein Heiliger; und ſein Freund kannſt du nicht ſeyn, weil er ein Prinz iſt. Was biſt du ihm denn ſonſt, Hochfeld?"

Du ſiehſt Manches zu ſchwarz, ſagte Hochfeld. Ich will dir wohl geſtehen, daß der Gedanke, des Prinzen Freund zu ſeyn, mir allerdings ſchmeichelt. Er iſt kein Heiliger; aber du biſt zu ſtrenge, lieber Lange. Gewiß, das biſt du.

„Zu ſtrenge? Wie ſoll ich das nehmen? Vergieb der Tugend heute ein Haar breit, ſo hat morgen der Teufel dich ganz. Iſt die Tugend eine Spiegelfechterei, oder eine Mode, welche heute die Friſur ſo hoch bauet, und morgen etwas niedriger? Ich kenne nur Eine Tugend, Hochfeld; und von der läßt ſich nichts abhandeln. Der Prinz iſt dein Herr; und hängſt du dich an ihn, ohne ein Geſchäft zu haben, ſo mußt du ſchlimmer ſeyn, als er ſelbſt. Ich kenne das. Geh meinethalben mit dem Teufel um; nur habe keine Achtung oder Furcht vor ihm, und du kannſt ſicher ſeyn. Soll ich dir ſagen, was es iſt? Daß Se. Durchlaucht vertraulich mit dir umgehen, im Ueberrocke

zu dir kommen, dir Billette ſchreiben, ſich in deinen Arm hängen, vor aller Welt dich küſſen, nicht ohne dich leben können: das iſt es, das reitzt dich. Ich frage dich aber: was reitzt den Prinzen? Deine Tugend doch wohl nicht? . . . Hochfeld, ein ſolches Leben führt zu nichts, als zu Reue. Du kannſt dem Fürſten dienen; aber, bei Gott! ich möchte es nicht einmal wagen, einem tugendhaften Fürſten mehr als ein Diener zu ſeyn. Lieber Hochfeld, wenn mir jemand befehlen darf, ſo muß ich doch wahrhaftig wiſſen, was; dein Umgang aber berechtigt den Prinzen, Alles von dir zu erwarten. Ich bitte dich, mache dem Dinge ein Ende; es geht nicht gut! . . . Hochfeld, ich habe dich nie an eine alte Geſchichte erinnert; aber laß es mich dies Eine Mal thun. Du weißt, wie geſchwind der verdammte Rolfs dich herum hatte; und wie leicht würde es nun vollends einem Prinzen werden! Man darf nicht mit dem Laſter ſpielen. Laß mich die Hoffnung mit auf die Reiſe nehmen, daß ich meinen Hochfeld wiederfinden werde!"

Hochfeld ſank erröthend — er fühlte nur zu ſehr, daß Herrmann Recht hatte — in ſeine

Arme. Guter Lange! ſagte er mit Innigkeit; hier nimm mich ganz! Nein, ich werde nicht ſinken. Wir wollen Freunde bleiben; und vergeſſe ich je, was du mir biſt, was du mir warſt, ſo gieb mir — (er zog einen Ring vom Finger, und ſteckte ihn an ſeines Freundes Hand) — ſo gieb mir dieſen Ring, und mein Herz ſoll wieder dein ſeyn.

Hochfeld war unausſprechlich gerührt. Er ſchluchzte: du haſt Recht. Der Umgang taugt nicht. Ja, ich will ihn abbrechen. Ich verſpreche es dir, mein edler Lange.

Herrmann drückte den Ring auf ſeine, und dann auf Hochfelds Bruſt. „Ich habe den ewigen Bund unſerer Herzen beſiegelt, Hochfeld." Er ſchloß den Freund in ſeine Arme, und Beide hingen lange an einander. Herrmann ſprang endlich in den Wagen, der ſchnell dahin rollte, und Hochfeld ſtand wie verödet.

„Der Menſch iſt kein Zugvogel," ſchrieb Herrmann an Hochfeld. „Ich flattre nur an einem unſichtbaren, doch unzerreißlichen Faden, deſſen Ende da feſt geſchlungen iſt, wo ich geboren bin. Wir Menſchen haben eine Heimath. Ich ſehne mich nach Allem zurück, nach

euch, ſelbſt nach meinen Leiden. O, dachte ich, wenn nur erſt die Alpen zwiſchen meinem Herzen und meiner Heimath ſind, dann will ich alles, alles vergeſſen! Da liegen ſie hinter mir, und mein Herz ſchlägt unter den vorigen Wünſchen, den vorigen Thränen. Auf den Alpen ſtand ich, ſchaute hernieder auf die unermeßliche Erde, und trank die reine Luft des ſchöneren Himmels. Mein Blut rann leichter, meine Bruſt athmete freier; aber meine Seele trauerte. Ach, ich muß erſt höher ſtehen, als die Erde iſt, eine andere, reinere Luft trinken, als die von den Seufzern der Menſchen gebildet wird, wenn meine Seele aufhören ſoll, zu trauern! Hochfeld, du kennſt den Schmerz, den erſt das Grab bedecken kann. Ich habe nichts vergeſſen, nicht dich, nicht — Und möchte ich denn vergeſſen, wenn auch der Menſch es nach Willkühr könnte? das frage ich mich jeden Morgen, und ſage jeden Abend: nein! denn was wäre ich ohne dieſen Schmerz!" — —

„Heute ſtand ich auf dem Schlachtfelde bei Cannä, wo der ſtolze, fürchterliche Todesengel aus Afrika vor zweitauſend Jahren würgte. Ich warf mich nieder — vielleicht auf eben

dem Hügel, wo er ſtand, und den tödtlichen Kreis um das Heer der Römer bezeichnete. Nur ſanfte Lüftchen weheten Blumen zu Blumen. Aber ich rief alle verflogenen Seufzer zurück, erweckte das Jammern der Gefallenen, das trunkne Jauchzen der Sieger, und beſtreute das ſtille Feld mit Leichen, mit Sterbenden, mit Verwundeten. Und mitten unter dieſen tauſend jammernden Stimmen des Todes hörte ich den Punier mit ſchrecklicher Stimme ſeinem Vaterlande zurufen: ſendet Menſchen! Und als ich nun dachte, wie das alles dahin iſt; wie die Natur dieſen Hochgerichtsplatz der menſchlichen Verbrechen wieder mit Freude und Segen bedeckt hat; dachte, wie die Vorſehung einen Hannibal, einen Marius und Cäſar nur gleich Gewittern braucht, welche die Luft reinigen; wie die mit Blut erkaufte Größe dieſer Menſchen geſunken, Roms Größe niedergeſtürzt, und die Menſchheit auch unter ihrer blutigen Geißel immer weiter fortgeſchritten iſt; wie ein Jahrhundert, ein Menſchengeſchlecht, ein Volk immer den Keim eines beſſern enthält — — da rief ich: iſt es denn nicht mit dem einzelnen Menſchen eben ſo wie mit gan=

zen Völkern? Hier auf dem Küſſen, das eine frohe Mutter für ihre Tochter, die Braut iſt, niederlegt: auf eben dem Küſſen lag vor einigen Monaten die bleiche Wange des ſterbenden Vaters. Jetzt weint die Mutter Thränen der Freude auf eben die Stelle, wo kaum die letzte Thräne des brechenden Auges getrocknet iſt. Der einzelne Menſch vergeht wie ganze Nationen; ſeine Schmerzen verſchwinden, wie die Leichen der Schlachtgefilde: aber das Menſchengeſchlecht bleibt mit ſeinen Freuden und Leiden. Ihr ſeyd dahin, ſagte ich ſanft, die ihr fielt; euer Schmerz iſt nicht mehr. Aber würde das nicht jemand, wenn er meinen Schmerz kennte, nach zweitauſend Jahren auch zu mir ſagen? Nein, gütige Natur, nimm die ewige hoffnungsloſe Liebe, nimm den ewigen Schmerz nicht aus meiner Bruſt; doch gieb mir Geduld, und laß mich nicht glauben, mein Schmerz ſey der einzige in der Natur!" —

Solcher Briefe bekam Hochfeld mehrere von Herrmann. Er gab ſie ſeiner Schweſter, und dieſe theilte ſie Emilien mit. Emilie fühlte den Verluſt eines ſolchen Herzens. Sie zog ſich faſt gänzlich aus den Geſellſchaften

zurück, die ſie nie geliebt hatte, und die jetzt ihren Gram nur vermehrten. Ihre Liebe wurde durch die Einſamkeit noch heißer, aber heiliger.

Während Herrmann durch die Schweiz, Italien und Frankreich flog (denn die ganze Reiſe ſollte nur ein Jahr dauern), ging mit Hochfeld eine große Veränderung vor. Er zog ſich zwar Anfangs, wie er verſprochen hatte, von dem Prinzen Moritz zurück; allein dieſer, der ihn wirklich liebte, ſuchte ihn nur um ſo emſiger auf, und mit ſo vieler freundſchaftlicher Herablaſſung, daß Hochfeld nicht widerſtehen konnte. Der Prinz war ein junger Mann von lebhaftem Charakter, mit mancherlei Kenntniſſen und vieler Gutherzigkeit, aber ohne Grundſätze. Er hatte beſonders den Fehler, daß er nicht verzieh, wenn er ſich einmal für beleidigt hielt; und da er von ſeinen Kenntniſſen, ſogar von ſeinem ſittlichen Charakter, äußerſt vortheilhaft dachte, ſo konnte er ſehr leicht beleidigt werden. Am Hofe ſeines Vaters gefiel er ſich nicht, weil es ihm an Beſchäftigung fehlte. Sein älterer Bruder, der Erbprinz, ein ſehr ernſter, in Arbeiten un-

ermüdeter, bis auf die geringſten Kleinigkeiten pünktlicher Mann, war nicht ganz mit ihm zufrieden, und es herrſchte zwiſchen ihnen eine gewiſſe Kälte, die der jüngere Prinz freilich am ſtärkſten empfinden mußte. Nun waren für dieſen das Militair, und einige luſtige Geſellſchafter, die er von allem Zwange gegen ſich entband oder doch zu entbinden glaubte, der ganze Kreis ſeiner Beſchäftigungen. Natürlicher Weiſe gab dem Prinzen ſein Feuer Veranlaſſung zu manchen Unbeſonnenheiten, die er denn oft eben ſo edelmüthig wieder gut machte, als er ſie übereilt beging. Es waren ſchon mehr als Einmal Schulden für ihn bezahlt worden; er machte aber immer neue. Lebrecht, der als geheimer Kabinetsſekretair um alle fürſtlichen Familienangelegenheiten wußte, that dem Erbprinzen den Vorſchlag, ſeinen Bruder einzuſchränken. Das geſchah; aber Prinz Moritz machte nur deſto mehr Schulden, und man mußte am Ende doch bezahlen. Die Einſchränkung war indeß wohl ein wenig mit zu vieler Härte geſchehen. Der Prinz erfuhr, daß Lebrecht den Rath dazu gegeben hatte, und wurde darüber ſehr unwillig, was

freilich dem guten Lebrecht keinen Kummer machte, da er es nicht einmal wußte.

Hochfeld war der vertrauteſte Geſellſchafter des Prinzen Moritz. Der Erbprinz hatte ihn daher in Verdacht, daß er ſeinen Bruder zu manchen Thorheiten verleite, und ließ ihn das einmal ſehr auffallend merken. Hochfeld fand ſich dadurch beleidigt, weil er unſchuldig war; jetzt hängte er ſich aus einer Art von Eigenſinn deſto feſter an ſeinen Prinzen, und dieſer belohnte ihn dafür mit noch größerer Freundſchaft. In der That verdarb Hochfeld den Prinzen nicht, ſondern er ſelbſt wurde unter deſſen übrigen Geſellſchaftern verdorben. Er hörte alle Tage Grundſätze, die am Ende, weil ſie ſo oft als ausgemacht geäußert wurden, in ſeinen Augen den Schein der Wahrheit erhielten. Selbſt, als Herrmann noch in der Reſidenz war, ſchwankte Hochfeld ſchon, und nur der Gedanke an ſeinen Freund, an ſeinen Schutzengel Herrmann, hielt ihn, daß er nicht fiel.

Wir müſſen hier noch einmal anmerken: Hochfeld war tugendhaft aus Grundſätzen der Ehre, die ſein Vater bei ſeiner Erziehung ge-

braucht hatte, doch bei ſeinem weichen Herzen äußerſt lenkſam. Herrmanns Tugend aber gründete ſich auf den Glauben an Gott, auf eine feurige Liebe zu allen Menſchen, und war darum ſo feſt, als ſeine Seele rein.

Schon auf der zweiten Poſtſtation von der Reſidenz, in Zahlendorf, ſchrieb Herrmann ſeinem Freunde: „Lieber Hochfeld, habe ich dir nicht einmal etwas aus unſern akademiſchen Jahren erzählt, das mein Herz in eine nicht kleine Bewegung brachte? Mit Gewißheit weiß ich es nicht. Ich lernte die Tochter eines Landpredigers kennen, ein unſchuldiges, zutrauliches, liebliches Geſchöpf. Hätte ich nicht an meine Eltern denken müſſen — Ich liebte das theure Mädchen; aber ich ſchwieg. Sie wurde verheirathet, und ich ſah ſie als Braut. Es war der erſte Schmerz, den ich als Jüngling empfand. Seitdem habe ich immer mit reinem Vergnügen an dieſe gute, unſchuldige Seele gedacht, und ihr Zufriedenheit gewünſcht. Dies voraus.“

„So wie ich hier in Zahlendorf ankomme, und man die Pferde umſpannt, gehe ich nach meiner Gewohnheit im Dorfe umher, und blei-

be vor einem kleinen Häuschen nahe am Kirchhofe, unter zwei hohen Linden, ſtehen. Das Fenſter öffnet ſich, und es ſieht eine Frau heraus, ohne mich zu bemerken. „Das iſt Luiſe!" ruf' ich laut in meinem frohen Erſtaunen. Nun wendet ſie das Geſicht zu mir hin, und erkennt mich. Ich eile in das Haus, und in ihre Arme. Es war Luiſe. Ich frage nach ihrem Manne. Sie antwortet mit Thränen, und zeigt mir durch das offne Fenſter ſein Grab. Er iſt von dem Dorfe, wo er Prediger war, hieher verſetzt worden, und ſchon nach einigen Monaten geſtorben."

„Ich frage nach ihren Umſtänden; und ſie blickt traurig zu Boden. Sie hat ein kleines Wittwengehalt, das kaum für die Bedürfniſſe des ärmlichſten Lebens hinreicht. Ich gab ihr fürs erſte, was ich an baarem Gelde entbehren konnte; denn mit einem Wechſel wüßte ſie nichts anzufangen. Nun bitte ich dich aber, Hochfeld, für dieſe Luiſe, für die Freundin deines Freundes, zu ſorgen. Es muß ihr an nichts fehlen; mehr können wir ja, leider, nicht für ſie thun. Uebrigens iſt ſie glücklich; ſie hat hier Bekannte, das Grab ihres Mannes, ihre

Heimath. Ich ſchreibe dir das, damit du nicht etwa, in deinem Eifer zu helfen, auf den Gedanken kommſt, ſie in die Stadt zu ziehen. Sie paßt nicht dahin; denn ſie iſt über alle Beſchreibung lieblich, — ich kenne nur Ein weibliches Geſchöpf, das noch anziehender iſt, als ſie. Eben darum darf ſie mit ihrer zutraulichen Unſchuld nicht in die Stadt; denn wenn dieſe liebliche Unſchuld vernichtet würde, ich käme darüber von Sinnen. Du, gutherziger Verſchwender, ſchickſt ihr monatlich, was du willſt; und doch werde ich Alles, was du auch thun kannſt, noch immer nicht genug gethan finden: denn das Grab vor ihrem Fenſter — Es geht ein Weg von ihrer Hausthür dahin, ein ausgetretener Fußpfad. Die arme Frau! ſie ißt ihr Brot, um nur die Kraft zu haben, daß ſie den Fußſteig austreten, und das Grab mit Thränen benetzen kann! — O Hochfeld! in der Bruſt dieſes Weibes liegt ein Himmel voll Liebe; und ſie iſt zu ewigen Klagen verdammt, wie ich!"

Hochfeld ſetzte ſich, ſobald er dieſen Brief bekommen hatte, zu Pferde, und ſprengte nach Zahlendorf. Er beſuchte den Kirchhof, und

fand den ausgetretenen Fußpfad zu dem Grabe. Endlich ging er auch zu Luiſen. So einfach, ſo ärmlich ſie gekleidet war, ſo machte dennoch ihre liebliche Heiterkeit den ſtärkſten Eindruck auf ihn. Ihr Geſicht war nicht edel ſchön; es lag kein Zug von Stolz und Würde darin. Aber ein Paar friſche, roſenrothe Wangen, ſanft gewölbte Lippen, freundliche blaue Augen, ein ſchönes Kinn mit einem Grübchen, ſehr ſchöne Arme und Hände — das Alles machte ein ſehr liebliches Ganze.

Luiſe ſtand ein wenig verlegen, aber doch zutraulich, vor Hochfeld da. Ich habe, ſagte Hochfeld ſehr gütig, von meinem Freunde Lange einen Brief bekommen —

„Ach, Sie ſind Herr Hochfeld!" erwiederte Luiſe, und ihr Auge belebte ſich mit der reinſten Freude. „Herr Lange hat mir von Ihnen geſagt. Sie glauben nicht, Herr Hochfeld, wie glücklich es mich machte, daß ich Ihren und meinen Freund einmal wiederſah."

Hochfelds Augen hingen mit Vergnügen an den ſchön geformten Lippen, die ſich ſo ſchnell bewegten, und an den hellen Augen, die von Freude glänzten. Luiſe faßte fröhlich

mit ihrer weichen runden Hand die ſeinige, um ihn zu einem Stuhle zu führen. Sie bat ihn, dieſe Nacht doch ja in Zahlendorf zu bleiben. Er verſprach das, und meinte, im Wirthshauſe; allein die heitere Frau wollte ihn nicht weglaſſen, und ging hinaus, um ein Abendeſſen und ein Bett zu beſorgen. Das war für Hochfeld unbegreiflich, da die junge Wittwe und eine Magd ganz allein in dem kleinen Hauſe wohnten; er wußte nicht, wie unbeſorgt die Unſchuld macht, die noch keinen Verführer kennt. Bei der Mahlzeit, und nachher, war die junge Frau, wenn ſie nicht am Fenſter ſtand, ſo heiter, ſo in guter Laune, und ſo voll witziger Einfälle, daß Hochfeld um zehn Uhr nicht wußte, wo der Abend geblieben war. Man zeigte ihm ſein Zimmer, und er ſchlief ſehr ruhig.

Am folgenden Morgen kam er denn zu ſeinem Geſchäft, und zahlte der jungen Wittwe eine Summe Geldes, mit dem Verſprechen, ihr jedes Vierteljahr eben ſo viel zu ſchicken.

Sie ſagte, mit Thränen in den blauen Augen: „das iſt zu viel, Herr Hochfeld; ſo viel brauche ich nicht: Ich bin ja allein, und ar-

beite gern.“ Aber Hochfeld drang ihr die Summe auf. Als er endlich Abſchied von ihr nahm, ſagte er ſcherzend, er würde ſie öfter beſuchen; und ſie ließ ſich von ihm die Hand darauf geben. Hochfeld war in fröhlicher Verwunderung über das unbeſorgte Zutrauen, und küßte ſie, obgleich etwas ängſtlich, zum Abſchiede auf den Mund. Darüber erröthete ſie flüchtig; doch ſogleich war wieder nur die gewöhnliche ſanfte Gluth auf ihren Wangen. Sie begleitete ihn über den Kirchhof, ließ ſich noch einmal die Hand darauf geben, daß er bald wiederkommen wollte, und ſah ihm freundlich nach, ſo lange ſie ihn ſehen konnte.

Als Hochfeld das nächſte Mal in Zahlendorf geweſen war (und er blieb nicht lange aus), ſchrieb er Herrmann: „Deine Luiſe in Zahlendorf iſt meine Freundin — meine Schweſter, wenn du willſt. Du ſchriebſt mir, wie lieblich ſie wäre; aber nicht ein Wort von ihrer reinen Heiterkeit, von ihrer großen Güte, von dieſer himmliſchen Argloſigkeit, von dieſer Unſchuld, die ich erſt bei ihr habe kennen lernen, und von der ich vorher auch nicht den mindeſten Begriff hatte. So denk' ich mir die Tochter

ter eines Patriarchen, ſo die Tochter eines Naturmenſchen in Amerika; nur hat Luiſe zugleich alle Vorzüge der Kultur. Du warfſt mir ehemals immer meinen Geſchmack an Kunſt, an Politur vor; das würdeſt du jetzt nicht mehr thun, wenn du ſäheſt, wie ich mich hier bei Luiſen etablirt habe; wenn du ſäheſt, wie ich mit der lieblichen Frau unter ihren Linden Milch oder ein Butterbrot eſſe, und wie ich dann, mit ihr am Arm, einen Spaziergang um das Dorf mache. Luiſe nennt mich Hochfeld; ſie weiß meinen Stand nicht, und ich bin in der That noch nicht in Verſuchung gekommen, ihr zu ſagen, was ich eigentlich bin. Sie ſingt vortrefflich, und ſeitdem ich bei ihr beinahe wie etablirt bin, habe ich auch ſchon darauf gedacht, einen Flügel hinaus zu ſchaffen. Du weißt, daß mir ohne Muſik nicht wohl iſt. Ich möchte Luiſen ſpielen ſehen, mit den runden weißen Fingern, deren Spitzen wie in die Morgenröthe getaucht ſind. Iſt dir je eine ſchönere Hand und ein ſchönerer Arm vorgekommen? Mir nicht. Und dieſer alabaſterne, durchſichtige, runde Hals, und in der ſchönen, vollen Bruſt das treue,

argloſe, liebe Herz, bei aller fröhlichen Schalkheit der großen, blauen Augen! Eine wahre jugendliche Hebe! — Und die Thränen auf dieſen friſchen Wangen! Man möchte ſie betrüben, um ſie weinen zu ſehen!"

Herrmann antwortete ſogleich: „Ich zittre, Hochfeld, für Luiſen und für dich! Dein Brief, dein ſchrecklicher Brief, iſt voll von den flammenden Zügen einer entſtehenden Leidenſchaft. Ich bitte dich, Hochfeld, ſieh Zahlendorf nicht wieder. Gott! ich vertrauete dir das Herz, das Glück dieſer unſchuldigen Seele aus Eden; und wenn du nun Beides verwahrloſeteſt! Thäteſt du das, Hochfeld — ich würde dich, wie dein Rachengel, ohne Barmherzigkeit verfolgen."

Hochfeld wurde erſchüttert; denn er fühlte, daß Herrmanns Beſorgniſſe Grund hatten. Ehe die Antwort ankam, war er ſchon vier Mal wieder in Zahlendorf geweſen, und bei jedem neuen Beſuche länger, als bei dem vorigen. Das Vertrauen der argloſen Luiſe, ihre Freundlichkeit, ihre unbefangene Güte, ihre ſchweſterliche Zärtlichkeit, hatten ſein Herz in die ſtärkſte Bewegung geſetzt, und er mußte

ſich geſtehen, daß er anfing ſie zu lieben. So wie er Herrmanns Brief geleſen hatte, eilte er an den Schreibtiſch, und antwortete, was ihm ſein erſchüttertes Herz eingab. Er verſicherte ſeinem Freunde aufs heiligſte, Luiſen nicht wiederzuſehen. Auch war er feſt entſchloſſen, Wort zu halten; allein nach und nach wurde das Bild der ſchönen Luiſe wieder mächtiger, und er ließ ſchon etwas von dem erſten Entſchluſſe nach. Ich will ſie, dachte er, nur zuweilen ſehen; aber ſie ſoll mir heilig ſeyn, wie eine Schweſter.

Er ritt wieder nach Zahlendorf. Luiſe bot ihm, als er kam, die Roſenlippen zum Kuſſe, und überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ſo lange ausgeblieben ſey. Er ſtand finſter da; denn ſchon ein Kuß war eine Uebertretung des Geſetzes, das er ſich gemacht hatte. Luiſe, die ſeine finſtre Miene bemerkte, glaubte, nicht freundlich genug gegen ihn ſeyn zu können; und ſein Entſchluß, ſie heilig zu halten, wie eine Schweſter, ging nun in heiße Händedrücke, in ſchnelle, glühende Umarmungen über. Immer mit dem Vorſatze zu gehen, blieb er länger als gewöhnlich, und war zerſtreut, mürriſch,

veränderlich. Luiſe glaubte, er müſſe Verdruß gehabt haben, und liebkoſ'te ihn ſo vertraut, ſo hingebend, daß er hätte verzweifeln mögen. Noch einmal warnte ihn ſein Schutzgeiſt und Herrmanns Tugend. Luiſe erzählte ihm, ſie wiſſe von ihrem Vater ſehr wohl, daß Herrmann ſie geliebt habe. „Er ging," ſagte ſie, „und kam nicht wieder. Ich fragte ſo oft: warum mag Herr Lange nicht mehr kommen? Da ſagte mein Vater endlich: weil er nicht an dir ein Böſewicht werden wollte, darum iſt er weggeblieben." Hochfeld ſchlug die Hand vor die Stirn, und ſein Herz entſchloß ſich tauſendmal, kein Böſewicht an Luiſen, kein Betrieger an ſeinem Freunde zu werden. Er vermied die ſchöne Frau ſogar eine Stunde lang; dann aber ſuchte ſie ſelbſt ihn auf, ſchalt ihn freundſchaftlich über ſeine üble Laune, und ſuchte ihn mit Zärtlichkeit zu erheitern.

So ſaß er wieder in ſeinem Schlafzimmer, ſtützte ſeine Stirn in die Hand, machte ſich Vorwürfe, und ſuchte doch Entſchuldigungen für ſeine Begierde. Jetzt öffnete Luiſe die Thür, und blieb auf der Schwelle ſtehen. „Aber diesmal," ſagte ſie ſcherzend, „iſt es

doch kaum mit Ihnen auszuhalten. Sitzen Sie nicht da, als ob ſie ein böſes Gewiſſen hätten!" Dieſer ſcherzhafte Vorwurf traf ihn. Er ſchlug die Augen nieder, die ſo eben die holde Frau lüſtern betrachtet hatten, und beugte die Stirn tiefer in die Hand. — Gewiß, ſagte er; Sie thun mir Unrecht, Luiſe. — „Nun iſt es weit mit Ihnen gekommen!" erwiederte ſie lächelnd; „Sie verſtehen nicht einmal mehr Scherz!"

Er antwortete nicht. Luiſe glaubte, ihn beleidigt zu haben. Sie vergaß, wo ſie war, ging zu ihm, und ſagte zärtlich: „lieber Hochfeld, ich meinte es nicht böſe." Er legte, ohne die Augen aufzuſchlagen, ſeinen Arm um ihren Leib, und hielt ſie zitternd. „Was iſt Ihnen?" fragte Luiſe beſorgt. Nichts, nichts, antwortete er, und zog das liebliche Weib auf ſeine Kniee. „Nun, das iſt doch zu arg!" ſagte Luiſe ſcherzend, und wollte aufſtehen. Aber er legte den Arm um ihren Nacken, ſagte mit gänzlich gewechſeltem Tone: mir fehlt nichts, liebe Luiſe; und drückte ſeinen Mund auf ihre Lippen.

Luiſe wollte auch jetzt wieder aufſtehen; und

doch gab ſie ihm ſeine Küſſe zurück. Sein Blut glühete, und er umfaßte ſie feſter; aber Luiſe machte ſich aus ſeinen Armen los, und ging, ohne zu wiſſen, wie ſie das zu nehmen habe, langſam wieder in die Thür. „Nun, ſo kommen Sie doch!" ſagte ſie beſtürzt, indeß ohne Härte, ohne Zorn. Sie wußte nicht, ob das Zufall wäre, oder nicht, und hatte wohl Aengſtlichkeit, doch keinen Verdacht.

Luiſe war aus dem Hauſe ihres Vaters in die Arme ihres Mannes übergegangen, und es fehlte ihr gänzlich an Kenntniß der Welt. Sie merkte daher nur etwas Außerordentliches an dem jungen Manne, dem ſie ſo gut war. Was mag ihm ſeyn? fragte ſie ſich, und betrachtete ihn darauf. Als er am Abend ging, bot ſie ihm, wie gewöhnlich, die Wange zum Kuſſe. Hochfeld rechnete es ſich als einen Sieg ſeiner Tugend an, daß er ſie hatte entfliehen laſſen; doch zu gleicher Zeit wünſchte er heimlich, daß er es nicht gethan haben möchte.

Ohne deutlich zu wiſſen, warum, vermied es Luiſe von jetzt an doch, mit ihm allein zu ſeyn. Er ritt endlich zurück, und triumphirte im Herzen über ſeine Stärke. Jetzt, da kein

Herz mit dieſer furchtbaren Leidenſchaft kämpf=
te, die ſo ſinnlich, und eben darum deſto mäch=
tiger war, jeẓt näherten ſich ihm, in mancher=
lei Krümmungen, gleich Schlangen, die alten
Grundſätze des Herrn von Rolfs, und die
neuen, zu denen die Freunde des Prinzen ſich
bekannten. Er ſtieß ſie zurück; aber ſie kamen
wieder, und in der ſchmeichelnden ſchöneren
Geſtalt halber Tugenden. Sie kamen, nicht
um zu verführen, ſondern nur, das Geſchehe=
ne zu entſchuldigen.

„Sieh," ſagte Herrmann einmal, kurz
vor ſeiner Abreiſe, zu Hochfeld; „wenn ich et=
was thun will, oder gethan habe, worüber
mir das Herz klopft, und der Teufel regt ſich
bei mir, und ſagt: ſo etwas kann einem Men=
ſchen wohl begegnen; das iſt ſo arg nicht; es
giebt noch weit ärgere Menſchen, als du: —
dann banne ich fürs erſte den Teufel. Ich
nehme ein Blatt Papier, und ſchreibe darauf,
was ich gethan habe, oder thun möchte, doch
ohne alle Schminke, ohne alle höfliche Benen=
nungen; oder ich frage meinen alten Martin:
was iſt das? und der giebt dann dem Dinge
gewiß den rechten Nahmen. Schon ſo ein

Wort, wie Schurkenſtreich, Härte, Rache, Heuchelei u. ſ. w. hat eine große Kraft, und ich laſſe mir von dem Teufel keinen andern, milderen Nahmen dafür unterſchieben. Nun mache ich einen Roman, und denke mir das ſchrecklichſte Unglück, das aus der Erfüllung meines Wunſches, aus der Handlung, die ich vorhabe, entſtehen könnte. — „Wird aber nicht,“ ruft der Teufel. — Könnte aber doch, ſag' ich. — „Du biſt ſo arg nicht, als du dich machſt!“ — Dafür danke ich Gott; aber ich weiß nicht, wie arg ich werden kann. — Schweigt der Teufel noch nicht; wie das wohl zuweilen geſchieht, als z. B. bei Emilien, wo er mich richtig — nicht verführte; er war liſtiger, ſondern — überrumpelte. Ich beging den Schurkenſtreich, den ich noch jetzt verabſcheue; ich entdeckte ihr meine Liebe.“

Einen Schurkenſtreich? ſagte Hochfeld; höchſtens eine Unbeſonnenheit, Herrmann.

„Dafür wollte es mir auch der Teufel verkaufen. Du weißt aber nicht, was voraus gegangen war. Ich liebte Emilien; ach, ich liebe ſie ja noch unausſprechlich. Heirathen konnte ich ſie nicht; was blieb mir nun übrig, als zu

ſchweigen und zu dulden! — „Gut, brav!“ rief der Teufel: „aber ſehen, ſprechen darfſt du ſie doch; es wird dich tröſten.“ — Das darf ich nicht; denn wenn ich vor ihr ſtehe, ſo weiß ich nicht mehr, was ich ſage, was ich thue. Ich könnte einen ſchlechten Streich machen, wie da auf dem Maskenballe, wo ich beinahe — „Das war Ueberraſchung; nichts weiter. Jetzt kennſt du deine Schwäche. So etwas kann nicht wieder kommen. Es wird dich tröſten, Herrmann.“ — Aber ich hörte den Teufel nicht an, weil ich wußte, wie ſchwach ich war. Ich vermied das theure Mädchen, oder, wenn ich ſie ſehen mußte, doch wenigſtens jedes vertraute Geſpräch mit ihr. Nun gab mir der Teufel Hoffnung. „Dein Vater iſt ſterblich; das Fräulein von Roslau veränderlich. Deine Eltern werden, wenn ſie dein Leiden ſehen, nachgeben. Denke doch an deine Großmutter!“ — O wenn das wäre! rief ich, und ſchlug voll Hoffnung die Hände zuſammen. „Warum ſollte es nicht ſeyn! Emilie aber, die von dir nichts weiß, wird ihr Herz einem Andern geben. Entdecke ihr deine Liebe, oder laß ſie wenigſtens merken, daß du ſie liebſt.“

— Teufel! rief ich: biſt du das? Nun nahm ich die Feder, und ſchrieb: ſeine Liebe einem Mädchen entdecken, das man nicht heirathen kann, iſt — ein Schurkenſtreich. Der Teufel ſchrie ſich heiſer. Ich aber machte, ohne mich daran zu kehren, meinen Roman, entdeckte Emilien meine Liebe, und wurde auch von ihr geliebt. Bei dieſem Theile des Romans floſſen heiße Freudenthränen, und der Teufel würde es gern geſehen haben, wenn ich es dabei gelaſſen hätte. Nun aber mußte ich die Roslau heirathen, und Emilie ſtarb vor Gram. Ich zeigte dem Teufel die ſterbende Emilie, und ſagte: ſiehſt du nun wohl? — Oder ich heirathete Emilien, betrog die Roslau, und machte meine Eltern unglücklich. Nein, ich ſchweige! ſagte ich am Ende. . . . Ach, Hochfeld! wie ſchwach ſind wir! Es ſchien mir zuweilen nicht ſo ſchlimm. Nun verſetzte ich Emilien in die Zeit irgend eines edlen Menſchen, eines Ariſtides, eines Scipio. Dieſer liebte ſie, wie ich; aber er ſchwieg, um das Herz des Mädchens nicht zu beunruhigen, und ſtarb an ſeiner Liebe. Emilie trat an ſein Sterbebett. Er reichte ihr nur die Hand, verbarg

ihr ſelbſt noch das brechende Herz, ſtarb mit ſeiner Tugend, mit ſeinem Geheimniſſe, und Emilie wußte nicht, daß er für ſie ſtarb. So hätte Scipio gehandelt! rief ich; und nun war ich feſt entſchloſſen, nie einem Menſchen zu ſagen, daß ich ſie liebte. Und dennoch — dennoch war ich ſo ſchwach, Hochfeld.

Dieſe Grundſätze hatte Herrmann von ſeinem Großvater. Wurde der von jemand gefragt: was muß ich thun? ſo ſagte er: leg dich in den Sarg, und frag dich dann, was du wohl thun würdeſt, wenn du noch lebteſt; dann wird es dir an Rathe nicht fehlen.

Hochfeld nahm ſich zwar in ſeinen guten Stunden vor, wie Herrmann zu handeln; allein er ſelbſt machte den Advokaten des Teufels, und wurde durch ein ſolches Selbſtgeſpräch nicht beſſer, ſondern ſchlechter. In gewiſſen Stunden glaubte er ſogar, mehr Kraft zu haben, als Herrmann ſich zutrauete. Er war nicht Willens, ſich das Bubenſtück zu Schulden kommen zu laſſen; er wollte nur bis zu einem gewiſſen Punkte hin, und dann ſtehen bleiben. So ging es ihm auch mit Luiſen. Er dachte, Luiſe iſt keine Emilie; ſie ſelbſt

liebt das Vergnügen, und wäre in meinen Armen gewiß glücklich. Ich würde Emiliens feinere Empfindungen achten, das fühl' ich; aber eine Frau wie Luiſe, die ſich bei dem erſten Beſuche den Mund von mir küſſen läßt, dieſen entzückenden Mund — kann die unglücklich werden, wenn ich — gern in ihrer Geſellſchaft bin?

Um in ſeinen eignen Augen reiner zu ſcheinen, machte er Luiſen ſchwärzer. Er glaubte, Luiſe theile ſeine Leidenſchaft und ſeine Begierden mit ihm, weil ſie freundlich war, weil ſie ihn, ſo oft er ſie wieder beſuchte, liebkoſte, weil ſie arglos mit ihm den gefährlichen Weg vorwärts ging. Aber er hatte ſich geirrt. Als er ſie verſtrickt genug glaubte, als ihn ſeine Leidenſchaft und die Gelegenheit gewaltſam hinriſſen, fand er an Luiſens Unſchuld einen Widerſtand, den er nicht geahnet hatte. Das Ziel, das er ſchon erreicht zu haben glaubte, war ſehr weit weggerückt, und er ſah, daß die unſchuldige Frau nicht durch das zu verführen war, was ihn ſelbſt beherrſchte: heißes Blut und Sinnlichkeit.

Luiſe war beleidigt, und vergoß Thränen;

aber ſie verzieh ihrem Wohlthäter. Jetzt kam Hochfeld, ohne von Luiſen gebeten zu werden: denn er hatte ſie ſcheu gemacht. Doch ſeine Reue über die Beleidigung und ſeine jetzige Behutſamkeit gaben ihm bald ihr Vertrauen wieder; und ſeine zärtliche Beſorgniß für ſie, ſeine ſanfte Gefälligkeit, ſein ſteter Umgang, gewannen ihm dann in Kurzem ihr ganzes Herz. Nur innige reine Liebe empfand Luiſe; nicht die Begierden, die in Hochfelds Herzen brannten. Er geſtand ihr ſeine Leidenſchaft; ſie hörte ihn mit zärtlichen Blicken an, und machte ihn endlich ein gleiches Geſtändniß.

Er nannte ſie: ſeine Luiſe; ſie ihn: ihren Wilhelm. Dabei fand ſie nichts Sonderbares. Sie betrachtete ſich als Hochfelds Braut; denn ſie hielt ihn für einen jungen Mann von bürgerlichem Stande, der, wie er ſelbſt ſagte, nur noch durch einige, indeß nicht große, Schwierigkeiten gehindert wurde, ihr ſeine Hand zu geben. Er zeigte Luiſen ſeine flammende Leidenſchaft, zürnte mit ihr, wenn ſie ſich ihm entziehen wollte, und nannte ſie: kalt, falſch, treulos. Die arme Luiſe, der dieſe Vorwürfe das treue Herz verwundeten, entzog ſich ihm nicht mehr mit der

vorigen Behutſamkeit; ſie wollte und durfte ja dem Geliebten ſeine Wünſche nicht verweigern. Ihre Güte, nicht Sinnlichkeit, brachte ſie zum Fallen.

Hochfeld ſprach ihr Muth ein, als ſie zagte und trauerte. Er ſchwor ihr ewige Liebe, und drang ihr reiche Geſchenke auf; aber ſie hoffte immer nur auf das einzige Geſchenk, das ſie wieder beruhigen konnte: den Trauring. Sie ahnete keine Betriegerei, und glaubte ihm, wenn er ihr ſagte, wodurch ſeine Verheirathung mit ihr noch gehindert würde: Härte einiger Verwandten, von denen er abhängig wäre. Auf ſein dringendes Bitten zog ſie von Zahlendorf weg in ein kleines Städtchen, und nahm, weil er dazu rieth, einen andern Nahmen an. Die Unglückliche, die nun gänzlich in ſeiner Gewalt war, hatte weiter keinen Kummer, als die Seltſamkeit des Zuſtandes, in welchem ſie leben mußte; allein er führte ja zu ihrem Glücke, und deshalb ließ ſie ſich den fremden Nahmen gefallen, ſo weh er ihr Anfangs auch that.

Hochfeld brachte Luiſen von Zahlendorf weg, weil das Reiſejahr ſeines Freundes jetzt beinahe

verfloſſen war. Er zitterte vor Herrmanns Ankunft, ob er gleich ſchon Unwahrheiten in Bereitſchaft hatte: Luiſe ſey durch die Erbſchaft von einem Verwandten wohlhabend geworden, und habe ſich in der Gegend ihres Geburtsortes verheirathet. Eben daſſelbe hatte Luiſe ihren Bekannten in Zahlendorf ſagen müſſen, und ſie beſtätigte es durch einen Brief, worin ſie ihr Wittwengehalt aufgab. Von dieſer Seite war Hochfeld alſo jetzt ſicher, und auch ſo ziemlich ruhig. Luiſe, die er in keinem Stücke Mangel leiden ließ, und die ihn mit der innigſten Zärtlichkeit liebte, war nun ſchon ganz an den Gedanken gewöhnt, daß ſie für jetzt ſeine Frau noch nicht ſeyn könnte; und er hoffte, ſie würde ſich endlich auch an den gewöhnen, es nie zu werden. Was fehlt uns denn? fragte er ſich. Eine elende Formalität, die ja, ſobald mein Vater todt iſt, in meiner Gewalt ſteht. Zwar würde Herrmann hier wohl über Verbrechen, über Schurkerei ſchreien; aber ich weiß nicht, warum ich mich von ſeinen Grundſätzen ſoll wie ein Kind beherrſchen laſſen. Wir ſind Freunde, und ich liebe ihn; doch ſoll ich denn darum ewig unter ſeiner

Vormundſchaft ſtehen? Er hat ſeine Maximen, ich die meinigen; und es iſt die Frage, wer von uns Beiden Recht hat. Er liebt mich, und ich liebe ihn: das iſt alles, was er von mir fordern kann.

Trotz ſeinem Raiſonniren fürchtete er ſich aber dennoch vor Herrmann und der Reinheit ſeines Herzens. Um nun jede Möglichkeit zu verhüten, daß Herrmann etwas von ſeiner Verbindung mit Luiſen erfahren könnte, ſagte er zu ihr: ſeine Verwandten wären ihm und ſeiner Liebe auf der Spur; ſie möchte ſich daher ſo viel wie möglich zu Hauſe halten, und, wenn ſie ausginge, ihr Geſicht immer mit einer Florkappe bedecken. Er äußerte dabei mit einer ſolchen Leidenſchaft, mit einer ſo ſorgenden Zärtlichkeit den Wunſch, ſie bald zu dem Altare führen zu können, daß Luiſe ihm mit Thränen um den Hals fiel, und ihn bat, ſich nur zu beruhigen. „Was fehlt mir denn, lieber Wilhelm?" ſagte ſie. „Ich kann ja warten, und will es gern. Bin ich denn nicht ſchon jetzt ſehr glücklich? O lieber Wilhelm, laß mich keine Thräne in deinen Augen ſehen. Sorge du für mich; ich will für dich weinen."

Hochfeld fühlte, was Luiſen die Worte: „ich will ja warten!“ koſteten. Er drückte, er küßte ihr die Hand, und ſagte: meine gute Luiſe, der Himmel verleihe mir nur die einzige Wohlthat, daß ich dich ſo glücklich machen kann, als du es verdienſt! — Nach einer ſolchen Scene (denn ſie wurde mehrere Male wiederholt) fühlte Luiſe immer den Himmel in ihrem Herzen, und vergaß die Unruhe über ihren ungewiſſen Zuſtand. Sie breitete die ſchönen Arme aus, um den Geliebten an ihre Bruſt zu drücken, lächelte, war heiter, und ſchwor ihm, daß ſie nicht mehr unruhig wäre. „So, ſo,“ ſagte ſie mit einem Kuſſe — „ſo in deinen Armen, mein Wilhelm! So will ich leben, bis du es änderſt.“ Ihre Heiterkeit, ihre unausſprechliche Liebe, ihre Liebkoſungen vertrieben die Unruhe und die Reue aus Hochfelds Herzen. Nun ſetzte er ſich zu ihr, und plauderte mit dem liebenswürdigen, unſchuldigen Weibe recht heiter. Welchen Tagen, dachte er in einer ſolchen Minute, ſehe ich entgegen, wenn ich gar kein Geheimniß mehr vor ihr haben darf!

Auch mein Freund Lange, — hob er an, weil er mußte.

„Iſt der wieder zurückgekommen?“ unterbrach ihn Luiſe mit freudig funkelnden Augen. „O, wo iſt er? Du wirſt ihn doch zu mir bringen? Ich muß ihm ja ſagen, daß ich ihm das größte Glück meines Lebens, dich, verdanke.“

Er wird heute oder morgen kommen. Luiſe, du ſollſt ihn wiederſehen; nur jetzt noch nicht. Er iſt gut, Luiſe, ſehr gut; und was wollte ich nicht darum geben, wenn ich ihm ſagen dürfte: Luiſe iſt mein! (Er ſtand unruhig auf.) — „Das dürfteſt du nicht?“ fragte Luiſe. — Er hat nur Einen Fehler, fuhr Hochfeld fort: den, daß er nicht ſchweigen kann. Wüßte er, daß wir . . . ſo wüßten es alle ſeine Freunde, und ich würde unglücklich. Darum habe ich ihm auch geſchrieben, was wir verabredet haben.

Luiſe ſeufzte über die Verabredung, und über Herrmanns Fehler; denn nun konnte ſie ihm nicht ſagen, wie glücklich ſie ſich durch Hochfelds Liebe fühlte.

Herrmann kam an einem kalten Oktober-Abend vor die Reſidenz, ſaß ſehr finſter in ſeinem Wagen, und befahl dem Poſtillion, recht langſam zu fahren. Er hatte ſeit Monaten

keine Briefe gehabt, weder von Hochfeld, noch von ſeinen Eltern. Das währte ihm zu lange, und er fuhr nun von Straßburg Tag und Nacht. „Man ſollte nicht reiſen, Schwager," ſagte er zu dem Poſtillion, als er die Thürme der Reſidenz von weitem erblickte; „wenn man nach Hauſe zurückkehrt, geht man dem Kummer, dem Schrecken gerade in die Hände. Wer weiß, wie viele traurige Nachrichten ich nun hören werde!" Der Schwager, dem das Wetter üble Laune gab, ſagte nur: ja, ja, kann wohl ſeyn! — Herrmanns Ungewißheit wurde, je näher er kam, deſto drückender. Mit dem Poſtillion den er, um ſich zu zerſtreuen, angeredet hatte, war nichts anzufangen; und da er den quälenden Gedanken: was werde ich erfahren! nicht aus ſeiner Seele vertreiben konnte, ſo gab er ſich ihm endlich ganz hin. „Ich will mich recht bange machen," dachte er, „um mich dann deſto mehr zu freuen. Ein halbes Dutzend Menſchen will ich in Särge legen, und noch ein halbes unglücklich ſeyn laſſen, um recht mit voller Seele zu jauchzen, wenn ich ſie alle geſund und heiter wiederfinde." Er wollte ſeine Angſt wegſcherzen; aber

das war unmöglich. Seine Bruſt klopfte, als er durch das dunkle krumme Thor einfuhr. „Hat etwa der Lieutenant Lange die Wache, Unterofficier?“ fragte er. (Ich bin gewiß, dachte er dabei, er hat ſie nicht, und ich ſoll mich noch länger ängſtigen.) — Der Lieutenant Lange hatte die Wache nicht. „Fahr langſam, Poſtillion!“ rief Herrmann; „du bekommſt ein doppeltes Trinkgeld!“ — Ich merke ſchon, wie es iſt, ſagte er zu ſich ſelbſt; aber ich will doch noch ein Paar Minuten ſcherzen können.

In der Gegend, wo Emilie wohnte, fühlte er ein Zittern. Er bog ſich weit aus dem Wagen hervor, und ſah, daß ſich ein Schatten an der Decke ihres Zimmers bewegte. „Friede,“ ſagte er mit einer Thräne im Auge — „Friede mit dir, gute, heilige Seele! dieſer Bruſt fehlt er.“ Nun näherte er ſich dem Hauſe ſeiner Großmutter, und ſah ungewöhnlich viel Licht darin. Das Herz ſchlug ihm ſehr ängſtlich; doch ließ er vorüber fahren. Der Thorweg in ſeines Vaters Hauſe ſtand offen. „Hier hinein!“ rief er, und ſprang aus. Er gab dem Poſtillion ſein Trink-

geld, rief einem Bedienten zu: „packt aus!“ und war in einem Sprunge wieder über die Straße weg, vor ſeiner Großmutter Hauſe. Als er die Thür aufmachte, erſtarrte er vor Schrecken. Es ſtand ein Sarg, mit Lichtern umgeben, auf der ſchwarz behängten Hausflur, worin eine Todtenſtille herrſchte. An den Sarg lehnte ſich Martin; er beugte das blaſſe Geſicht auf den Deckel hinunter, und ließ den Stumpfarm darauf ruhen. Herrmann ſtand, in den weiten Mantel gehüllt, den Reiſehut tief über das Geſicht gezogen, zitternd, bebend, ohne Worte, ohne Athem da. Er trat einen Schritt näher, um zu fragen, was er ſchon wußte, und ſein Kopf ſank langſam auf den Sarg herunter. Der dumpfe Ton erweckte den alten Martin. Er blickte auf, und ſah den Fremden auf dem Sarge liegen. Wer iſt das? fragte er leiſe und betrübt. Herrmann antwortete nicht; eben jetzt fielen ſeine heißen Thränen auf den Sarg, der die geliebte Leiche verſchloß. Martin ſtand auf, ſtieß ihn an, und fragte noch einmal: nun? wer iſt es? Da hob Herrmann das bleiche Geſicht zur Hälfte auf. Martin erkannte ihn; aber er

lächelte nicht zum Willkommen: er hielt den Stumpf vor die Augen, als er ſeinem geliebten Herrmann die rechte Hand gab.

Herrmann zeigte, mit dem fragenden Schmerz im Geſichte, auf den Sarg. Martin nickte mit dem Kopfe, und legte die Fauſt auf das beklemmte Herz. „Theure, theure Großmutter!“ ſtammelte Herrmann leiſe. Nun ſank er neben dem Sarge auf die Kniee, und küßte die Stelle, wo das Geſicht liegen mußte. Jetzt ſchluchzte Martin auf einmal laut: Herrmann, gieb ihr die Hand; ſie hat es ſo ſehnlich gewünſcht. Und mit dieſen Worten nahm er den Deckel des Sarges ab. Jetzt richtete Herrmann, von dem Geſchrei erſchreckt, ſich auf, beugte ſich langſam über die gefaltenen Hände ſeiner Großmutter, küßte ſie dankbar, und benetzte ſie mit heißen Thränen. Aber dann beugte er ſich mit wilder Leidenſchaft über ihr Geſicht. „So ſtarbſt du, Mutter, die mich liebte, die ich liebte! ſo ſtarbſt du, ohne mich zu erwarten! Nein, Niemand, Niemand auf der Erde, liebte dich ſo, wie dein Herrmann! Eine kalte Hand drückte dir die Augen zu, und nur Lippen, kein Herz, ſagte Amen zu dem letzten Gebete.“

Ich, ich! rief Martin; ich habe ihr die Augen zugedrückt. Mich verklage nicht vor Gott, Herrmann! Ich hatte ſie lieb; und o, daß ſie mich nur mit ihr verſenken könnten! Was ſoll ich noch hier, lieber Vater im Himmel? Sie ſind ja Beide todt. Ich habe keinen mehr, mit dem ich ſterben möchte. O Herrmann, Herrmann! ſtirb auch du, daß ich noch einmal die ganze Lebensfahrt verwünſchen muß! Sieh, ich möchte nun die Barake hier anſtecken (er hob ein Licht auf); denn da drin ſitzen ſie, und zählen ſchon Geld, und zanken ſich um die Erbſchaft. Hole den — der am Sarge eines Fremden ein Stück Geld anfaſſen kann, und wär' es ſo ſchwer wie ein Anker. Und nun gar an dem Sarge einer Mutter! . . . Rabentöchter! ſagte er leiſer. Die gute Mutter hatte ſie ſo lieb! . . . Gott mag es ihnen vergeben! ſagte er ganz leiſe; denn es fiel ihm ein, daß er auch von Herrmanns Mutter ſprach.

Herrmann hatte von dem Allen nichts gehört. Er beugte ſich noch immer über den Sarg, und betrachtete den Leichnam mit einem zärtlichen, ſchmerzhaften Lächeln. Dann legte

er die Hand an die Stirn, und dachte, in ſich verſunken, an ſeinen guten Großvater. Jetzt traten hinter den ſchwarzen Tuchwänden ſein Vater, ſeine Mutter, ſeine Tante und ſeine Geſchwiſter hervor, alle in tiefer Trauer. Herrmann ſah ſie ängſtlich an, und zog ſich furchtſam zurück; es war ihm, als ob er träumte, bis ihm ſein Vater die Hand bot. Sieh da, lieber Herrmann!.. . . Macht den Sarg zu! . . . Woher kommſt du denn? Mein Gott, das muß dich alterirt haben! So unvorbereitet! Wir waren gefaßt. Deine Großmutter iſt ſanft geſtorben. — Und ihr letztes Wort, ſchluchzte Martin, war Herrmann! Der Kammerrath wollte ſeinen Sohn in das Zimmer ziehen; das war aber vergeblich. Herrmann ſah ihm ſtarr ins Geſicht, heftete dann die Augen wieder auf den Sarg, und hörte kein Wort von allem, was er ſagte. Ich bitte dich, mein Sohn; jetzt eben wollen wir den Leichnam zur Erde beſtatten. Das Gefolge wird kommen. Sie ſind oben. Hörſt du denn nicht, mein Sohn? Dein rother Rock mit Gold! Ich weiß, du kannſt nicht dafür . . .

Wenn nur das Herz trauert! rief Martin

unwillig. Die Anfurth warf einen zornigen Blick auf ihn. Der weinende Herrmann wurde von dem Vater bei einer Hand gefaßt, von der Mutter bei der andern, und die Tante ging hinter ihm. Er ließ ſich ohne Beſinnung in ein Zimmer führen, worin man ihn zu bleiben bat, und ſtützte den Kopf auf den Tiſch. Dieſe ſchmerzliche Ueberraſchung hatte ſo auf ihn gewirkt, daß er ſeiner Gedanken nicht mehr ſicher war. Die Kutſchen fuhren vor, und der Sarg wurde auf den Leichenwagen gebracht. Aus Vorſorge hatte man den Lieutenant bei dem Bruder gelaſſen. Herrmann ſtarrte auf eine Stelle hin, ohne zu ſehen oder zu hören. Endlich ſtand er auf, und ging an die Thür. Der Lieutenant wollte ihn aufhalten. Herrmann ſchob ihn aber, ohne ein Wort zu ſagen, auf die Seite. „Wo iſt der Sarg?" fragte er eine Magd. — Eben jetzt bringen ſie ihn weg. — „Wohin?" fragte Herrmann mit rollenden Augen. — Auf den Kirchhof! — In dieſem Augenblick beſann er ſich, und ſtürzte aus dem Hauſe, dem Gefolge nach. Er kam zu Martin, der dicht hinter dem Sarge folgte, faßte deſſen Hand, und

ging ſo, immer die heißeſten Thränen vergie-
ßend, neben ihm her, zur Ruheſtätte der ge-
liebten Leiche.

Aber, liebe Frau Schweſter, ſagte der Kammerrath im Wagen: was iſt denn das Rothe da hinter dem Sarge? Da rechts! Sehen Sie nur!

Gott verzeihe mir! ſagte ſie höchſt erbittert: das iſt Herrmann! — Nicht möglich! Der Lieutenant iſt ja bei ihm geblieben! (Der Kammerrath nahm ſeine Lorgnette.) O Gott! guter Gott! ſeufzte er; welch eine Unbeſonnenheit! und gerade zwiſchen den beiden hellſten Laternen! Aber, dem Himmel ſey Dank! es kennt ihn keiner, Frau Schweſter; ſonſt müßt' ich auf der Stelle umkommen! Er rief geſchwind einen Laternenträger an den Wagen, und befahl ihm, dem Herrn in dem rothen Rocke ſeinen ſchwarzen Mantel umzuhängen. Das geſchah, und es war Herrmannen lieb, weil er nun das Geſicht, das in Thränen zerfloß, verhüllen konnte. Die Anfurth aber ſchalt im Wagen immer fort: an der Hand des gemeinen Menſchen! vor allen Leuten, vor der ganzen Stadt! Ich möchte unſinnig werden

vor Aerger! Hand in Hand mit dem groben Matroſen, den ich morgen im Tage auf die Straße werfen will, wenn er nicht von ſelbſt geht!

Auf dem Kirchhofe ſchickte man einen Bedienten über den andern an Herrmann, um ihn in einen Wagen zu ſchaffen; aber vergebens: er ſaß auf dem Leichenſteine ſeines Großvaters, und ſtreckte, ohne ſich an irgend etwas zu kehren, die rothen Arme unter dem ſchwarzen Mantel hervor und dem Sarge ſeiner Großmutter nach, den man verſenkte.

Man kennt ihn nicht; gewiß, wertheſte Schweſter, man kennt ihn nicht! ſagte der Kammerrath. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, die beiden Laternen, die ihn ſo hell beleuchten, wegzuſchaffen! — Der da ſitzt, ſagte jetzt eine Stimme dicht neben dem Wagen, iſt der älteſte Sohn des Kammerraths. — Hören Sie? fuhr die Anfurth auf, doch leiſe. Der Narr! der Allerwelts-Narr! Aber ſo geht es, wenn der Vater nie mit der Sprache heraus will! Das iſt es eben! — Sie haben Recht, Frau Schweſter. Hätte er doch nur dunkelbraun an; aber roth! ſcharlachroth! mit gold-

nen Treſſen! — Komm du mir nur zu Hauſe! ſagte die Anfurth. Um ſie zu beſänftigen, ſtieg der Kammerrath endlich aus, und holte Herrmann in den Wagen.

Frau von Anfurth wollte ihre Strafpredigt ſchon unterweges anfangen; aber ſie kam in Angſt über Herrmann mit ſeinen Klagen, mit der Begeiſterung eines Sterbenden, mit den Todesſchauern, in welche ihn der Anblick eines Begräbniſſes immer verſetzte, und welche er jetzt, weil er im Finſtern vergaß, wer bei ihm war, ohne Rückhalt zeigte. Sie ſchwieg nun gern von dem rothen Kleide, und ſtichelte, gegen ihren Willen, auch zu Hauſe nicht eher darüber, als bis Herrmann wieder kälter war; denn eben, als ſie anfangen wollte, ſtand der Kammerrath auf, und ſagte feierlich: aber, mein Himmel! wir haben ja unſern Herrmann noch nicht willkommen geheißen. Er umarmte nun den Sohn, und führte ihn zu der Frau von Anfurth; dann zu den Uebrigen. Ueber dieſe Höflichkeitsſcene wurde das rothe Kleid vergeſſen. Herrmann dachte dabei weiter nichts, als daß er erſt einige Stunden wieder hier war, und daß ſeine Großmutter ihn nicht

mit begrüßte. Er ging nach der Ceremonie beklommen auf ſein Zimmer, und warf ſich angekleidet auf ſein Bett, konnte aber nicht ſchlafen. In dieſem Zuſtande, zwiſchen Wachen und Schlummer, ſah er ſeine Großmutter, Emilien und ſeinen Hochfeld. Sie alle breiteten ihm die Arme entgegen, und dennoch fühlte er ſich nicht glücklich. Er ſtand am Morgen bleich, mit erhitzter Phantaſie auf, und überrechnete, was er ſchon verloren hatte: ſeine Großeltern, Emilien, und — vielleicht auch Hochfeld, der ihm ſonſt doch wohl nicht ſo lange einen Brief ſchuldig geblieben ſeyn würde. Mit weichem, verzeihendem Herzen fiel er ſeinem Bruder, der zu ihm kam, um den Hals, und ſagte: „ich will euch Alle lieben, damit ich nicht Alles verlieren kann.“ Sein Bruder betrachtete ihn mit einem zweideutigen kalten Lächeln, und ſagte: die Tante läßt dir befehlen, du ſollſt nicht eher ausgehen, als bis du Trauer haſt. — „Als bis ich Trauer habe?“ wiederholte er ſchwermüthig, betrübt über die Kälte ſeines Bruders. „So laß doch Hochfelden ſagen, daß ich wieder hier bin.“

Das hat der Vater ſchon beſorgt, deine Ankunft iſt gemeldet.

„Was macht Hochfeld?“ fragte Herrmann flüchtig.

Der Lieutenant lächelte wieder zweideutig: er iſt geſund und heiter. Mich ſoll doch wundern, ob deine alte Freundſchaft ihn ſeinen neuen Freunden entreißen wird.

„Und die ſind?“

Erſtlich der Prinz, dann Rolfs und . . .

„Wer? Wer ſagſt du? Rolfs?“ — Er ſah ihn ſtarr an.

Fällt dir das auf? Ich weiß, du haſt einmal Händel mit ihm gehabt. — Herrmann brach das Geſpräch ab.

Hochfeld kam nicht, weder heute noch am folgenden Tage. Am dritten ging Herrmann, in Trauer gekleidet, zu ihm. Hochfeld erröthete, und ſchien betreten; aber dennoch warf ſich Herrmann mit Innigkeit an ſeine Bruſt. „Ich bin zwei Tage hier,“ ſagte er zärtlich, „und habe dich noch nicht geſehen!“ Hochfeld entſchuldigte ſich mit Geſchäften, und nach fünf Minuten ſchien die vorige Herzlichkeit wieder hergeſtellt. Du wirſt dich wundern, ſagte Hochfeld, und ſeine Verlegenheit fing wieder an — ich habe zufälliger Weiſe Um-

gang mit Rolfs bekommen. Es ließ ſich nicht anders thun. Der Prinz Moritz, mit dem Rolfs in eine ſehr genaue Verbindung getreten iſt . . . Herrmann reichte ihm feurig die Hand: „laß das, Hochfeld! Dein Herz wird er mir nicht nehmen. Ich habe dir gefehlt, Hochfeld, und freue mich, daß ich wieder hier bin; nun wird es ſchon anders werden. Im Grunde iſt es mir lieb, daß du dich nicht an beſſere Menſchen gehängt haſt. Du wollteſt mir treu ſeyn, Hochfeld, und darum wählteſt du zu deinem Umgange Leute, von denen du dich, ohne Schmerz zu empfinden, ſogleich wieder trennen kannſt."

Hochfeld war betreten; Herrmann ließ ſich aber nicht irre machen. Er nahm ihn an ſeine Bruſt, und ſagte: „ſieh, Hochfeld, an ein ſolches Herz können ſie dich doch nicht drücken!" Hochfeld wagte eine Vertheidigung ſeiner Freunde, und Herrmann dankte ihm dafür. „Es wäre mir nicht lieb, wenn du mit Menſchen umgingeſt, die du nicht den Muth hätteſt zu vertheidigen. Ich will nur beſſer ſeyn, als ſie, dich mehr lieben, dir treuer ſeyn, als ſie." Herrmann that alles, was er nur

konnte, um das Herz ſeines Hochfelds zu erwärmen, ohne es zu verwunden. Er achtete nicht auf deſſen Verlegenheit, nicht auf die höfliche Kälte beim Abſchiednehmen. „Ich habe ihn wieder!" ſagte er noch auf der Straße, und brachte ſein Herz zum Schweigen. Hochfeld erwiederte den Beſuch am Nachmittage, und zugleich kündigte er an, daß er auf einige Tage verreiſen müſſe.

„Iſt die Reiſe nothwendig?" Hochfeld erröthete, und gerieth in Verwirrung. Herrmann ſah ihn lächelnd an. „Scheue dich nicht, Hochfeld, zu thun, was du wünſcheſt. Reiſe; wir ſehen uns wieder." — O, wenn du es ſo nimmſt, Lange, ſo will ich dir ſagen . . . — „Nichts," fiel Herrmann ein; „nichts. Deine Geheimniſſe verlange ich nicht, nur deine Freundſchaft. Wußteſt du doch auch nicht, daß ich Emilien liebte." Hochfeld ſagte nichts weiter, und ging.

Schon nach einigen Tagen wurde Herrmann dem Erbprinzen vorgeſtellt, der Anfangs ſehr kalt, obgleich höflich, gegen ihn war, und dann ein Paar Fragen nach ſeinen Reiſen an ihn that. Als er erzählte, unterbrach ihn der

Erbprinz:

Erbprinz: Sie ſind ja ein vertrauter Freund von dem Sohne des Landſchaftsdirektors Hochfeld? — Herrmann antwortete mit Wärme, ob er gleich wußte, daß der Erbprinz von dem Umgange ſeines Bruders mit Hochfeld nicht vortheilhaft dachte. Mir ſcheint es, ſagte der Erbprinz, als ob der junge Hochfeld . . . Doch, er iſt Ihr Freund; und alſo muß ich wohl ſchweigen. Herrmann vertheidigte Hochfeld mit Eifer. Der Erbprinz unterbrach ihn nicht, und fing dann an über Landesangelegenheiten zu ſprechen. Herrmann antwortete mit beſcheidener Dreiſtigkeit, und der Erbprinz wurde nun herzlicher. Er ſpielte lächelnd auf Herrmanns Schwärmerei an; und dieſer vertheidigte ſich mit einer Art von Begeiſterung. — Die Dichter, Herr Lange, ſind ſelten gute Arbeiter; ich hoffe, Sie werden eine Ausnahme machen. — „Ich werde nie einen Augenblick bei meinen Arbeiten vergeſſen, Ew. Durchlaucht, daß ich für Menſchen arbeite, die Herzen haben für Leiden und Freuden; wenn dies Gefühl den Dichter macht, ſo bin ich einer." Der Erbprinz ſprach nun freundlicher, und entließ ihn endlich mit einer gewiſſen Herzlichkeit.

Herrmann wurde ſchon nach einigen Tagen als Legations-Sekretair verpflichtet. Und, ſagte der Erbprinz zu dem Miniſter des Departements, ſein nächſter Schritt geht in das Archiv, weil er, wie ich höre, ein Bücherwurm iſt. Herrmann fing mit Eifer an zu arbeiten, und richtete jetzt weniger als je ſeine Blicke auf die Menſchen, die ſein Herz ſo nahe angingen. Er arbeitete ja eben, um ſie zu vergeſſen. „O, iſt denn,“ dachte er oft, wenn er in einer Geſellſchaft geweſen war — „iſt denn alles zu Eis geworden in meiner Abweſenheit?“ Emilien hatte er wiedergeſehen, und eine ſanfte Bläſſe auf dem ſchönen Geſichte bemerkt. Sie ſprach mit ihm einige Worte über ſeine Rückkehr; aber ſo ruhig, ſo kalt, daß er ſeufzte, ob er gleich gewünſcht hatte, daß er ſie kalt finden möchte. Hochfeld machte ſo geheim als möglich ſehr oft kleine Reiſen, die er beſonders vor Herrmann zu verbergen ſuchte, und ſchwärmte, wenn er in der Reſidenz war, täglich in ſeinen Geſellſchaften mit Rolfs und dem Prinzen. In manchen Stunden riß zwar Herrmann die Eisrinde von ſeinem Herzen ab; er fühlte aber, daß dieſes gewaltſame Abreißen Hochfelds Freund-

ſchaft immer ſtärker erſchütterte, und wollte ihm nun lieber ſeine Kälte laſſen, um ſein Herz nicht ganz zu verlieren. Selbſt das Fräulein von Roslau hatte einen andern Ton gegen ihn angenommen. Nur Martin blieb gegen ihn der vorige; doch war der jetzt übler Laune, und zwar durch das Teſtament der Frau Sievers. Sie hatte ihm ein Kapital legirt, das ihm jährlich dreihundert Thaler eintrug, und das ihm ohne alle Einſchränkung gehören ſollte. Man hätte es ihm gern ſtreitig gemacht; indeß beruhigte man ſich, da er bei der erſten Nachricht von ſeiner Erbſchaft ſagte: das iſt nichts! Was ſoll ich mit ſo vielem Gelde? Nun, ich will's nehmen, weil es die ſelige Frau mir gegeben hat; aber Herrmann ſoll's bei meinem Tode wieder haben: denn dem gehört's, und dem hat's die ſelige Großmutter vermacht. — „Auch will ich es nicht ausſchlagen, guter Martin," ſagte Herrmann; „denn auf dieſem Gelde ruhet, glaube ich, mehr Segen, als auf dem ganzen übrigen Bettel." Martin zog in ein kleines Häuschen, wo Herrmann ihn jeden Tag einmal beſuchte, und ihm die Hand ſchüttelte. Zuweilen ka-

men auch die armen Verwandten der Großeltern, und Martin gab ihnen reichlich, obgleich Frau Sievers in ihrem Teſtamente auch für ſie geſorgt hatte. Es iſt meine Familie, ſagte Martin; und die ſelige Großmutter wußte wohl, warum ſie mir das Kapital vermachte. Ich unwürdiger Knecht; was hatte ich denn verdient? — „Du getreuer Knecht,“ ſagte Herrmann; „wollte Gott, es wären dreitauſend!“

Hochfeld trennte ſich jetzt immer mehr von ſeinem Freunde. So ſehr Herrmann ſich auch in Acht nahm, ihm wehe zu thun, ſo gab dennoch manche ſehr natürliche Bemerkung von ihm Veranlaſſung zu Mißvergnügen. Hochfeld zog die Bemerkung auf ſich, und griff ſie an. Herrmann vertheidigte wenigſtens die Wahrheit; aber wenn er dabei in Feuer kam, gab er nicht ganz genau auf die Worte Acht, deren er ſich bediente, und Hochfeld war jetzt ſehr empfindlich. Beide gingen oft kalt aus einander. Herrmann knüpfte die Freundſchaft durch einen Beſuch wieder an, und ſchrieb ſich alle Schuld zu; doch meiſtens gab dieſer Beſuch Gelegenheit zu einem neuen Streite. Sie ſahen einander ſeltner, weil Herr-

mann fleiſſig arbeitete; um ſo leichter konnten Rolfs und der Prinz Hochfelds Liebe für ihn mit jedem Tage vermindern.

Hochfeld hatte, gleich im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit dem Prinzen, Herrmann als einen witzigen Kopf gelobt. Bringen Sie ihn einmal mit, ſagte der Prinz; aber Lange wollte nicht, und der Prinz, der ſeine Weigerung erfahren mußte, nahm ihm das ſehr übel. Hochfeld hatte ſich einmal in der Wärme der Freundſchaft gleich nach Herrmanns Abreiſe die Aeußerung entfallen laſſen, daß dieſer ſeinen Umgang mit dem Prinzen nicht billige. Der ehrgeitzige, nicht ſchlechte, aber höchſt unbeſonnene Prinz war dadurch ſehr beleidigt. Er haßte Herrmannen jetzt, und zwar um ſo mehr, da er hörte, daß ſein Bruder, der Erbprinz, ihn als einen ſoliden Arbeiter lobte. Hochfeld durfte nun ſeines Freundes nicht einmal mehr erwähnen, und man that alles, um ihn mit ſeinen Grundſätzen lächerlich zu machen. Rolfs war der Einzige, der mit Achtung von ihm ſprach; aber gerade dadurch wurde er für Hochfelds Liebe zu Herrmann gefährlicher, als die Andren durch ihren offenen Tadel oder

Spott: denn ſein Lob enthielt faſt immer den Zuſatz, daß Herrmann ſeinen Freund beherrſche. Dazu kam nun noch überdies Hochfelds Furcht, daß Herrmann ſein Geheimniß mit Luiſen erfahren möchte: ein Geheimniß, das Rolfs allein wußte, und das eigentlich die Kette war, wodurch Hochfeld an ihn gefeſſelt wurde.

Hochfelds öftere Reiſen hatten den kleinen Cirkel ſeiner Freunde aufmerkſam gemacht, und ſein geheimnißvolles Schweigen erregte ihre Neugierde. Rolfs übernahm es, ihm nachzuſpüren, und entdeckte in Kurzem Alles. Er hütete ſich wohl, dem Prinzen etwas zu ſagen, und leitete ſogar die Andern auf eine ganz falſche Spur. Aber gegen Hochfeld machte er ſehr bald das entdeckte Geheimniß geltend. Ich rathe Ihnen doch, lieber Hochfeld, ein wenig vorſichtiger mit Ihrem Geheimniß umzugehen. — „Mit welchem?" — Es iſt eine ſehr reitzende Blondine. — „Wer, Rolfs?" — Nun, Ihre Luiſe, — „Rolfs!" — die in * * wohnt, der Apotheke gegenüber; — „Liebſter Rolfs!" — die Sie nur unter dem Nahmen Herr Hochfeld kennt; — „Um des

Himmels willen, theuerſter Freund!" — und der Sie die Ehe verſprochen haben, ſobald ein Oheim, oder Gott weiß wer ſonſt, todt iſt. — „Rolfs! woher haben Sie das? Ich Unglücklicher!" — Der Prinz wollte gern wiſſen, zu welchem Abentheuer ſie ſo oft reiten. Er hatte Luſt, ſeinen Kammerdiener nachforſchen zu laſſen; ich erbat aber mir den Auftrag, weil ich es nicht gern ſehe, wenn die Geheimniſſe meiner Freunde unter die Kammerdiener kommen. Nun folgte ich Ihnen, erkundigte mich, erfuhr, ſagte dem Prinzen, was er wiſſen ſollte, und . . . — „Was, Rolfs? was ſagten ſie ihm, liebſter Rolfs?"— Nun, ich kenne ja die Indiskretion des Prinzen! Ich ſagte ihm unter lautem Gelächter: Sie ritten auf Befehl Ihres Vaters jede Woche nach Dörenberg, um dem Verwalter die Rechnung abzunehmen, weil Ihr Vater den ſeltſamen Einfall hätte, Sie einen Oekonomen werden zu laſſen; und Sie verheimlichten das aus einer falſchen Scham.

Hochfeld fiel Rolfs um den Hals, und erzählte ihm ſeine Begebenheit mit Luiſen umſtändlich. Rolfs ſagte lächelnd: wehe Ihnen,

wenn Ihr Vormund Lange erführe, daß Sie glücklich machen und glücklich ſind! Und Sie wagen es, eine Frau, die er in Schutz genommen — „Die er ſelbſt geliebt hat, Rolfs!“ — Noch ärger! Wie denn ſo? — Hochfeld erzählte. Rolfs ſchüttelte den Kopf, und ſagte lächelnd: das nenn' ich Freunde, die ſogar in der Liebe ſympathiſiren! — Hochfeld liebte Luiſen wirklich, und ließ Rolfs merken, daß er nicht abgeneigt wäre, ſie zu heirathen. Rolfs lächelte wieder mit Kopfſchütteln: Und ſich Ihre Familie über den Hals ziehen, und Luiſen unglücklich machen? Man wird Ihnen erlauben, daß Sie Freude haben, und Freude geben: wer hätte etwas dawider? Aber ſeyn Sie nicht thöricht! Sie ſagen ſelbſt, die ſchöne Frau dringt nicht auf eine Heirath, und hält Sie doch für einen Bürgerlichen. Wahrhaftig, ſie hat eben ſo viel Verſtand als Reitze. Was liegt denn an der elenden Formalität, wenn man glücklich iſt? Eben das Myſteriöſe, das Geheimnißvolle, iſt die Blüthe, die nicht angetaſtet werden darf, wenn ſie nicht den Zauber der Farbe verlieren ſoll. Als Frau wäre ſie Ihnen vielleicht ſchon zuwider. — Dies, oder

etwas Aehnliches, ſagte er oft, wenn Hochfeld in Luiſens Armen, an ihrem vertrauenden Herzen, mitten unter dem Entzücken ihrer zärtlichſten Liebe, auch die brennende Wunde ſeines Gewiſſens gefühlt hatte.

Hochfeld war dankbar für Rolfs Verſchwiegenheit, und für ſeine thätige Hülfe, als ſein Vater einmal Verdacht bekam. Selbſt Luiſe wurde einmal ein wenig mißtrauiſch; und Rolfs wußte ſie wieder zu beruhigen. Er ritt, ſobald er das erfuhr, zu ihr, und rettete durch eine glatte Zunge, durch die nachgemachte Treuherzigkeit, mit der er erzählte, das Geheimniß, welches Hochfelds Liebe und Gewiſſensbiſſe beinahe verrathen hätten. Hochfeld empfand ſeitdem Wohlwollen für Rolfs, und ſo wurde es dieſem um ſo leichter, ihn gegen ſeinen Freund Herrmann einzunehmen. Rolfs gab zu, daß Herrmann ihn liebe. Aber warum denn? fragte er; ich bitte Sie, Hochfeld: warum liebt er Sie? Warum hat er weiter keinen Freund, als Sie und den Matroſen? Fragen Sie doch den Lieutenant, ſeinen Bruder! Warum den nicht? — „Weil ich mich von ihm nicht will beherrſchen laſſen,“ ant-

wortet der. Sie alſo und der Matroſe! Es iſt ein vortrefflicher Menſch, das läugne ich ganz und gar nicht. Wenn er nur nicht den einzigen Fehler hätte, die Herrſchſucht! Er hat einen ſo originellen Kopf, daß ich um ſeine Freundſchaft alles gäbe, nur nicht meine Originalität; aber dieſes Opfer verlangt er. Laſſen Sie ihn zehn Jahr älter ſeyn, und er wird vielleicht der beſte Menſch, den wir Beide kennen. Er haßt mich. Sie mögen beurtheilen, ob ich ſo ſchlimm bin, als er mich gern machen möchte. Ihnen würde er das Abentheuer mit Luiſen verzeihen; mir nicht. Und warum nicht? Weil ich mir ſeine Verzeihung nicht dadurch erkaufen möchte, daß ich demüthig ſagte: du haſt Recht! Ich bin ein elender Tropf gegen dich! Ich würde ſagen: Lange, die Frau und ich, wir ſind Beide zufrieden. Wo iſt alſo hier ein Verbrechen? Wen beleidige ich? Luiſe iſt ja ſo glücklich, wie ich ſelbſt.

Das alles überzeugte zwar Hochfelden nicht; es enthielt indeß eine Apologie ſeiner Handlung, die er in der That ſchon von ſelbſt nicht als ſo ſehr ſchlimm anſah. Er liebte und achtete ſeinen Herrmann mehr als jeden an-

dern Menſchen; aber er ſetzte nun ſeinen Stolz darein, ſich nicht mehr von ihm beherrſchen zu laſſen. Er wurde empfindlich, ſtreitſüchtig bei jeder Erinnerung, die Herrmann ihm machte; denn er hatte nicht mehr innere Ruhe genug, um die Liebe zu fühlen, die in deſſen Herrſchſucht lag. Dazu kam nun noch, daß Rolfs ihn täglich erinnerte, wie leicht Herrmann, wenn der Umgang mit ihm nicht abgebrochen würde, Hochfelds Geheimniß entdekken könnte.

Vermeiden Sie ihn jezt ſo viel als möglich! ſagte Rolfs. Hochfeld that es; doch blieb er ſeinem Jugendfreunde darin treu, daß er deſſen Liebe zu Emilien verſchwieg.

Rolfs war unter den Bekannten des Prinzen Moritz der Einzige, den der Erbprinz einigermaßen ſchätzte. Ich weiß nicht, Ew. Durchlaucht, ſagte er zu dem Erbprinzen, der einmal auf ſeinen Umgang anſpielte, ob ich mir nicht bei Ihnen ein Verdienſt daraus machen ſollte, daß Ihr Herr Bruder mit mir umgeht? Ich möchte wohl ſagen, daß, ſeitdem ich in ſeinen Zirkel gehöre, die Unbeſonnenheiten ſich wenigſtens um die Hälfte vermindert haben.

Wenn Ew. Durchlaucht es mir erlaubten, ſo würde ich, da, wo mein Rath nicht befolgt wird, Sie ſelbſt um Befehle bitten. Er wendete ſich in der That einige Male heimlich an den Erbprinzen, und verhütete ſo einige große Thorheiten. Natürlicher Weiſe hatte er den Erbprinzen überzeugt, daß ſeine Verbindung mit ihm geheim bleiben müßte, wenn er durch ſeinen Umgang dem Prinzen Moritz nützlich werden ſollte. Auf ſein Verlangen behandelte ihn der Erbprinz ſogar öffentlich mit Ungnade, und Rolſs machte ſich nun bei dem Prinzen Moritz ein Verdienſt daraus, dieſer Ungnade zu trotzen. Eine ſo uneigennützige Großmuth nahm den argloſen Hochfeld noch mehr für ihn ein: denn die andern Geſellſchafter des Prinzen waren alle reiche junge Leute; aber Rolſs war arm, und hing einmal gänzlich von dem Erbprinzen ab.

Hochfeld gebrauchte dieſen Umſtand, um Rolſs zu vertheidigen. Herrmann, der jede Aufopferung ſchätzte, konnte hierauf in der That nichts antworten; indeß blieb immer ein geheimer Widerwille gegen Rolſs in ſeiner Seele, und er ſagte: „Hochfeld, ich zittre dennoch vor dieſem Menſchen.“

Er hing noch immer mit voller Seele an ſeinem Hochfeld, und ſah mit großem Schmerze, daß dieſer von Tage zu Tage kälter gegen ihn wurde. „Bin ich denn nun bald ganz arm?" fragte er ſich. „So löſ't das Schickſal eins nach dem andern von meiner Seele ab, erſt die Geliebte, dann den Freund; und ich ſtehe da mit dieſem heißen, verlangenden Herzen, und habe nichts daran zu drücken, als höfliche, kalte Menſchen, die eine Umarmung für nichts mehr halten, als das Abnehmen des Hutes. Ach, und ich wollte nicht klagen, wenn ſie ihn von mir riſſen, um ihn glücklicher zu machen. Doch ſie vergiften ihn, und er hört nicht auf mich, wenn ich ihn warne."

Herrmann ſollte noch unglücklicher werden, als er ſchon war. Lebrecht hatte jetzt ſehr viel zu arbeiten, weil der Erbprinz ſich im Kabinet Alles vorlegen ließ, und es ſelbſt mit prüfendem Blicke überſah. Er verlangte einen Gehülfen, und der Erbprinz wählte Herrmann dazu, Theils, weil er ihn wirklich als einen guten Arbeiter hatte kennen lernen, Theils, weil er dem Kammerrathe durch Beförderung ſeines Sohnes einen Gegendienſt leiſten woll

te. Der Erbprinz, den ſein Vater ſtreng erzog und einſchränkte, liebte, ſo einfach er auch zu Hauſe war, im Auslande die Pracht, und hatte mehrere fremde Höfe in Staatsangelegenheiten beſuchen müſſen. Der Kammerrath ſchoß ihm ſehr beträchtliche Summen vor, und bekam von ihm die Verſicherung, daß er Kammerdirektor werden ſollte, ſobald der jetzige ſtürbe. Dieſer lebte aber zum Verdruſſe der Langiſchen Familie, als ob er unſterblich wäre. Der Erbprinz konnte den Mann nicht beleidigen, und war nun in Verlegenheit, wie er den Kammerrath für ſeinen Dienſt belohnen ſollte; er nahm daher unſern Herrmann als geheimen Legations-Sekretair in das Kabinet, und machte zugleich Herrn Lebrecht zum geheimen Juſtizrath.

Herrmann bemerkte in ſeinem neuen Amte ſogleich, daß Rolfs des Erbprinzen Kundſchafter bei dem Prinzen Moritz war; er dachte mit Unruhe daran, daß er ſeinem Freunde Hochfeld dieſen neuen Beweis von Rolfs ſchlechtem Charakter nicht entdecken dürfte. Rolfs mußte ſeine Nachrichten dem geheimen Juſtizrath Lebrecht mittheilen, und konnte alſo leicht

einſehen, daß Herrmann ſein Kundſchaften und Zutragen gewiß erführe. Aber er dachte: Pah! Entweder, er verräth mich; nun, dann werfe ich die Maske ab, und ſtürze ihn bei dem Erbprinzen, weil er aus dem Kabinet plaudert: oder er verräth mich nicht; und dann bleibt Alles, wie es iſt.

Das Letztere war der Fall; und ſo verhielt ſich Herr von Rolfs ganz ruhig. Er ſah ſehr ſcharf in die Zukunft hinaus. Der Erbprinz hatte von ſeiner Gemahlin zwei Töchter, aber keinen Sohn, und litt an öfteren Koliken, die, den Aerzten zufolge, ihn einmal ſchnell tödten konnten. Darum hängte ſich Rolfs an den Prinzen Moritz, doch ohne deshalb den Erbprinzen zu verſäumen.

Der Erbprinz hatte dem Kammerrathe verſprochen, ſeinen Sohn in Kurzem weiter zu befördern, und nun drang das Langiſche Haus bei dem Fräulein von Roslau auf Entſcheidung. Die Roslaus wollten warten, bis Herrmann erſt Legationsrath wäre; die Anfurth aber, die noch immer befürchtete, daß die Heirath, ihr Lieblingsplan, durch irgend etwas gehindert werden möchte, beſtand wenigſtens auf die Verlobung.

Die Roslaus willigten endlich ein; doch ſollte die Verlobung in der Stille und ohne fremde Zeugen vor ſich gehen. Man kündigte Herrmannen ſein Glück an. So ſehr er ſich auch darauf gefaßt gemacht hatte, ſo wurde er dennoch blaß wie eine Leiche, als ſein Vater und ſeine Tante ihm triumphirend die große Nachricht gaben. Da er nicht antwortete, ſo ſetzte ſeine Tante ihm aus einander, welche große Mühe ſie gehabt hätte, die Sache ſo weit zu bringen. Nun konnte er nicht länger ſchweigen. „Großer Gott!" ſagte er; „wie viele Mühe haben Sie ſich gegeben, mich unglücklich zu machen!" — Unglücklich? Du undankbarer Menſch! ſagte die Tante, und hätte vor Verdruß beinahe geweint. — „Unglücklich nicht, liebe Tante," ſagte er ſanfter; „aber weniger glücklich, als ich hätte werden können! Ach, und wenn ich bedenke, wie glücklich ich werden mußte, ſo . . . Undankbar bin ich nicht," ſetzte er, ſich faſſend, hinzu; „ich erkenne die Liebe, die Sie leitet, und . . ." —

Ohne zu vollenden, verließ er das Zimmer. Er liebte Emilien jetzt mehr als jemals, und die

die Stunde, da er ihr auf ewig entſagen ſollte, da es ein Verbrechen wurde, ſich noch länger ihre Hand zu wünſchen — dieſe Stunde erhöhete ſeinen Schmerz, und vergrößerte ſeine Liebe. Erſt noch geſtern hatte er ſie geſehen: dieſe geduldige Wehmuth, dieſen edlen Schmerz auf dem blaſſeren Geſichte, und dieſes gütige Lächeln gegen jeden, der ſie anredete, als ob ſie die Freude nur für Andere, und das Leiden für ſich hätte. Er betrachtete ſie unabläſſig, und mußte nur Geſchäfte vorgeben, weil er ſeine Schwäche bei dieſem Anblick fühlte. Noch beim Weggehen hatte er gedacht: o, ich werde ſie ewig lieben! und nun ſollte er ihr heute gänzlich entſagen! Er verhüllte das Geſicht, und weinte heiße Thränen.

Endlich kam ſein Vater zu ihm, und ſagte gütig: nun, mein Sohn, du biſt alſo entſchloſſen! Herrmann ſtand auf, und erwiederte ſanft: „ich habe über die Tage geweint, die dahin ſind; aber, mein Vater, ich hoffe, noch glücklich zu werden." Sein Vater war ſchon wieder in einer beſtürzten Verlegenheit. Mit ſeinen beiden andern Kindern konnte er immer fertig werden; und mit Herrmann nie. Wenn

ich nur, ſagte er oft, erſt wüßte, welchen Ideengang er nimmt! Rechne ich auf Sturm, ſo iſt er zärtlich; rechne ich auf Zärtlichkeit und Dank, ſo haben wir Sturm; und glaube ich ihn einmal in Verlegenheit bringen zu können, ſo hat er zehn Gleichniſſe, womit er mich auslacht. — Jetzt hatte der Kammerrath wieder auf Sturm gerechnet, und nun ſagte Herrmann in einem herzzerſchneidenden, zärtlichen Tone: ich hoffe, noch glücklich zu werden! — Daß Herrmann mit Leidenſchaft liebte, konnte der Kammerrath nicht bezweifeln, obgleich niemand im Hauſe wußte, welches Mädchen. Er fand dieſe Reſignation in der That großmüthig, und ſagte mit einiger Herzlichkeit: wirklich, mein Sohn, du haſt deine Eltern lieb. Das möge dein Troſt ſeyn!

Der Tag zur Verlobung war beſtimmt. Ehe Herrmann ſich in den Wagen ſetzte (er ſollte mit ſeiner Tante fahren), ging er ein Dutzend Male in ſeinem Zimmer auf und nieder, um ſein Betragen für den ſchweren Tag zu ordnen. „Der Teufel,“ ſagte er, „rieth mir zu, recht gravitätiſch kalt gegen die Roslau zu ſeyn; aber ich will im Gegentheil recht

zärtlich gegen ſie thun. Thun? Ich will es werden, ich will es ſeyn. Und wüßte ich nur, warum Emilie ſich ſo grämt, ich könnte in der That recht gefaßt in den Wagen ſteigen. Den Armenſünder-Prediger, die Anfurth, habe ich ja bei mir, die mich bis zu der Kataſtrophe begleitet, und mir Muth zuſpricht, wenn er mir mangelt." Jetzt hörte er die Stimme der Anfurth, und wurde bleich. „Ich kann mir ja einbilden," fuhr er fort und ging heftiger auf und nieder, „ich wäre ein Thronerbe, der durch ſeine Heirath einen blutigen Krieg beendigte. Bin ich nicht glücklich, ſo ſind es doch Andere." Aber die Wunden ſeines Herzens bluteten unter dieſem Scherzen aufs neue. Er fühlte ſein Unglück, und bot ſeiner Tante nur mit Zittern den Arm. Die Anfurth ſtreichelte ihm im Wagen ein Paar Mal die blaſſen Wangen, um ihm Muth zu machen; denn die ſtille Geduld, mit welcher er das Opfer brachte, hatte ſie gerührt, und ſie fühlte Mitleiden mit ihm. Aber dieſes Mitleiden machte ihn nur noch weicher gegen den Schmerz. „Wie wird das ablaufen, wenn es nicht anders mit mir wird!" dachte er, und ſtieg zitternd aus dem

Wagen. Die Mutter des Fräuleins empfing ihn mit Thränen in den Augen. Sie blieb mit ihm im Vorzimmer ſtehen, umfaßte ihn, und ſagte gerührt: mein Sohn, Sie werden Julchen glücklich machen! — Heiter und zuverſichtlich antwortete er: „ja gewiß, meine theure Mutter, das will ich, das iſt mein einziger Wunſch; und fühlte, wüßte ich das nicht, ich ſtände nicht hier. Ja, Sie Alle ſollen glücklich ſeyn, theuerſte Mutter.“

Er ging, ſo wie er in das Zimmer trat, auf Julchen zu, und bemerkte in ihren Augen Thränen, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte. „O, Julchen,“ ſagte er mit zärtlicher Wärme, und küßte ihre Hand: „bin ich denn hier der einzige Glückliche?“ Julchen antwortete nicht, und ſah ihn nur einige Male ernſthaft an. Man zog Herrmann in ein Geſpräch nach dem andren, bis die Familie beiſammen war. Nun erklärte die Frau von Roslau die Verlobung ihrer Tochter mit dem Herrn von Lange, und weinte dabei mütterliche Thränen. Herrmann reichte, dadurch gerührt, ſeiner Braut die Hand. Die Mutter ſegnete ſie, und Alle wünſchten Glück. Die Ceremonie endigte ſich, wie in der

vornehmen Welt immer: die Spieltiſche wurden arrangirt.

Auch Julchen ſetzte ſich zum Spiele. Das verdroß Herrmann. „Wie kann ſie heute ſpielen!“ dachte er; und doch mußte er ſelbſt eine Partie mit ihr annehmen. Er war ſtill, und betrachtete das wirklich ſchöne und reitzende Mädchen, mit dem er nun das Leben theilen ſollte, in großer Bewegung. Julchen wurde ihm jetzt von Augenblick zu Augenblicke theurer, und zwar durch ſein Gedankenſpiel. „Du gehörſt nun mir an, liebes ſchönes Weſen,“ dachte er; „und von jeder Thräne, die du vergießeſt, von jeder Unruhe, die in deine Bruſt kommt, habe ich Rechenſchaft zu geben.“ Dieſe Gedanken erregten Freundſchaft und warme Theilnahme für das Mädchen in ſeinem Herzen. Er ſpielte ſo zerſtreuet, daß man über ihn lachte. Aber, mein Herr, ſagte Julchen; wie ſpielen Sie denn heute?

„Mit Leidenſchaft,“ antwortete er in einem zärtlichen Tone; „und da macht man alles ſchlecht.“ Sie lächelte, und bat ihn, auf das Spiel zu achten. — Achteſt du denn darauf? fragte er in Gedanken, und beobachtete ſie. Julchen

ſpielte, als ob das Spiel der Zweck ihres Lebens wäre. Sie hatte nur die Karten in den Augen, und lächelte Herrmannen zu, nicht weil ſie mit ihm verlobt war, ſondern weil er die Dame hatte, die ſie mit dem Könige ſtechen wollte. Er ſah das mit Betrübniß, und wurde noch zerſtreuter, ſo daß es nicht mehr mit ihm auszuhalten war, und daß ſeine künftige Schwiegermutter die Karten für ihn nahm. Nun ging er in ein Nebenzimmer, und ſtellte ſich ſchwermüthig an ein Fenſter. Endlich kam Julchen, welche ihre Karten auf Befehl der Mutter einem Andern gegeben hatte. Er ging ihr entgegen, und glaubte, ſie wäre freiwillig aufgeſtanden, um ihn zu ſuchen. Dieſe Vorſtellung machte ihn heiter, und er dankte ihr. — Nicht alſo! ſagte Julchen. In der That, ich wußte nicht, was ſich von nun an ſchickt; aber meine Mutter bedeutete mich, daß ich jetzt weniger Recht habe zerſtreut zu ſeyn, als Sie. Er hat mich verlaſſen, Mutter, ſagte ich ihr, nur mit einer Miene; und ſie antwortete mir, ebenfalls nur mit einer Miene: das darf er, und du mußt ihm folgen. — „Nein, Julchen,“ ſagte Herrmann eifrig; „Sie haben

die Miene Ihrer Mutter nicht verſtanden. Sie verlaſſen? Nein. Aber ſpielen konnte ich darum nicht, weil meine Gedanken Sie nie verlaſſen konnten." — Ich freue mich, daß das mehr eine Galanterie als eine Wahrheit iſt, ſagte Julchen lachend. — „Wie ſo?" — Nun wahrhaftig, Sie haben wohl gar Luſt zu läugnen! Meinen Sie denn, eine ſo ausſchweifende Liebe würde einer Frau nicht läſtig werden? — „Läſtig, Julchen?" — Läſtig! wenn der Mann aus Liebe nicht zu dem kleinſten Geſchäfte fähig wäre. — „Aber heute, Julchen!" — Nun, Sie laſſen doch ſchon mit ſich handeln. Alſo heute! Aber iſt es Einmal gut, mein Herr Philoſoph, nur ſo zu lieben, daß man beſonnen zu allem bleibt, was die Geſellſchaft will, ſo iſt es auch heute, ſo iſt es immer gut.

„Sie denken nicht ſo, wie Sie ſagen, Julchen. Ich wette darauf, Sie werden mich noch ſo lieben, daß Sie alles darüber vergeſſen, ſelbſt die Sophiſtereien Ihres Kopfes."

Wie wollen Sie das anfangen, mein edler Herr? Ich bin doch neugierig, das zu wiſſen. Sagen Sie, wie?

„Die Kunſt iſt ganz einfach, Julchen. Ich werde Sie lieben: das iſt alles. (Er faßte ihre Hand.) Ich werde Niemand lieben, als Sie. Ihre Freude ſoll meine Freude ſeyn, Ihr Leiden mein Leiden. Und wäre Ihr Herz ſo hart und ſo kalt wie ein Gletſcher, ich würde es mit dieſen Thränen erweichen und erwärmen. Ich werde von Ihnen alles ertragen, Ihnen alles verzeihen; und Sie ſollen mir nichts zu verzeihen haben, als eine unendliche Liebe." (Es fielen Thränen aus ſeinen Augen auf ihre Hand.) „O Julchen," ſagte er gerührt, „Ihr Glück, Ihre Zufriedenheit iſt der einzige Wunſch, den ich von allen noch übrig habe."

Alſo hatten Sie doch ſchon andere Wünſche? fragte ſie ein wenig unruhig, weil ihr einmal etwas von Herrmanns geheimer Liebe erzählt worden war.

„Ich habe nie einen andern Wunſch gehabt, als glücklich zu machen, und es ſelbſt zu ſeyn. Dieſer Wunſch iſt, wie ich hoffe, heute erfüllt."

Sobald Sie das fremde Glück nicht nach Ihren Gefühlen beurtheilen wollen, ſage ich

Amen. Es wäre Unrecht, wenn der Vogel dem Fiſche die Luft, als das beſſere Element des Lebens, einreden wollte, und der Fiſch würde ſich übel befinden, wenn er dem Rathe folgte. Wir Beide, fürchte ich, haben verſchiedene Anſichten eines glücklichen Lebens. Die Laune des Schickſals hat unſre Hände zuſammengefügt; unſre Herzen . . .

— „wird die Liebe zuſammenfügen," fiel Herrmann ſchnell ein.

Ich wünſche es, mein Herr, ſagte Julchen ernſthaft. Doch geſchieht es nicht, ſo wünſche ich, daß wir Beide edelmüthig genug ſeyn mögen, einander nicht darum zu martern. Es giebt Augenblicke im Leben, wo es edel iſt, ganz offen zu ſeyn. Ich wollte, Sie glaubten das, ſo wie ich.

„Ja," ſagte Herrmann beſtürzt: „wenn das geöffnete Herz der Bürge einer glücklichen Zukunft iſt."

Und wenn das Herz dieſer Bürge nicht ſeyn könnte?

„So wäre es edler, zu ſchweigen, Julchen, und . . . —"

— zu betriegen? fiel ſie lebhaft ein.

— „und das Herz," fuhr Herrmann gerührt und langſam fort, „zu dem Bürgen des Glückes zu machen, und es dann zu öffnen."

Glauben Sie, daß man das kann? fragte Julchen, ein wenig zweideutig lächelnd.

„Der Menſch vermag wenig Gutes, aber doch das. — Julchen, ſein Glück, ſeine erfüllten Wünſche mit Freuden aufnehmen, iſt keine Tugend; doch ſeinen Leiden ein Herz voll Ruhe, voll Zufriedenheit entgegen ſtellen, das verdient vielleicht Tugend zu heißen."

Klüger aber wäre es, den Zuſtand zu vermeiden; nicht wahr, Herr von Lange?

„Freilich!"

Und eben darum bin ich ſo offen mit Ihnen.

„Um den Zuſtand zu vermeiden? Verſteh' ich Sie recht, Julchen? Sie vermeiden ihn nicht; Sie ſagen mir nur, was ich nicht von Ihnen erwarten ſoll: Liebe und Vertrauen. Sie, Julchen, mußten ihn vermeiden, wenn Sie mir das nicht geben können; oder Sie müſſen es mir geben, wenn Sie ihn nicht vermeiden konnten."

Vertrauen habe ich Ihnen gegeben, ſagte Julchen.

„Und darf ich es wagen, Sie nur um die Fortſetzung dieſes Vertrauens zu bitten? Verſprechen Sie mir nur das Einzige, Julchen: mich immer einen freien Blick in Ihre Seele thun zu laſſen. Mehr werde ich nie von Ihnen verlangen. Wahrhaftig, ich müßte Ihr Herz dann nicht verdienen wollen, wenn es nicht mein würde. Erfüllen Sie nur dieſe einzige Bitte! Aber — Sie müſſen mir auch das Böſe ſagen, wozu Sie Sich gegen mich entſchließen. Daß ich Ihnen alles verzeihen will, verſpreche ich Ihnen im voraus.“

Das wäre in der That eine originelle Ehe, ſagte Julchen lachend.

„Ich ſtehe Ihnen dafür, eine ſo gute, wie irgend eine auf der Erde.“

Wohl denn, mein Herr. Ich verſpreche Ihnen alſo ein ungemeſſenes Vertrauen.

„Und ich Ihnen eine ungemeſſene Liebe.“

Dies Geſpräch, das jetzt durch Andere abgebrochen wurde, diente nicht dazu, Herrmanns ſchweres Herz zu erleichtern. Er fuhr nicht froher nach Hauſe, doch mit dem feſten Entſchluſſe, ſeine Pflicht heilig zu erfüllen. „Ich bin unſchuldig,“ ſagte er, als er über die Un-

terredung mit Julchen nachdachte. „Vermeiden konnte ich dieſe Verbindung nicht; ich thae, was dem Menſchen übrig bleibt: ich bringe ihr mein Herz dar. Kann ſie das nicht, ſo mußte ſie meine Hand ausſchlagen: ſie, nicht ich.“

Julchen von Roslau zog ihren nunmehrigen Bräutigam vielleicht allen Männern vor, die ſie kannte; ſie wollte aber die Philoſophin ſpielen und über die Vorurtheile des Pöbels unter den Menſchen erhaben ſeyn. Nur ihr Hang, ſich intereſſant zu machen, trieb ſie zu dieſem Geſpräche, und ein Paar Male koſtete es ihr Mühe, ein aufwallendes ſchönes Gefühl der Rührung zurückzuhalten, als Herrmann ihr ſeine Liebe verſicherte; indeß nachher freuete ſie ſich, daß ſie ſo ſtark geweſen war. Herrmann hatte von der ehelichen Treue höchſt ſtrenge Begriffe; ſie keine verächtliche, aber doch ein wenig freie. Zwar wollte ſie Herrmannen lieben, aber darum nicht die Eroberungen aufgeben, welche ſie durch Schönheit und Witz gemacht hatte, oder noch machen konnte.

„Wird ſie durch mich auch glücklich wer-

den?" — fragte Herrmann zu Hauſe ſich ſelbſt. „Wenn ſie ſieht, wie glücklich ich in ihrer Liebe bin: warum nicht?" — Aber er ſollte nicht glücklich ſeyn; das Schickſal erſchwerte ihm ſelbſt die Erfüllung des Vorſatzes, ſeine Pflicht zu erfüllen, und verwundete ſeine Seele aufs neue.

Er arbeitete jetzt täglich mit Emiliens Vater im Kabinet. Wenn die Geſchäfte eben nicht drängten, ſtanden Beide auch wohl, ehe der Erbprinz kam, eine Stunde zuſammen, und plauderten mit einander. Herrmann hatte dann oft die Frage auf der Zunge: was macht Emilie? Er hielt ſie zurück; aber dennoch öffneten ſich die Wunden ſeines Herzens wieder, wenn der Vater nur ſeines Hauſes, ſeiner Baſe und ſeiner Tochter erwähnte. Uebrigens hielt er Emilien, ihrer blaſſen Farbe ungeachtet, für geſund, da der Vater ihren Nahmen immer mit Heiterkeit nannte.

Der Erbprinz ſprach zuweilen ſelbſt ein Viertelſtündchen mit Herrmann, und meiſtens in dem vertraulichen Tone, an den er mit Lebrecht gewöhnt war. Herrmann ſagte nie etwas Nachtheiliges von irgend einem Menſchen. Wiſſen Sie denn immer nur Gutes von

den Leuten? ſagte der Erbprinz, ein wenig empfindlich, als Herrmann wieder Jemanden entſchuldigte. Finde ich denn die Menſchen allein ſo ſchlecht? oder, warum ſchweigen Sie, Lange? Iſt das Vorſatz? — „Ja, Ew. Durchlaucht.“ — Warum ſoll ich nicht wiſſen, wie Sie über einen Menſchen denken? — „Weil ich mich irren kann.“ — Welche Behutſamkeit! Sind Sie immer ſo behutſam geweſen? — „Nein; ich bin es nur hier.“ — Warum hier? Ich will Antwort. — „Ich würde Ewr. Durchlaucht einen Betrieger des Staats ohne Bedenken denunciiren, ſobald ich den Beweis geben könnte; aber ich werde mir in Ewr. Durchlaucht Gegenwart nie eine nachtheilige Aeußerung über einen Menſchen erlauben, ſo lange es möglich iſt, daß ich mich irren, und daß dieſer Menſch ſich beſſern kann.“— Halten Sie mich für hart? — „Nein; aber ein Fürſt braucht Vertrauen zu ſeinen Dienern. Unſer Mißtrauen gegen einen Menſchen iſt nichts als ein Gedanke; Ewr. Durchlaucht Mißtrauen iſt ſchon Strafe.“ Lebrecht beſtätigte das, und drückte Herrmanns Hand.

Herrmann nahm des Erbprinzen Tadel und Belehrung auch da an, wo er nach ſeiner Ueberzeugung Recht hatte, und arbeitete gänzlich nach deſſen Willen, ohne etwas dagegen einzuwenden. Sobald aber die Rede von etwas Gutem, von einer nützlichen Einrichtung, von der Abſchaffung eines Druckes war, redete er mit großem Eifer, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Prinzen unwillig zu machen; und es gelang ihm nicht ſelten, mit ſeinem Feuer auch den Prinzen zu erwärmen. Lebrecht fing an den Jüngling ſo herzlich zu lieben, als er bei ſeiner Kälte konnte, und er hielt zu Hauſe der Tochter und der Baſe oft lange und ziemlich lebhafte Lobreden auf deſſen Charakter.

Schon längſt hatte hoffnungsloſe Liebe an Emiliens Herzen genagt. Sie mußte die Briefe leſen, die Herrmann auf ſeiner Reiſe an Hochfeld ſchrieb, und aus denen ſeine treue, hoffnungsloſe Liebe hervorblickte. Ihre Freundin brachte ſie ihr, und — ſah es nicht aus, als wäre ſie ſelbſt die Geliebte (was ihre Freundin auch vermuthete), wenn ſie die Briefe nicht leſen wollte? Sie hatte die Stärke, ihre Gefühle während des Leſens zu verbergen;

aber, wenn ſie dann wieder allein war, über⸗ ließ ſie ſie ſich ihrem Schmerze. Nun kam Herrmann zurück. Das Erſte, was ſie von ihm hörte, war ſein Betragen bei dem Lei⸗ chenbegängniſſe ſeiner Großmutter. Pfeil auf Pfeil flog in ihr unverwahrtes, unbedecktes Herz. Endlich kam auch ihr Vater, und ſag⸗ te: Milchen, du kannſt gar nicht glauben, wie ſehr ich mich freue, daß der Erbprinz den jun⸗ gen Lange in das Kabinet gebracht hat. Das iſt ein Ehrenmann! Und wenn er mein Sohn wäre, ich könnte ihn nicht lieber haben. Heute gab es wieder einen Auftritt. Eine unglück⸗ liche Familie — Schade, daß ich dir die nähern Umſtände nicht ſagen kann — hatte um Linderung ihres Unglücks gebeten. Lange legte die Vorſtellung oben auf. Der Prinz las, und runzelte die Stirn. Lange verfolgte das Papier, das der Prinz unmuthig zurück⸗ ſchob, mit Blicken, als ob es ſeine Braut wäre. Der Prinz forderte Bericht, und las dann andre Papiere. Mit dem dritten Worte war Lange immer wieder bei der unglücklichen Familie, bis der Prinz ſich einlaſſen mußte. Nun ſprach Lange. Milchen, ich ſage dir: er

ſprach, daß mir die Augen naß wurden. Ich ſtand auf, und bat den Prinzen wider meine Gewohnheit, er möchte die Bitte der Familie gewähren. Der Prinz — ich habe dir ja ſchon erzählt, wie er iſt — er ſah Langen ſtarr an, und fragte ernſt: was macht Sie zum Beſchützer dieſer Familie? — Nichts, Ew. Durchlaucht, als das tiefe Gefühl ihres gränzenloſen Elends, und der Verzweiflung, der gebrochenen Herzen, wovon in dieſer Vorſtellung freilich nichts ſteht. Das Verbrechen des Mannes iſt ſchon ein großes Unglück, und Ewr. Durchlaucht Ungnade ſchon eine harte Strafe. Sie flehen ja auch Ew. Durchlaucht nicht um Milderung der Strafe an, nur um Milderung ihrer Noth." Der Prinz warf mir einen Blick zu, den ich verſtand; er hat den Blick immer, wenn er etwas bewilligt. Indeß ſagte er doch etwas ſcharf: mein Sekretair hat Auszüge aus den Bittſchriften zu machen, und keine neue mündliche Vorſtellungen. Lange bückte ſich tief, und war ſo betrübt, daß er kaum noch vorleſen konnte. Er ſchrieb nieder, was der Prinz diktirte. Endlich war alles fertig; nur die Vorſtellung blieb noch übrig.

Der Prinz nahm ſie, als er ſchon aufſtand, und ſah ſie noch einmal durch. Es ſey, ſagte er, halb unwillig. Da ſprang der junge Mann auf, und ſagte mit Thränen in den Augen: Ew. Durchlaucht! — Sie können der Familie meine Gnade verſichern, ſagte der Prinz noch, und ging in ſein Kabinet. Nun ſetzte ſich Lange ſogleich wieder an den Schreibtiſch, und antwortete. O, ſagte er bittend zu mir — ſieh, Milchen, ich konnte es ihm nicht abſchlagen, und hätte es mir auch beim Prinzen den größten Verdruß machen ſollen — o, darf ich es wohl jetzt hinſchicken? Ich weiß, es iſt gegen die Form. Schicken Sie's hin auf meine Verantwortung, ſagte ich; ich will es ſogleich dem Prinzen zur Unterſchrift vorlegen laſſen. Wir machten ſchnell alles fertig; um zwölf Uhr war es unterſchrieben, und ging ab. Sieh, Milchen, ein ſolcher Herzensjunge iſt es.

Emilie ſchlug die naſſen Augen nieder; und Baſe Eliſabeth fragte: an wen ging es denn? Die armen Leute! — „An Jemanden." — O, ich will nichts wiſſen.

Prange Welt, mit deinem Wiſſen,
Das du jetzt ſo hoch gebracht;
Ich kann deine Weisheit miſſen,

Waren die Leute denn in der Stadt? — Wenn ſie doch die Antwort recht bald bekommen hätten! . . . Ja, ein chriſtliches Gemüth hat der junge Herr von Lange; und wenn Milchen damals klüger geweſen wäre, wer weiß, ob ein Menſch an das Fräulein Roslau gedacht hätte. Aber da heißt es bei Milchen: nichts, Herre, iſt mir gut genug. Wer weiß, wie hoch ers noch bringt, da der Herr Vetter ſagen, daß der Erbprinz ſo gnädig gegen ihn iſt. Zwar,

Ich frage nichts nach eitler Ehr',
Und Würden dieſer Erden;

aber, lieber Gott, man muß doch wiſſen, wo man endlich bleiben ſoll. Stecke du einmal deine Füße unter fremder Leute Tiſch, Milchen, das iſt ſchwer; und Gnadenbrot zu eſſen, davor behüte uns der liebe Gott! . . . Ach, Müllers werden es geweſen ſeyn, denke ich. — „Das Denken ſteht Ihnen frei, Baſe Eliſabeth." — Ja, ja! Das weiß Gott, andere Leute, die ihre Verwandten lieb haben, erzählen; ich aber, ich weiß mein Lebtage nicht ein Wort, wenn mich die Leute fragen. (Lebrecht machte ſo eben die Thür zu.) Ja, ja, ſo iſt dein Ve-

ter! Mach du nur die Thür zu, geh du nur; ich will es doch wohl erfahren! . . . Höre Milchen, frag du einmal heute Abend nach Tiſche.

„Sie wiſſen ja, liebe Baſe, er ſagt mir ſo wenig etwas, als Ihnen; aber fragen will ich.“ — O ja, das thu! Und mit dem Lange, Milchen, das ärgert mich; denn ich glaube, er hat dich recht, wie die Welt ſagt, unausſprechlich geliebt.

„Liebe Baſe Eliſabeth, wenn Sie wüßten, wie ſehr Sie mich durch dieſen Irrthum quälen! Ich bitte Sie kindlich, ſchweigen Sie davon.“

Sage ich denn nur ein Sterbenswörtchen? Aber ich weiß, was ich weiß. Du meinſt, weil ich ein Kind des Lichts bin, ſo wäre ich einfältig. Als das Fräulein Rottorf (ſo hieß Emiliens Freundin) hier war, was las dir denn die immer vor? (Emilie erblaßte.) Ja, Milchen, ich habe mich faſt zu Tode darüber gedacht. Das ging ſo durch einander. Den Anfang muß ich wohl nicht gehört haben; denn die Rottorf ſagte: ſiehſt du, Emilie, daß er dich liebt? und dein Nahme kam doch nicht

in dem Briefe vor. Sag mir doch, was iſt denn das mit dem Maskenballe geweſen?

Emilie faßte ängſtlich Eliſabeths Hände, und ſagte: „ich bitte Sie, liebſte beſte Baſe, verſchonen Sie mich. Sie werden ja auch gehört haben, was ich der Rottorf antwortete.“

Du wüßteſt nichts davon? Das mußt du mir nicht weis machen wollen. Wenn man jung iſt, hat man für ſo etwas ein gutes Gedächtniß. Aber du biſt, wie dein Vater! . . . Ich weiß, daß du ihn heimlich lieb haſt. Das kann ja ein Blinder ſehen; warum ſtänden dir denn immer die Thränen in den Augen, als ob du für die Sünden der ganzen unchriſtlichen Stadt weinen müßteſt? He? . . . Milchen, liebes Milchen,

Schütt aus dein ſchweres Herz, ſchütt aus,
In frommer Chriſten Seelen!

Sieh, Milchen, du jammerſt mich mit deinen weißen Backen. Ich weiß, es iſt unchriſtlich, um ſo etwas zu beten; aber ich bete alle Tage für dich, daß der liebe Gott dir einen frommen, redlichen Mann zuführen ſoll. Langen nenne ich wohl nicht, weil ſich das nicht ſchickt; aber ich denke immer mit Thränen an

ihn, und hoffe, der liebe Gott wird wohl merken, wen ich meine.

Hier ſtiegen der Baſe Eliſabeth Thränen des Mitleidens in die Augen. Emilie drückte ihr verwundetes Herz an die Bruſt der böſen, guten Baſe, und dankte ihr für ihre mütterliche Güte. Nun aber drang Eliſabeth wieder auf Emilien ein, und wollte ein Geſtändniß erzwingen, das dieſe nicht machen konnte. „O Baſe, Baſe,“ ſagte ſie ſchmerzlich; „wie können Sie mein gepreßtes Herz ſo quälen!“ Die Baſe, die auf jeden ſolchen Vorwurf etwas nachließ, ſagte tröſtend:

Gepreßtes Herz, lieg nur darunter ſtille!
Die Traube muß gepreſſet ſeyn,
Wenn's werden ſoll ein angenehmer Wein.

„Und lieg ich denn nicht ſtille?“ fragte Emilie — nicht die Baſe; ſie richtete den geduldigen, obgleich troſtloſen, Blick zu etwas Höherem auf, als zu der. Aber der Gedanke tröſtete die ſanfte Leidende. Sie ließ ſich den Vers wiederholen (was ſie ſelten that), und Eliſabeth ſagte ihr das ganze Lied her, und ſang es ohne Unterlaß. Drei Tage lang hörte Emilie nichts als „beklemmtes, verzagtes, gepreßtes, ver-

ſtummtes Herz;" aber Eliſabeth war nun doch von ihrem blutigen Examen abgekommen, obgleich nicht ſo ganz, wie Emilie hoffte.

Baſe Eliſabeth wußte mehr, als Emilie glaubte; nur war ſie in einem großen Irrthum. Sie hatte gehorcht, wenn Emiliens Freundin, die Rottorf, ihr Herrmanns Briefe vorlas und mit wohlgemeinten Anmerkungen begleitete. Von dem Balle, deſſen ſie erwähnen hörte, wußte ſie nicht viel; deſto mehr vermuthete ſie aber: und dann konnte ſie hinterher das Erhorchte und ihre Vermuthungen nicht mehr von einander unterſcheiden. Emiliens Benehmen ſeitdem, ihre Thränen, ihr Widerwille gegen Rolfs, ihr Niederblicken, wenn der Nahme Lange genannt wurde: das alles hatte bei der Baſe Eliſabeth Verdacht erregt. Aber ſie würde dieſe Umſtände nicht zu einem Ganzen haben verarbeiten können, wenn ſie nicht unglücklicher Weiſe den Morgen auf dem Weinberge Emilien mit Herrmann in dem Laubengange geſehen hätte. Sie wollte damals Emilien rufen, und bemerkte, daß ſie ſehr innig mit Herrmann ſprach. Nun eilte ſie früh genug auf ihren Sitz, ſtellte ſich, als ob ſie

Emiliens heißere Thränen nicht bemerkte, fragte nicht, predigte nicht, ſondern ſuchte erſt alles zuſammen zu reimen. Und das that ſie denn auf folgende Art: Lange ſoll das Fräulein Roslau heirathen, und will nicht, weil er unſer Milchen liebt. Milchen ſoll Rolfs heirathen, und will nicht, weil Lange ihr dieſen Morgen geſagt hat, daß er ſie heirathen will. Selbſt Rolfs hatte durch halbe Aeußerungen von Argwohn auf Langen Eliſabeths Verdacht beſtätigt. Nun wäre ſie ſo äußerſt gern Emiliens Vertraute geweſen; doch dieſe behielt ihr Geheimniß für ſich. Die Baſe machte ein kluges Geſicht, und ſagte, ohne daß Emilie darnach hörte: ich weiß wohl, was ich weiß! Sie war ihrer Sache völlig gewiß, und peinigte und tröſtete Emilien eins um das andere. Endlich aber, da nichts half, kam ſie, und zwar gerade heute, auf den Einfall, die Prophetin zu machen.

Sie ſagte zu Emilien ganz kalt: was welteſt du, Milchen, Lange heirathet die Roslau nicht? Emilie erröthete, und hätte gern einen Blick auf die Prophetin geworfen, um ihre Miene bei dieſer freudigen Vorherſagung zu

ſehen. „Warum ſollte er aber nicht?" fragte ſie endlich furchtſam. — Ja, das weiß ich nicht; aber mein Herz fliſtert mir zu, daß noch aus dir und Langen ein Paar werden wird.

Emilie erröthete wieder; ſie blieb indeß auf ihrer Hut: denn ſie fürchtete, die Baſe verändere nur ihre Methode auszuforſchen. Wir wollen darüber kein Wort mehr verlieren, fuhr Eliſabeth fort. Aber gieb Acht, Emilie, ob ich nicht Recht habe. Ich wollte darauf ſchwören, wenn es der liebe Gott nicht verboten hätte. — Baſe Eliſabeth machte wohl öfter eine Prophezeiung aus etwas, das ſie ſchon wußte, wenn ſie ſich ſchämte zu ſagen, wie ſie es erfahren hatte. Emilien ſchlug das Herz, in das ſich doch eine kleine Hoffnung ſtahl; aber ſie ſchwieg, und erröthete ſchon vor dem Gedanken, an dem Ausſpüren ihrer Baſe nur im mindeſten Theil zu nehmen.

Eliſabeth war nach Allem, was ſie wußte, ihrer Sache gewiß. Langens Feeundlichkeit gegen Lebrecht, und der Umſtand, daß er an dieſen niemals eine Frage nach Emilien that, beſtärkte ſie noch mehr in der Meinung, daß ein geheimes Einverſtändniß zwiſchen beiden

Liebenden ſeyn müſſe. Aber ſie that ſich die Marter an, gegen Emilien zu ſchweigen, um, wenn Zeit und Stunde käme, eine Strophe aus ihrem großen Liedervorrathe anbringen zu können. Wenn dann, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, Lange endlich kommt und um Milchen anhält; dann will ich hintreten, und mit heller Stimme ſingen, Vers 20:

Dann wird's heißen, komm, willkomme!
Dann wird's an ein Küſſen gehn!
Was ich dir geſagt, du Fromme,
Siehe, iſt es nicht geſchehn?

Sie klatſchte vor Freude in die Hände, und faltete ſie dann wieder. Aber Herrmann kam nicht, und die arme Baſe Eliſabeth konnte doch nicht Jahrelang mit dem brennenden Geheimniſſe auf der Seele aushalten. Sie ſuchte die verzweifelte Sache der Vollendung näher zu führen, um doch endlich die ſchöne Strophe anbringen zu können.

Merken Sie denn nichts Beſonderes an dem Herrn von Lange, Herr Vetter? fragte ſie.

„Nein!"

Auch nicht an Emilien?

„Nein! Was ſollte ich an der merken?"

Nichts; ich frage nur! ... Alſo gar nichts? Das iſt beſonders, Herr Vetter. Ja, die Kinder dieſer Welt ...

— „ſind klüger als die Kinder des Lichts, Baſe. Das hab' ich ſchon viele hundert Male gehört.“

So? und merken doch nichts? Nun, ſo will ich Ihnen etwas ſagen: der Herr von Lange und Emilie ſind ein Liebespaar!

„Die Kinder dieſer Welt, Baſe ... Wem wollen Sie das aufbinden?“

Aufbinden? Behüte mich Gott, der Herr! Es iſt wahr, ſage ich Ihnen. Sehen Sie doch nur, das arme Milchen grämt ſich ja von Fleiſch und Bein. Tag und Nacht ſtehen ihr Thränen in den Augen. Sonſt wie eine Roſe, jetzt wie eine Lilie auf dem Felde.

„Je, ſo muß doch ... Baſe Eliſabeth, ein Liebespaar ſind ſie nicht. Das arme Mädchen!“ — Er wollte aus Mitleiden ſogleich zu Emilien hin.

Eliſabeth hielt ihn beim Rocke: mein Gott, wollen Sie denn alles verderben? Ich will Ihnen ſagen, Herr Vetter, wie ich dahinter gekommen bin. Nun erzählte ſie ihm, was

ſie wußte, was ſie vermuthete, errieth und erträumte, und alles mit gleicher Gewißheit. Lebrecht ſah ſie ſtarr an; endlich ſagte er: „aber Lange iſt ja mit der Roslau ſo gut wie verſprochen.“ — Kann ſeyn, kann nicht ſeyn; ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, Herr Vetter, daß Milchen am Ende den Tod von der fatalen Geſchichte hat, wenn man ihr nicht zu Hülfe kommt.

Lebrecht ſprang vor Schrecken auf, und rief: Gott im Himmel! . . . Aber da ſitzt doch der Teufel drin! Warum ſchweigen Sie denn ſo lange?

Das unchriſtliche Fluchen! — Hören Sie denn wohl je einen Menſchen aus?

Lebrecht wollte wieder zu Emilien. Eliſabeth hielt ihn, und verſicherte, daß ſeine Tochter ihm nichts geſtehen würde. Ich habe ja gefragt und gepredigt; hat es denn geholfen? Iſt denn das Kind nicht ſo verſchwiegen, als ob es Kabinetsſekretair wäre? Nein, das muß anders angegriffen werden.

„Wie denn, liebſte Baſe Eliſabeth? wie denn? Großer Gott, meine arme Emilie! Aber mich ſoll der Teufel holen, es iſt nicht wahr!“

Mit dieſen Worten ging er zum Zimmer hin- aus und zu Emilien in den Garten, wohin er nur ſelten, und Eliſabeth, der rauhen Luft we- gen, niemals kam.

Lebrecht überlegte im Gehen, was er ſagen ſollte, und da ſah er Emilien ſitzen, die ihr Tuch vor die weinenden Augen drückte. Jetzt glaubte er Alles. Langſam, und mit dem Vor- ſatze, behutſam zu ſeyn, ging er auf die ge- liebte Tochter zu. Milchen, was weinſt du, mein liebes Kind? — Emilie erſchrak, daß ſie ſich von ihrem Vater hatte überraſchen laſſen, und ſuchte einer beſtimmten Antwort auszuwei- chen. Nun, liebes Kind, ſagte Lebrecht mit ſeiner gewöhnlichen Gutherzigkeit; ich glaube alles. Gott gebe nur, daß es nichts anders iſt! Aber Milchen, weil wir doch gerade bei dieſem Kapitel ſind: willſt du deinem Vater wohl auf- richtig eine Frage beantworten? — „Jede, mein Vater!" ſagte ſie, und legte beide Arme um ſeinen Hals. Sie war ja ſicher, daß ihr Vater die einzige Frage, die ſie wohl hätte ausnehmen mögen, nicht thun konnte. — Nun, liebe Tochter, ſagte Lebrecht halb weinend: iſt es Liebe zu Langen, was dich ſo unglücklich

macht? — Emilie wurde zu heftig durch dieſe Frage erſchüttert, die ſie nur in den heiligſten Stunden der Ruhe, der Stille, der Befreiung von allem Irdiſchen ſich ſelbſt mit Ja beantwortete. Sie ſank, ohne ein Wort zu ſagen, mit heißen Thränen an ihres Vaters Bruſt. Er drückte die unglückliche Tochter an ſein mitleidiges Herz, und blickte ſchweigend zum Himmel.

Emilie hob, als ihr Vater nicht weiter fragte, das blaſſe Geſicht halb zu ihm auf. „Aber jetzt, mein Vater," ſagte ſie leiſe, „iſt es vorbei; und ich fange an, wieder glücklich zu werden." — Das gebe Gott, der dich mir geſchenkt hat! ſagte Lebrecht, und küßte ſanft ihre blaſſe Lippen. — „Und darf ich Sie bitten, mein Vater," fuhr Emilie fort, „ſo ſprechen Sie nie wieder mit mir davon." Er nickte ihr zu, und ging, weil ein Bedienter ihn ſprechen wollte. Eliſabeth lauerte ſchon auf ihn. Ja, Baſe Eliſabeth, ſagte er übereilt: leider haben Sie Recht. Meine arme Emilie liebt Langen; ſie hat es mir ſelbſt geſtanden. — Du frommer Gott! ſeh einer! Ihnen alſo? Und mir nicht ein Wort!

Jetzt merkte Lebrecht ſeine Uebereilung. „Aber,“ fuhr er in großem Eifer und heftig heraus: „wenn Sie Emilien nur eine Sylbe davon ſagen, ſo ſoll der Teufel das Haus umkehren!“ — Davor behüte mich Gott!

Ein ſchweres Herz zu kränken:
O Unbarmherzigkeit!

„Und eben ſo wenig ſollen Sie es ihr zuſingen, wie Sie es mir immer machen. Der Teufel hole Ihre Verſe! Gott verzeihe mir: die Verſe ſind unſchuldig.“

Das unchriſtliche Fluchen! — Alſo Sie ſehen, Herr Vetter, daß ich Recht habe. Was iſt nun Ihre Meinung?

„Ich habe es Ihnen ja eben geſagt: Emilie ſoll nicht ein Wort davon hören; oder — bei meiner Seligkeit! das iſt ein hoher Schwur — ich ſchicke Emilien auf der Stelle zu der Hofräthin, und Sie ſollen das Mädchen nicht wieder zu ſehen bekommen.“

Ich will ſchweigen, Herr Vetter, als ob ich meine Zunge nur Gott zu loben hätte. Aber was wollen Sie nun thun?

Thun? Nichts! Die Sache gehen laſſen, „Es iſt nun vorbei.“

Alſo Emilie ſoll ſich todt grämen? — Sie nahm dem guten Vater bald die Meinung, daß alles ſo gänzlich vorbei wäre. Erſtlich, fuhr ſie dann fort, müſſen Sie einmal bei Langen auf den Buſch ſchlagen.

„Was, zum Teufel! was? Ich ſoll kuppeln? Nimmermehr!"

Das haben wir, glaube ich, wohl nicht nöthig; der Herr von Lange iſt ja ſo verliebt in Milchen, als ſie in ihn. Nein, Sie ſollen ihm nur ſo bei Gelegenheit erzählen, daß Emilie jetzt kränkelt. Machen Sie es aber ein wenig gefährlich, und geben Sie Acht, wie er dabei ausſieht. Und dann — ich wüßte nicht, warum Sie ihn nicht einmal zu uns bitten ſollten.

„Ei zu allen Teufeln! das heißt kuppeln; nennen Sie es meinetwegen, wie Sie wollen."

Ach Gott, das abſcheuliche Fluchen! Aber mit Emilien, ſage ich Ihnen, iſt es wahrhaftig gefährlich. Wenn nur nicht eine Auszehrung daraus wird! Sie werden ſchon noch an meinen Rath denken, wenn es zu ſpät iſt.

Lebrecht wäre auf dieſe Vorſtellung in die Hölle gelaufen. Er verſprach alles, was Eliſabeth verlangte, und ſein Entſchluß wurde

noch feſter, als er am Abend Emilien mit den bleichen Wangen, mit den verweinten Augen, am Tiſche ſitzen ſah.

Noch dieſen Abend wiederholte er mit hohen Schwüren, die Eindruck machten, weil er ſie ſeltner gebrauchte, als das Wort Teufel: Emilie ſollte ſogleich zu der Hofräthin, wenn Eliſabeth nur mit einem Worte verriethe, daß ſie um das Geheimniß wüßte. Dieſe Drohung war der Baſe fürchterlich, weil ſie Emilien, die alle ihre Thorheiten ſo gefällig ertrug, in der That recht herzlich liebte. Indeß, hätte Emilie auf ihre Baſe gemerkt, ſo würde ſie alles errathen haben; denn ſo ſaß Eliſabeth immer, wenn ſie etwas wußte, das ſie nicht wiederſagen durfte. Auf den offnen Lippen, in den ſtarren Augen, ſchwebte das Geheimniß, und auch die pathetiſchen Töne ihrer langſamen Sprache verriethen es noch deutlicher.

Lebrecht ging am folgenden Morgen ängſtlich in das Kabinet. Traurigkeit hatte ſein Auge verfinſtert, und Beſorgniß um ſeine geliebte Emilie die Züge der Ruhe aus ſeinem Geſichte vertrieben. Sogar der Erbprinz be-

merkte das, und ſagte: Ihnen iſt etwas zuge-
ſtoßen. Herrmann wendete ſein Geſicht nicht
wieder von Lebrecht, um zu errathen, was ihm
wäre. Endlich ging der Prinz aus dem Zim-
mer, und Lebrecht legte die Hand an die
Stirn. Herrmann trat mit einem ängſtlichen
Seufzer auf ihn zu. „Darf ich fragen, Herr
Geheimer Juſtizrath, was Ihnen fehlt?“ —
Ach, ſagte Lebrecht, der in Herrmanns ängſt-
lichem Tone ſchon eine Beſtätigung ſeiner Er-
wartung hörte: ach, meine arme Tochter! —
Herrmann ſtand todtenbleich da, und heftete
das ſtarre Auge auf ihn. Sie kränkelt jetzt
ſehr, fuhr Lebrecht fort, (Herrmanns Geſicht
wurde immer bleicher); und ich fürchte, daß
ich ſie verlieren werde.

„Verlieren!“ ſagte Herrmann langſam, mit
einem bangen, zitternden Tone. Er ſuchte die
Todesangſt, in die er gerathen war, zu verber-
gen, und wollte ſich ſetzen; aber er hatte nicht
Kraft genug, mit der bebenden Hand den
Stuhl zu rücken.

„Sterben?“ ſagte er, als hauchte er ſelbſt
mit dieſem Worte ſein Leben aus. Lebrecht
ſprang erſchrocken zu ihm hin, ſchüttelte ihn, hielt

ihm Riechwaſſer vor, und drückte ihn an ſich. So, an der Bruſt ſeines väterlichen Freundes, kam Herrmann wieder zu ſich. Er weinte, als er die Augen aufſchlug, und Emiliens Vater weinte mit ihm. Der Erbprinz trat wieder in das Zimmer. Herrmann konnte kaum die Worte hervorbringen: „mir iſt nicht wohl, Ew. Durchlaucht.“ — Fahren Sie nach Hauſe, ſagte der Erbprinz; mein Wagen iſt gerade angeſpannt.

Lebrecht war nun zu ſeiner Freude überzeugt, daß Herrmann Emilien liebe. Die Verlobung mit der Roslau, dachte er, iſt noch nicht geweſen; und am Ende geben Langens ihrem Sohne vielleicht eben ſo gern — Oder, zu allen Teufeln! ich habe den Prinzen noch um nichts in der Welt gebeten. Ich bitte ihn, daß er einmal für meine Emilie eine Art von Freiwerber macht. Das kann er mir nicht abſchlagen, und Langens werden ſich gewiß nicht weigern. Es geht bei meiner Treue! Das arme Mädchen! und der arme junge Menſch! —

Als er zu Hauſe kam, fand er Emilien auf ſeinem Zimmer, wohin ſie ſich vor dem nachdenklichen Geſicht und dem noch bedeuten-

dern Schweigen der Baſe gerettet hatte. Er fiel ihr in dem Taumel ſeiner freudigen Hoffnung ſogleich um den Hals, und ſagte: ſey ruhig, Milchen! Er ſoll dich, hol mich der Henker, heirathen. O, wie lieb hat dich der arme Junge! Ohnmächtig mußte ihn der Erbprinz nach Hauſe fahren laſſen, als ich ihm ſagte . . . — In dieſem Augenblicke ſank Emilie ohnmächtig in ſeine Arme. Gott bewahre! ſagte Lebrecht, als ſie die Augen wieder aufgeſchlagen hatte: was ſind das für Menſchen! — Der fällt mir beinahe zu Boden, als ich ihm ſage, daß du krank biſt; und die — „O Gott! Vater, das konnten Sie ihm ſagen?“ unterbrach ihn Emilie erröthend. Er gerieth in Verlegenheit. Sieh, Milchen, das Geſpräch gab es ſo. Er fragte, was du machteſt. Ich antwortete: meine arme Emilie wird jetzt ſo hinfällig; ſie kränkelt. Da wurde er auf einmal bleich wie ein Marmorbild, und ſchrie auf, und die Augen brachen ihm. Ohne daran zu denken — ich habe ihn ja lieb — hielt ich ihn an meiner Bruſt. Ich wollte, du hätteſt ihn an deiner Bruſt gehalten; denn er hat mir, wie ich jetzt erſt ſehe, das Kleid mit ſeinen

Thränen naß gemacht. (Emilie betrachtete die Flecken auf dem Kleide weinend.) Als ich nach Hauſe ging, fiel mir denn ein, daß die Verlobung mit der Roslau noch nicht geweſen iſt. Milchen, du ſollſt ihn haben. Sieh, er hat dich ſo lieb, ſo lieb! Nun, mach mir keine Streiche wieder, Milchen; du wirſt ſo blaß.

„Und das war alles, was Sie ihm ſagten, lieber Vater?"

Nicht eine Sylbe mehr. Der Prinz kam dazu; ſonſt, wahrhaftig, hätte ich geſagt, was ich wußte.

„O, Gott Lob, daß der Prinz kam! . . . Laſſen Sie das, lieber Vater. Wir ſind ewig getrennt."

Was ſchwatzeſt du doch, Milchen! Meinſt du denn, man kann blaß werden, wenn man will? Ich ſage dir, er liebt dich.

„Ja, mein Vater, er liebt mich; und ich liebe ihn. Aber dennoch ſind wir ewig getrennt; jetzt mehr als je getrennt."

Lebrecht ſtand betreten da. Du biſt wunderlich, Milchen. Laß du mich nur machen! Sieh, ich will es ſo auf Umwegen angreifen, wie die Baſe Eliſabeth, wenn ſie einem etwas zu

ſagen hat. Ich weiß ja wohl, daß ich dich nicht ausbieten darf. Aber er liebt dich gewiß.

„Eben weil er mich liebt, guter Vater,“ ſagte Emilie ſanft weinend, „ſind wir auf ewig getrennt. Denn hätte er eine Möglichkeit geſehen, die Wünſche ſeines und auch meines Herzens zu befriedigen, — glauben Sie nicht, daß er . . .“

Hat er auch nicht geſehen, Herzens-Milchen! Aber ich ſehe eine Möglichkeit; und das iſt der Prinz. Der Prinz! Verſtehſt du?

„Nimmermehr, mein Vater! Ich werde meine Ruhe wieder bekommen; ich habe ſie ſchon wieder. Aber nie würde ich mein Auge gegen einen Mann aufſchlagen können, der auf ſolche Art der meinige werden ſollte. Es iſt unmöglich, Vater. Soll ich nicht vor Beſchämung ſterben, ſo denken Sie daran nicht mehr.“

Es gelang Emilien, ihren Vater zu überzeugen, daß es unmöglich ſey, an eine Verbindung zwiſchen ihr und Langen zu denken. Mit einer Heiterkeit, welche ihr nur die Gewißheit, daß Herrmann ſie liebte, geben konnte, verſicherte ſie, ihr Zuſtand wäre mehr angenehm, als ſchmerzhaft, und ſie fühle ſich

nicht unglücklich. Nun gab auch Lebrecht ſeinen Gedanken auf, der ihm ohnedies jetzt nicht mehr ſo leicht auszuführen ſchien. O, mein gutes Kind, ſagte er; wie kann es für dich etwas Anderes auf der Erde geben, als Freude! — „Mein Vater," erwiederte ſie zärtlich; „Sie wiſſen nicht, wie ſüß der Schmerz zuweilen iſt."

Die zartfühlende Emilie gab ihrem Vater wohl zu verſtehen, er möchte dieſes Geſpräch geheim bleiben laſſen; aber ſie konnte doch unmöglich die Baſe Eliſabeth geradezu nennen. Sie ging in den Garten, und nun ſtand, in die entzückenden Strahlen der Liebe gekleidet, der ohnmächtige, bleiche Jüngling vor ihr, wie ſein Auge brach, und wie er aus Schmerz um ſie ſtarb. Noch niemals hatte ſie ihn ſo geliebt, wie heute. Sie gab ſich dem ſüßen Schmerze gänzlich hin, und wußte nicht, ob er oder die Freude Thränen aus ihren Augen preßte.

Baſe Eliſabeth ging unterdeſſen mit ihren drei Hunden jetzt an das hintere Fenſter, um nach Emilien zu ſehen, dann an des Vetters Zimmer, um zu horchen, ob er nicht bald fertig ſeyn würde. Etwas von der Unterredung

Beider hatte ſie ſchon aufgefangen: „er liebt dich,“ und „er ſoll dich heirathen!“ Ach, ſagte ſie auf ihrem Zimmer, und legte nachdenkend die Hand auf das Geſangbuch: es mag wohl nichts Gutes ſeyn, daß ich mich noch in das eitle Weltweſen miſchen will. Aber das Kind iſt gar zu gut! Der liebe Gott wird mir das nicht übel nehmen. Und — ſetzte ſie ganz leiſe hinzu — dieſes Leiden iſt das ſchwerſte; ich weiß, wie ſolche Thränen brennen! — Solche Thränen, wie Emilie, hatte Baſe Eliſabeth nicht vergoſſen, ob ſie gleich in ihrer Jugend betrogen und verlaſſen worden war; ihr Mitleiden mit Emiliens Thränen beweiſt aber, um wie viel beſſer ſie hätte werden können!

Sie ging nun zu dem Vetter Lebrecht hinüber, um zu hören, zu überlegen, zu beſchließen. Vetter Lebrecht wollte nichts geſtehen, bis endlich Eliſabeth ihm zeigte, daß ſie ſchon die Hälfte wußte. Das gute Milchen, ſagte ſie, ſitzt im Garten, und weint. Der Vater glaubte, ſie habe von Emilien ſelbſt etwas erfahren; denn daß ſie ſich auf das Horchen verſtand, wußte nur Emilie. Er erzählte ihr daher

den Vorfall mit Herrmann, und Emiliens Entſchluß, die Sache vorbei ſeyn zu laſſen.

Zwei Leichen, Herr Vetter! fing Eliſabeth nun prophetiſch an. Das ſag' ich vorher, und waſche meine Hände in Unſchuld. Unſer Milchen, das gute Kind, hält das nicht aus. Da ſitzt ſie, und drückt den Schmerz in ſich hinein; ſie lächelt, wenn man ſie anſieht, und iſt noch einmal ſo ſanft, ſo freundlich, weil ſie unglücklich iſt. Ihr Vater aber ſteht da, und lacht dazu. Nun, ſo lache nur! Ich ſage nichts. — Sie ſchwamm in Thränen.

Lebrecht rief: liebſte Baſe, ſo ſagen Sie doch, was ſoll ich denn thun? Kann ich dem jungen Menſchen denn ſagen: nimm doch meine Emilie zur Frau?

Bewahre Gott! Auch iſt es gar nicht nöthig, daß Emilie oder Lange etwas erfährt. Wir können die beiden Kinder im Schlafe glücklich machen. Erſt, freilich, muß Lange wieder anfangen.

„Das will er nicht."

Muß; muß wollen. Und dann, wenn Beide mit einander eins ſind, dann müſſen Sie des Erbprinzen Durchlaucht dahinter bringen.

„Nun? wie wäre denn das anzufangen?"

Morgen ſagen Sie, aber ſo ganz zufällig — denn der Herr von Lange wird doch wohl fragen, ob Emilie ſich beſſert; — da ſagen Sie: Gott weiß, was dem armen Kinde auf dem Herzen liegen mag. Der Arzt meint, es fehlt ihr an Motion; und nun geht ſie alle Tage mit meiner Mamſell Baſe auf einen Weinberg. Das ſagen Sie nur, und für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

„Sie denken, er ſoll dahin kommen? Hm! ich muß ihm doch wohl den Weinberg nennen. Auf welchen werden Sie denn gehen?"

Das iſt nicht nöthig. Der Herr von Lange kennt den Weinberg ſo gut wie ich ſelbſt. Herr Vetter, ſolche junge Leute ſind feiner, als Sie.

Das alles kam dem ſchlichten Lebrecht zu intriguant vor; aber Baſe Eliſabeth hob den Zeigefinger auf, und ſagte nachdrücklich: wenn wir bald eine Leiche im Hauſe haben, ſo bin ich nicht Schuld daran. Ich nehme meinen Gott zum Zeugen! Bei dieſer Warnung bewilligte Lebrecht Alles, und verſprach, daß er gegen Emilien ſchweigen wollte. „Aber — wenn er nun auch auf den Weinberg kommt?

was dann? Meinen Sie denn, er hätte ſie nicht ſprechen können, wenn er wollte? Beide ſind ja einander recht abſichtlich aus dem Wege gegangen. Sie werden ſehen, das hilft nichts."

Eliſabeth lächelte weiſe, ihrer Sache gewiß. Herr Vetter, habe ich ihn nur erſt auf dem Weinberge, und dahin kommt er, ſollte es auch nur ſeyn, um zu ſehen, wie blaß Emilie iſt. Das iſt nur Spaß. Sprechen Beide einander, ſo bricht das Herz auf: das weiß ich, Herr Vetter. — Trotz ihrem Beten, verſtand ſich Baſe Eliſabeth, wie man ſieht, recht gut auf das menſchliche Herz.

Als Lebrecht am folgenden Morgen in das Kabinet trat, warf Herrmann ihm einen ängſtlich fragenden Blick entgegen. Mit Worten fragte er nicht: wie befindet ſich Emilie? Er brachte Lebrechten nur in den Weg, der zum Erzählen führte. Endlich ſagte Lebrecht, was ihm die Baſe Eliſabeth vorgeſchrieben hatte; und von der väterlichen Liebe hingeriſſen, ſetzte er noch hinzu: ich glaube, mein lieber Freund, es mag dem Mädchen mehr in der Seele liegen als im Körper. Könnten wir ſie nur zum Sprechen bringen, entdeckte ſie nur einmal ih=

gend einem Menſchen: das leide ich; dann wäre ſie vielleicht ſchon halb geſund. Aber ſo iſt ſie von Jugend auf geweſen. Sie glauben nicht, welch ein Engel! Schon als Kind ertrug ſie alles ſchweigend; war ſie krank, ſo lächelte ſie, wenn ſie uns nur heiter ſah. Sie fiel mit ihrem kleinen Bruder einmal von einer morſchen Treppe, und brach den Arm. Als wir mit Schrecken und Angſt hinzu ſtürzten, rief ſie uns freudig entgegen: Bruder Auguſt iſt geſund, Vater! Dabei wollte ſie beide Arme um ihn ſchlagen, und es betrübte ſie nur, daß ſie mit dem zerbrochenen ihn nicht umfaſſen konnte. So war meine Emilie immer.

Jedes Wort des Vaters warf eine neue Flamme in Herrmanns Seele. Er drückte nur Lebrechts Hand, wendete ſich dann ſchnell von ihm ab, und ging mit ſeinen Papieren in ein Nebenkabinet. Da ſaß er, und preßte die Hand vor die Stirn und vor die Augen. „Sie wird ſterben!" dachte er mit quälender Angſt. „Kann dieſes zarte Herz aus einer beſſeren Welt dem irdiſchen Schmerze widerſtehen? Sie ſtirbt, und ich werde mit ihr ſterben. Ja, wenn dein edler himmliſcher, Geiſt

aus ſeiner ſchönen Hülle hervorbricht, wenn du das ſterbende Auge zum letzten Male auf das Leben richteſt, das dir nur Leiden geben konnte — dann will ich zu dir treten, und ſagen: ich kannte dich, edle Seele, ich kannte und liebte dich! und mein Tod ſoll das Geſtändniß beſiegeln. Dann darfſt du mir lächelnd die Hand reichen, die in Staub zerfällt, und mich deine Liebe ſehen laſſen, die unſterblich iſt. Oder kannſt du nichts Irdiſches lieben, ſo wirſt du doch einen mitleidigen Blick auf mich werfen, und ich werde dann vor Entzücken ſterben." — Bei dieſen Gedanken floſſen Thränen über ſeine Wangen.

Als er endlich wieder zu Hauſe war, überließ er ſich gänzlich dem Schmerze. Er dachte ſich Emilien ſo blaß, ſo leidend, ſo geduldig. Seine Angſt war ihm nicht länger erträglich; er wollte, er mußte die Geliebte noch einmal ſehen. Aber wo? Jetzt fiel ihm der Weinberg ein, den ſie ihrer Geſundheit wegen beſuchen mußte. Er wiederholte ſich jene Unterredung, die er in dem Laubengange mit ihr gehabt hatte; und nun flog ſeine Phantaſie auf alle die Augenblicke zurück, wo er ſie jemals geſe-

hen, oder mit ihr geſprochen hatte. Noch nie war ſein Herz ſo ſchwach geweſen; noch nie hatte er ſo gelitten, wie jetzt. Ja, dachte er; morgen will ich ſie ſehen! morgen! Aber am folgenden Tage ging er nicht. Morgen! dachte er am Abend, und ging wieder nicht. Immer trat das Bild ſeiner Braut ſeinem Entſchluſſe in den Weg; es fragte ihn ſanft: bin ich nicht ſchon unglücklich genug, daß du mich nicht liebſt? Acht Tage rang er mit der Verzweiflung. Endlich ſagte er: es wird mich beruhigen; ich muß ſie ſehen, nur einen Augenblick ſehen, ehe ſie ſtirbt. — Während der acht Tage hatte er mehrere Geſellſchaften beſucht, ohne ſie irgendwo zu finden. Baſe Eliſabeth war zu klug, um Emilien jetzt in eine Geſellſchaft gehen zu laſſen. Nein, nein! dachte ſie; da wird Milchen gefragt: wie befinden Sie Sich, Mamſell? und ſie antwortet dann mit dem freundlichen Geſichte, das ſie noch haben wird, wenn ihr der Tod auf der Zunge ſitzt: wie Sie ſehen, recht wohl! und dann wäre es vorbei. Nein, nein, das muß anders kommen, Milchen! Du ſollſt dich nicht ſo davon lügen!

Aber zur großen Verwunderung der Baſe

Eliſabeth, ließ Herr von Lange ſich gar nicht ſehen. Sie ſchlich an jedem Morgen auf dem ganzen Weinberg umher, fand ihn nirgends, und zupfte aus Verdruß den Schmelz von ihrer kleinen Sammet-Enveloppe. Doch endlich kam die große Stunde, auf welche ſie ſo lange vergebens hoffen mußte.

Herrmann ging ſchon mit dem Anbruch des Tages auf den Weinberg, und in den Laubengang, wo er Emilien ehemals geſprochen, und wo ſie das ſchöne Auge zu Boden geſchlagen hatte. „Hier,“ ſagte er leiſe; — „hier war ich ſo unglücklich, und ſo glücklich! Noch Eine ſolche Minute, gütiger Himmel, und dann . . . — Dann?“ — Er legte die Hand auf das pochende Herz, und wollte nicht mehr daran denken. Die Wirthin kam. Er fing ein Geſpräch mit ihr an, und ließ ſie ſtehen, ohne ihr zu antworten. Endlich ſah er Emilien mit der Baſe Eliſabeth von fern, und zitterte ängſtlich. Um ſich erſt zu erholen, ging er in den hinterſten Theil des Weinberges. Die Wirthin, mit welcher Eliſabeth ſchon Abrede genommen hatte, erwartete die beiden Damen vor dem Hauſe, und an einem Winke, den ſie gab,

ſah Eliſabeth, daß Lange heute da war. — Du biſt wohl müde, liebes Milchen? ſagte die Baſe vor einer dunkeln kleinen Laube; ſetze dich doch! — Und nun ſuchte ſie ſogleich den armen Herrmann auf, der unten im Gange, ſo vorſichtig wie ſie ſelbſt, auf und nieder ging. Ei, Ihre gehorſamſte Dienerin, lieber Herr von Lange. Was in aller Welt machen Sie denn noch? Wie kommen Sie denn einmal hierher? — „Ein Spaziergang hat mich her gebracht," antwortete Herrmann beſtürzt. „Ich wollte hier den Morgen zubringen. Es iſt hier ſo angenehm, und die Ausſicht auf die Stadt . . . Die Einſamkeit hier . . ." — Charmant, charmant! Das meine ich auch. Nun, ſo können Sie uns ja Geſellſchaft leiſten. Ich habe Emilien bei mir. Das arme Kind vergeht wie der Tag, und der Doktor hat ihr die freie Luft angerathen.

Während dieſes Geſprächs hängte ſie ſich in ſeinen Arm, und führte ihn auf die Laube zu, worin Emilie ſich hatte niederſetzen müſſen. Je näher ſie kam, deſto lauter ſprach ſie, und deſto öfter nannte ſie den Nahmen Herr von Lange, damit Emilie ſich faſſen ſollte. Emilie

war

war aber nicht mehr da, ſondern ging ſchon in dem Laubengange auf und nieder. Sie verlor Beſinnung und Farbe, als ſie Herrmann ſah, weil ſie den unbeſcheidenen Eifer ihrer Baſe fürchtete.

Sieh doch, Milchen! ſagte Eliſabeth; hier habe ich unſern alten Freund gefunden, den Herrn von Lange. Emilie verbeugte ſich ſchweigend, ohne ein Auge aufzuſchlagen, und Herrmann war ſo ſtumm wie ſie. Die Baſe ſprach allein; ſie that eine Frage an Herrmann, und dann wieder eine an Emilien. Beide mußten antworten, und ſo bekamen ſie eine leidliche Faſſung.

Jetzt zeigte ſich die Wirthin im Gange. Wollte ich doch, daß die morgen käme! ſagte Eliſabeth ganz natürlich. Ich dachte, Sie ſollten mir nun recht erzählen, was Sie auf Ihrer Reiſe alles geſehen haben! Nun, ich bin bald wieder bei Ihnen; die Frau Wirthin will mir nur Flachs zeigen. Emilie, geh hübſch langſam; und ſprechen Sie doch mit ihr, Herr von Lange. Der Arzt will, ſie ſoll nicht viel allein ſeyn. Zerſtreuung, ſagt er. Erzählen Sie ihr recht viel; und, Milchen, faß du den

Herrn von Lange an, daß dir das Gehen nicht ſo ſauer wird.

Herrmann bot Emilien den zitternden Arm; ſie legte ſanft ihre Hand hinein, und Eliſabeth ging triumphirend. Emilie hätte vielleicht geſagt, auch ſie wolle den Flachs ſehen; aber ſie war durch den Gedanken, daß ſie mit dem Geliebten allein ſeyn würde, außer aller Faſſung, und ſie befürchtete, daß ſie, anſtatt Worte hervorzubringen, nur weinen möchte. Herrmann fühlte, daß er anfangen mußte zu ſprechen, wenn er ſich ihr nicht zu Füßen werfen ſollte; und ſie fühlte, daß ſie verloren wäre, wenn ſie nicht ſpräche. Beide öffneten die Lippen, und es kam kein Ton hervor.

„Ihnen iſt nicht ganz wohl?" fragte Herrmann endlich mit ſtockender Stimme. — Ich bin geſunder, antwortete ſie leiſe, als es die vorſorgende Liebe meiner Verwandten glauben will. — Er wendete langſam die Augen zu ihr hin, um ſie darauf anzuſehen, und erblickte das ſchöne Geſicht, das ſie ein wenig niederbeugte, um die Thränen zu verbergen, die ſie nicht mehr zurückhalten konnte. — Dieſe Liebe, fuhr ſie fort, um ihren Thränen einen

Vorwand zu verſchaffen — dieſe Liebe meines Vaters und meiner Baſe macht mich beſorgt, nicht meine Geſundheit. Sie entlockt mir ſüße Thränen; und dieſe Thränen halten ſie für Zeichen eines Schmerzes, den ich nicht fühle.

„Aber dieſe Bläſſe Ihres Geſichts, Mademoiſelle!" — Emilie ſagte erröthend: ſie iſt wohl nichts als die Farbe eines ruhigen Gemüths. Selbſt mein Arzt meint, ſie bedeute nichts als meine zu große Liebe zur Einſamkeit. Die Bläſſe fürchtet er gar nicht. — „Was fürchtet er denn?" — Nichts, erwiederte ſie lächelnd, als daß die Beſorgniß meiner Freunde auch mich beunruhigen möchte. Freie Luft und mäßige Bewegung, ſind die einzigen Mittel, die er mir verordnet hat; und ich glaube, ſchon das iſt zu viel Sorge um meine Geſundheit. Der Kranke muß ſich doch krank fühlen.

„O, meine Liebe," ſagte Herrmann in ſanften Tönen, und hielt ſeine linke Hand über der ihrigen, die auf ſeinem Arme ruhete (ſie zu berühren, wagte er nicht) — „darf auch ich mit Ihren Freunden ſorgen? Ihr Herz ſchlägt vielleicht freier, heiterer in einer kranken

Bruſt; Sie verwechſeln die ſelige Stille Ihres Geiſtes mit dem Wohlſeyn Ihres Körpers. Vergeſſen Sie in der Ruhe, in der Unbeſorgtheit Ihres himmliſchen Herzens nicht, daß Ihre Freunde berechtigt ſind, für Sie zu zittern. O Emilie! wenn dieſes Herz ſtill ſtände — Sie würden glücklich ſeyn; aber Ihr Vater, Ihr unglücklicher Vater, und . . ." — Er wendete den troſtloſen Blick zu den Wolken.

Man könnte wünſchen zu ſterben, um ſo gütig beklagt zu werden, ſagte Emilie mit ſanfter Rührung. Ich verſichere Ihnen mit dankbarer Freude: mir iſt wohl, körperlich wohl. Meine Baſe iſt zu beſorgt für mich, und vielleicht auch zu unbeſchäftigt, um nicht die blaſſe Farbe meines Geſichtes recht gern zu einem Gegenſtande ihrer Liebe und ihrer Aengſtlichkeit zu machen. Sie will, daß ich krank ſeyn ſoll; und nun muß ich es ſeyn. Meine Geſundheit iſt zart, ſagt der Arzt, aber nicht zärtlich. Ich wollte, man ſpräche mir lieber Muth zu; denn ſonſt werde ich endlich Andern mehr glauben, als mir ſelbſt.

Herrmann ſchwieg nun von dieſem Gegenſtande. Emilie, die ſich wieder gefaßt hatte,

redete von dem Frühlinge, von der Natur, und befragte ihn endlich um ſeine Reiſe. Seine zarte Theilnahme an ihrer Geſundheit (ſie hörte, wie ſchwer es ihm wurde, das Weinen zu unterdrücken), und die Beſcheidenheit, mit der er die Veranlaſſung, ihr Herz in Bewegung zu ſetzen, vorbei gehen ließ, erhöheten ihre Liebe zu ihm, gaben ihr aber auch Stärke genug, dieſe Liebe zu verbergen. Herrmann, der ſich nun wieder genug gefaßt hatte, um ſie einmal betrachten zu können, ſah, daß er zu viel für ſie gefürchtet hatte. Dieſer Gedanke machte ihn zärtlicher und auch heiter. Mit jedem Pulsſchlage fühlte er, daß ſeine Liebe zu dem theuren Mädchen die höchſte, reinſte, unvergänglichſte Leidenſchaft war. Doch eben ſo ſtark fühlte er auch, daß eine Anſpielung auf ſeine Liebe die ungroßmüthigſte Beleidigung ihrer Güte, ihres fühlenden Herzens ſeyn würde. Er ſprach mit ihr, wie mit einem helfenden Engel, den man verehrend liebt, und dem man ſich dennoch nicht zu nähern wagt. Ihre Unterredung wurde nun ruhiger, und ſogar heiter. Emilie ſah ſich endlich nach der Baſe um, und Herrmann führte ſie ſogleich dem Hauſe zu.

Eliſabeth kam in der Ferne. Herrmann wollte Abſchied nehmen, und fragte: „darf ich mich wohl zuweilen nach Ihrer Geſundheit erkundigen?“ Emilie wendete ihm jetzt das ganze Geſicht zu, und ihr blaues Auge ſah ihn ruhig an. Alle Scheu war aus ihren Blicken verſchwunden; ſie ſtrahlten von dem argloſeſten Vertrauen. Ich danke Ihnen mit der gerührteſten Freundſchaft, daß Sie ſo vielen Antheil an meiner Zufriedenheit nehmen. Aber ich hoffe, Sie werden ſchon nach einigen Tagen von meinem Vater hören, daß ſeine Sorgen ungegründet geweſen ſind. Uebrigens iſt meine wohlwollendſte Freundſchaft (ich ſage Ihnen das mit wahrem Vergnügen) nur ein ſchwacher Beweis, wie ſehr mich Ihr Erſchrecken im Kabinet um meinetwillen, gerührt hat.

Sie reichte ihm die Hand. Herrmann nahm ſie, beugte ſich, mit Freudenthränen in den Augen, über ſie hin, küßte ſie aber nicht, ſondern hielt ſie nur einen Augenblick in beiden Händen feſt. Jetzt kam Eliſabeth lächelnd herbei. Herrmann wollte ſich empfehlen; aber ſie zwang ihn noch zu bleiben. Sie ſah Emilien heiter, und auch aus Herrmanns Geſichte die Züge des

Grams, der Aengſtlichkeit verſchwunden. Sehr natürlich dachte ſie alſo: Beide ſind mit einander eins, oder doch auf dem Wege eins zu werden; und jetzt wollte ſie dieſen Augenblick noch beſſer benutzen. Nun, Herr von Lange? hob ſie an, nachdem ſie ihn neben Emilien auf eine Bank hinkomplimentirt hatte: was haben Sie denn mit Milchen Gutes geſprochen? Die ſchwatzhafte Frau Wirthin mit ihrem Flachſe! Nicht wahr, Milchen, du haſt deine Zeit mit dem Herrn von Lange ſehr angenehm hingebracht? Je nun ja, Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Werde nur nicht roth, liebes Milchen!

Herrmann wußte nicht, wohin er ſehen ſollte. Die Baſe hob in demſelben Tone, halb ſingend, wieder an; er aber fiel ihr ins Wort, und ſo wie ſie nur die Lippen öffnete, erhob er ſeine Stimme noch mehr, ſtand auf, trat vor ſie hin, behauptete, bewies, unterbrach und verbeſſerte ſich, und kam nie zu Ende. Emilie wagte es nicht, weg zu gehen; denn ſie befürchtete, daß die Baſe dann noch unbeſcheidener werden könnte. Ja doch, ja doch, rief Eliſabeth zehnmal; aber laſſen Sie einen doch nur zu Worte kommen! Sie haben ja Recht!

„O, liebe Mamſell,“ ſagte Herrmann noch lauter, „ich weiß, warum Sie mir in dieſem Punkte Recht geben. Sie haben einen Gegenbeweis, auf den Sie ſich ſtützen; allein Sie werden mir erlauben (denn der Gang meines Beweiſes fordert es ſo) ihn ſchon zu entkräften, ehe Sie ihn einmal geſagt haben. Ich frage Sie, und ich wollte, hier ſäße ein ganzes Collegium von Naturkündigern, um zu entſcheiden — ich frage Sie alſo, ob nicht in der ganzen Natur, ſowohl der phyſiſchen als der moraliſchen, die ungleichſten Dinge ſich geſellen? Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſagen Sie; ich behaupte: nein! Reden Sie von den Urweſen, die wir nicht kennen, ſo möchte es ſcheinen, als ob Sie Recht hätten; aber auch da nicht: denn Sie müßten erſt beweiſen, daß es mehr als Ein Urweſen oder Ur-Element gebe. Behaupten Sie es aber von den einfachen Weſen, wie wir ſie kennen, ſo haben Sie gewiß nicht Recht; denn welche Gleichheit beſteht zwiſchen Gold und Königswaſſer? oder Kupfer und Scheidewaſſer?“ — Lieber Gott, Herr von Lange! wer hat denn davon geſprochen? — „Ich könnte noch tollere Dinge vor-

bringen aus der moraliſchen Welt. Warum vergießt ein Böſewicht Thränen, wenn er ſich nicht rächen kann? und warum weint der gute Menſch in dem Augenblicke, da er die ſchwerſte Beleidigung verzeiht? Sehen Sie, da löſen ſich Hölle und Himmel, die ungleichartigſten Dinge, in Thränen auf — wie Kalk in Waſſer heiß, und glühendes Eiſen darin kalt wird."

Nun wurde Baſe Eliſabeth böſe. Milchen, nimm deinen Fächer. Gott bewahre! habe ich eine Sylbe von Kalk geſprochen?

„Werden Sie nicht böſe, beſte Mamſell. Wer weiß, ob wir nicht am Ende einerlei Meinung ſind; aber eben das würde aufs neue beweiſen, daß Ungleich und Ungleich ſich geſellt. Ich bitte ſie, hören Sie mich aus. Warum geſellt ſich Härte zu der größten Erweichung? Warum iſt der Menſch, wenn die Tugend ſein Herz erweicht hat, gerade am härteſten gegen die Thorheiten und Verbrechen der Menſchen? Warum bin ich dann am luſtigſten, am tollſten, wenn ich am unglücklichſten bin?" (Hier wurde er roth, und ſchwieg; er wollte Emilien ſchützen, und verwundete ſie jetzt ſelbſt.)

Ei was, ei was! rief die Baſe, die in ſei-

ne Pauſe einfiel; ich habe nicht von Kalk, von Gold und Kupfer geſprochen. Und ſchämen ſollten Sie Sich, Herr von Lange, daß Sie ſolche gottloſe Worte, wie Element, gebrauchen. Und nun will ich nichts mehr hören. Wir müſſen zu Hauſe. Komm, Milchen! — Sie verbeugte ſich ganz kurz.

Milchen, ſagte ſie unterweges: er hat mich doch ein Bißchen geärgert. Ich meinte es ſo gut mit ihm. Wenn du ſeine Frau wäreſt; lieber Gott! der ließe dich ja nicht zu Worte kommen. Aber ſag mir nur, Milchen, was habt ihr denn mit einander geſprochen? Wenn ich das erſt weiß, dann laß du mich nur machen. Es ſoll wahrhaftig 'was draus werden; Gott wird mir ja helfen.

Nun erklärte Emilie in einer Rede, die wenigſtens eben ſo lang war, als Herrmann vorher eine gehalten hatte, daß nie etwas daraus werden könne, daß ſie niemals wieder mit der Baſe ſpazieren gehen wolle, wenn ſie fürchten müſſe, Langen wieder anzutreffen. Sie ſchloß mit den bedeutungsvollen Worten: „oder ich weiß einen Zufluchtsort, wo man mich nicht mehr quälen wird, das Haus des Hofraths."

Ach, du grundgütiger Gott! ſeufzte Eliſabeth; ich meine es ſo gut, und da halten ſie mir Beide Reden, ſo lang wie der Jakobstag. Das iſt mein Dank! — Emilie ließ ſich aber dieſes Mal nicht irre machen; ſie wiederholte ſehr beſtimmt ihre Drohung, ohne zu befürchten, daß Eliſabeth ſie mit einem Geſange unterbrechen würde: denn es war auf der Straße. Auf einmal ſagte Baſe Eliſabeth: du willſt alſo nicht, Emilie? Nun, ſo werde ich ſeinen Nahmen gar nicht mehr nennen. Gott mag es ſchicken wie er will. Ich ſage kein Wort mehr. — Sie ſchwieg auch wirklich; das war aber nur eine Liſt: denn wenn Emilie ſie nur auf den Weinberg begleitete, ſo glaubte ſie ſchon gewonnenes Spiel zu haben. Sie ging immer wieder dahin; doch Herrmann ließ ſich nicht ſehen, und Eliſabeth fing nun an zu ahnen, daß manche Menſchenherzen doch wohl anders fühlen müßten, als ihr eignes. Herr Vetter, ſagte ſie mit Kopfſchütteln; die Standhaftigkeit hätte ich dem Kinde nimmermehr zugetrauet. Das Auge voll Thränen, und das Herz voll Sehnſucht; da weiß der liebe Gott, wo der Muth herkommt. Eliſabeth verzwei-

ſelte, Emilien mit Herrmann zuſammen zu bringen. Sie lauerte ihr auf, weil ſie vermuthete, daß Emilie eine kleine Heuchlerin wäre; aber dieſe vermied jetzt alle Geſellſchaften mehr als je, und Herrmann hatte hundert Gelegenheiten, ſie im Hauſe zu ſprechen, ohne Eine davon zu benutzen.

Das Schickſal war dieſes Mal gegen die Baſe ſehr gütig. Lebrecht bekam das Podagra. Da die Geſchäfte nicht liegen bleiben konnten, ſo erhielt Herrmann von dem Erbprinzen Befehl, in Lebrechts Hauſe zu arbeiten, und ihm täglich zu berichten. Die beiden Liebenden erſchraken, und jeder machte ſeinen Plan. Die arme Emilie war am ſchlimmſten daran; denn ſie mußte ihrem Vater die Umſchläge um ſein krankes Bein legen, weil Niemand im Hauſe eine ſo ſanfte Hand hatte, als ſie. Uebrigens nahm ſie ſich feſt vor, ihres Vaters Zimmer, wenn Herrmann bei ihm wäre, nicht zu betreten.

Herrmann ſagte: ich will mich ſelbſt verachten, wenn ich nicht da mit aller Gelaſſenheit Buchſtaben mahle, als wären ſie in Kupfer geſtochen.

Eliſabeth, als ſie es hörte, ſang laut:

Gott hat, wie es ſich gebührt,
Nun ſo lange Zeit regiert.
Ey, ſo laß denn deine Sachen
Deinen Schöpfer ferner machen!

Guter Gott, ſagte Emilie ſchon am zwei⸗ten Tage; muß ich denn nicht hinein? Ruft denn mein lieber Vater mich nicht immer? Aber ich will mir Arbeit mitnehmen. — Herr⸗mann dachte: „ich will nicht wieder hin ſehen, wenn ſie ihm den Umſchlag umlegt. Es war nicht für einen Heller Sinn in meinem gan⸗zen Geſchreibe! Ich muß mich ſchämen, ſo et⸗was dem Prinzen zu ſchicken. Aber ſchreibe ein Andrer beſſer, indeß ſie . . . Ich möchte an einer tödtlichen Wunde ſterben, wenn ſie mich einmal ſo verbände!" — Eliſabeth ſang:

Was langſam ſchleicht,
Faßt man gewiſſer,
Und was verzeucht,
Iſt deſto ſüßer!

Am dritten Tage war es noch ärger. Emi⸗lie mußte dem Vater, wenn der Schmerz zu arg wurde, vorleſen: ſie las mit ihrer ſchönen gerührten Stimme, und warf nach jedem Punkt einen tröſtenden Blick auf das finſtere

Geſicht ihres Vaters. Nun wollte der Vater ſchlafen, und Herrmann mußte mit Emilien ſo lange in den Garten gehen, oder, was noch ſchlimmer war, auf ihr Zimmer. Baſe Eliſabeth, die von Emilien mit Thränen gebeten wurde, ihr doch Geſellſchaft zu leiſten, ſagte: und ich ſollte die Mägde machen laſſen, was ſie Luſt hätten? Nein, Milchen! laß du ihn ſitzen, wo er Luſt hat; ich habe keine Zeit. — Nun mochte Emilie thun, was ſie wollte, Herrmann rieb ſich unruhig die Stirn, und warf Blicke voll Liebe und Wehmuth auf ſie, die auch in ihrem Herzen Liebe und Wehmuth erregten. Sie wollte ihn zerſtreuen, öffnete das Klavier, ſpielte, und gerieth nun aus der Wärme in die Flamme. Herrmann ſpielte auch einmal, und Baſe Eliſabeth, die ſonſt keinem Inſtrumente Gnade widerfahren ließ, als der Orgel, der Davidsharfe und der Poſaune, fand jetzt, daß Sonaten mit vier Händen etwas ſehr Schönes wären, und konnte nicht leben, wenn nicht Emilie und Herrmann dergleichen ſpielten. Herrmann, der die untere Partie hatte, zitterte immer, wenn er höhere Töne in den Noten ſah, weil er dann Emi-

liens weißen Fingern zu nahe kam. „Iſt der Menſch, der Vanhall,“ ſagte er auf dem Wege nach Hauſe, „nicht raſend? Ich muß den kleinen Finger in f ſetzen, wenn ſie ihren wegnimmt. Läßt ſie ihn den tauſendſten Theil einer Sekunde länger liegen, und ich berühre ihn, anſtatt f, ſo iſt es mit der ganzen Sonate vorbei. Sollte der Menſch nicht wenigſtens eine ganze Oktave zwiſchen die beiden Hände legen? . . . Ach, Emilie! und läge eine Welt dazwiſchen: es wäre nicht beſſer. Aber ſpiel' ich mit ihr wieder einen Takt von Vanhall, ſo will ich ſie eben ſo gern eine Minute lang an dieſes Flammenherz drücken! Iſt es nicht, als hätte er die verwünſchten Sonaten in Noten geſetzt, um mich in Verzweiflung zu ſetzen? Sie muß eine ganze Ewigkeit das c mit dem kleinen Finger halten, und die andern aufheben, um mir für a und e Platz zu laſſen. Da ſpiel' ich unter ihrer weichen, warmen Hand; und leg' ich die Finger ganz platt auf die Taſten, ſo berühre ich ſie dennoch und trillere vor Angſt, wo Bogen über Bogen ſteht. Nein, ich halt' es nicht aus; lieber will ich die Todesurtheile in ganz Deutſchland rein

abſchreiben, als noch öfter ſo mit ihr ſitzen: Schulter an Schulter, Arm an Arm, und Finger an Finger, als hätte das Schickſal uns, wie zwei Gefangene, an einander gebunden." Aber er mochte ſagen, was er wollte; es war nun einmal nicht anders. Eliſabeth hatte ſogar dem kranken Vater Geſchmack an Sonaten mit vier Händen beizubringen gewußt; litt er einmal etwas weniger, ſo bat er Herrmann, ihn auf ſeinem Rollſtuhle in Emiliens Zimmer zu ſchieben, und Vanhalls Muſik gefiel ihm beſſer, als jede andere. Herrmann griff, um nur Emiliens ſchöner Hand aus dem Wege zu kommen, nach dem erſten dem beſten Singeſtück; aber nun ging es ihm, wie Emilien mit dem Klaviere: er kam aus der Wärme in die Flamme; denn nun bat der Vater Emilien, zu ſingen, und zwar ein Duett mit Herrmann.

Emilie erröthete. — Herrmann war halb ſtarr: denn er traute den Duetten noch weniger, als den Sonaten mit vier Händen. Aber es half nicht, daß Emilie ihren Vater flehend anblickte. Lebrecht dachte: ſingen kann man ja wohl. So ſind ſie doch beſchäftigt; und das will ja Emilie gern. Sie ſuchte nun

behut=

behutſam hervor, was ſich ſingen ließ; aber der ungeduldige Vater rief: Emilie, du weißt ja, was ich meine; das da im rothen Umſchlage: o mia morte! Noch einmal blickte ſie bebend auf ihren Vater; der rief aber: nun ſo ſetze dich doch! O mia morte. Sie reichte zitternd Herrmannen das Blatt, und er konnte, als ſeine Augen nur einen Blick in den Text geworfen hatten, ſie nicht wieder aufſchlagen. Mit bebender Stimme ſang er die Worte, die in dem Innerſten ſeiner Seele nachklangen:

O mia morte aventurosa a pieno,
O fortunati miei dolci martiri,
S'impetrerò, che giunto seno a seno
L'anima mia nella tua bocca io spiri.*)

Nun ſang Emilie mit leiſer ſchöner Stimme:

Duolmi il tuo fato,
Il mio non già, poi ch'io ti moro a lato.**)

Jetzt ſangen ſie Beide die letzten Worte zuſammen; ſie zu wiederholen war ihnen nicht

*) O ſelig, ſelig iſt mein Tod,
Ein Glück ſind meine ſüßen Leiden,
Wenn ich die Seele, Bruſt an Bruſt,
In deinen Mund verathmen kann.

**) Dein Schickſal jammert mich;
Das meine nicht: ich ſterbe ja an deiner Seite.

möglich. Herrmann warf während des Singens nur einen Blick auf Emiliens blaſſe Wangen, und ſeine Seele verging in Schmerz; er legte mit ihr zugleich die Noten auf das Klavier, und Beide konnten nicht ſprechen.

Herrmann trat an das Fenſter, und ſah durch die Scheiben. Emilie ging in ihres Vaters Zimmer, und hielt die Thränen nicht länger zurück, die ſchneidend aus ihrem Herzen heraufdrangen. Ja, ſagte ſie, überwallend vor Schmerz und Liebe: ja, dein Schickſal jammert mich!

Erſt nach langer Zeit kam ſie, und nur auf Befehl ihres Vaters, wieder in das Zimmer, mit der heißen Gluth der Liebe auf ihren Wangen. Herrmann ſtand noch immer an dem Fenſter. Als der Vater wieder in ſein eigenes Zimmer verlangte, rollte Herrmann ihn dahin, und verließ ihn dann, ohne ein Wort zu ſagen, ohne die Augen zu erheben. Er mußte ſeinen Hut holen, der bei Emilien lag. So wie er die Thür leiſe öffnete, wendete ſich Emilie von dem Klaviere, vor dem ſie ſtand, zu ihm hin, und er ſah, daß Thränen in ihren Augen hingen. Dieſer Anblick war zu viel für ſein toben-

des Herz. Er warf mit hoch fliegender Bruſt einen glühenden, flammenden Blick auf Emilien, hob ſchon den Fuß, und breitete ſchon die Arme aus, ſie zu umfaſſen, ſie an ſich zu drükken, und ſeinen Geiſt in ihren Mund auszuhauchen. Da ſah Emilie ihn bittend, zärtlich, ſterbend an. Er ließ die Arme ſinken, und ſchlug die Augen nieder. Sie hob die zitternde, erkaltende Hand, ſie ihm zur Schutzwehr ihres ſchwachen Herzens zu reichen. Er nahm ſie, und ſeufzte leiſe: „Emilie!" Sie wurde bleicher, bebte, taumelte an einen Stuhl, und ſank ohnmächtig darauf nieder. „Emilie!" rief er nun laut, und drückte die heißen Lippen auf den blaſſen, kalten Mund der ewig Geliebten. — Sie öffnete bald die Augen wieder, und ſah ängſtlich, ſich verwundernd, umher. Nach einer Minute, in der ſie ſich zu beſinnen ſchien, ſtand ſie ruhiger auf. Es war zu viel! ſagte ſie leiſe. Die Bitte meines Vaters, mein Herz, das ſich zu viel traute, dies ſchwache Herz, das unter einem zu ſchnellen Gefühle erlag! O, Herr von Lange, verachten Sie eine Sterbende nicht darum, daß ihr Geheimniß ihr

entriſſen wurde. Gewiß, Sie werden mir verzeihen, daß ich unglücklich bin!

Herrmann antwortete nicht. Er ſank in tiefer, anbetender Verehrung vor Emilien auf die Kniee, und küßte ihre Hand. So knieend beugte er ſich tief vor ihr nieder. Dann ſtand er auf, und beugte ſich noch einmal mit großer Ehrfurcht. „Heilige!" nur dieſes einzige Wort konnten ſeine Lippen hervorbringen. Er verließ ihr Zimmer, und es war ihm, als tappte er in der dickſten Finſterniß nach Hauſe. Rings um ſich glaubte er ſchreckliche Stimmen zu hören, die dann in himmliſchen Wohllaut zerfloſſen; er wußte nicht, ob er in ſeinem Buſen die Hölle, oder eine unausſprechliche Seligkeit trüge. Nur von Zeit zu Zeit ſagte er: giunto seno a seno! Die glühende Flamme loderte durch ſein Blut; ſeine Wangen brannten von dem unauslöſchlichen Feuer, das die kalte, ſterbende Lippe in ihm entzündet hatte. Jetzt war ihm das Leben nichts mehr, als ein Gedanke an Emilien, als ein verzehrendes Gefühl ihrer Liebe. Das Schickſal konnte ihm nichts geben, und nichts nehmen; ſein Schmerz und ſein Entzücken waren Beide für dieſe Erde zu groß.

Er liebte Emilien: das allein fühlte er. Mitten in ſeinem Zimmer warf er ſich auf die Kniee, ſtreckte die Hände gefalten empor, und ſtand wieder auf, weil er ſelbſt nicht wußte, mit welchen Gedanken er ſich niedergeworfen hatte. So brachte er die Nacht zu, bis er durch die Ermattung aller ſeiner Kräfte gegen Morgen in einen tiefen Schlaf ſank.

Als er erwachte, war er ruhig genug, um über die Scene nachſinnen zu können. „Edelmüthige Seele!" ſagte er; „ich ſoll dich nicht verachten? ich ſoll dir verzeihen? ich? Siehſt du denn immer nur deine Schuld, und nie deine Tugend? Verzeihſt du denn immer nur Andern, und nie dir ſelbſt? Kämpfte nicht auch dein brechendes Herz noch, und war ich nicht ſo ungroßmüthig, dir dein Geheimniß zu entreißen? War nicht eine Ohnmacht das Siegel deiner Tugend? . . . Und was that ich, — ich, der ich dir verzeihen ſoll? Du ſtarbſt lieber, Heilige, als daß du ſchwach warſt; und ich, ich entriß deinen reinen, jungfräulichen Lippen das Pfand einer Liebe, die du mir verweigerteſt. Du floheſt die Gefahr, und ich ſuchte ſie; ich ſtahl ungroßmüthig den Himmel, den du

nicht geben konnteſt, von deinen blaſſen Lippen, und fand die Verzeihung in deiner Ohnmacht. Ach, ich allein bin ſchuldig, du Heilige!"

So ſprach er, und in ſeinem Herzen erhob ſich der edelmüthige Entſchluß, des frommen Mädchens zu ſchonen. Heute durfte er ſie nicht ſehen; denn noch brannte die Gluth des Kuſſes in ſeiner Seele. Er wollte allein ſeyn; aber man bat ihn zu Roslaus, und er konnte die Einladung nicht ausſchlagen, weil er ſeinem Herzen wehe thun mußte. Julchen empfing ihn für ſeine Stimmung höchſt widrig: mit einer luſtigen Spötterei über das Herz und über die Liebe. Heute konnte er dazu nur ſchweigen; er hatte genug zu thun, wenn er den Widerwillen verbergen wollte, den der Kontraſt zwiſchen dieſer ſpottenden, kalten, zerſtörenden Seele und jener verzeihenden, liebenden, heilenden bei ihm erregte. Er erklärte ſich Julchens Worte beſſer, disputirte heute nicht, milderte das, was ſie ſagte, und wendete alle Mittel an, ihr Herz ein wenig zu erwärmen. „Ich bin tauſendmal ſchuldiger, als ſie," ſagte er zu ſich ſelbſt. „Wüßte ſie etwas von dem geſtrigen Tage — wäre dann nicht ihr

Spott über Treue, über Liebe gerecht? Und ſagte ſie mir: Sie ſind der Treuloſe, den ich verachte; — dürfte ich mich darüber beklagen?" Er war heute ſanft, geduldig, gütig.

Frau von Angersbach ſagte empfindlich: aber, Julchen, wann wirſt du doch aufhören, dich ſelbſt zu verachten? — Sobald du aufhörſt, dich ſelbſt zu loben. Ich wollte, ſetzte ſie hinzu, Herr von Lange gäbe uns mehr Unterhaltung. — Und welche? — Nun zum Beiſpiel, er verliebte ſich in deine Thränen, in dein Herz, das ſo gut von Metall iſt, wie das meinige, von eben ſo kaltem Metall, nur von flüſſigerm; dann würden wir Wunderdinge ſehen! Ich hätte dann Urſache eiferſüchtig zu werden; und glaube mir nur, ich würde es recht ſehr ſeyn. Aber was kann ich dafür, daß er ſo zahm, ſo treu iſt, wie eine Turteltaube? Was mußte ich nicht alles vorher über Sie ſagen hören, lieber Lange! Meine Schweſter wurde nicht müde, Sie den Vogel Phönix zu nennen. Hätten Sie doch einige Unarten, anſtatt Ihrer vielen Tugenden! Ich muß zuweilen mit meinem Liebhaber maulen, zürnen, to-

ben können; und Ihnen kann ich nichts weiter ſagen, als Sie ſind zu gut für mich.

Wahrhaftig, Julchen, ſagte die Angersbach lebhaft; du biſt zuweilen ſehr aufrichtig!

Herrmann behauptete: Julchen liebt mich mehr, als ſie ſagt; denn man prahlt nie ſtärker, als wenn man ſich fürchtet. Ich bin nie ſiche⸗rer, daß ſie eine wahre Leidenſchaft für mich hat, als wenn ſie mich ſchilt. Glauben Sie mir, Frau von Angersbach: Julchens Lippen ſind nur deshalb kalt, weil ſie fürchtet, ihr Herz könnte zu warm ſeyn. Und geht es ihr mit der Tugend anders? Dieſe möchte ſie nur deshalb gern wegläugnen, weil ſo viele Millio⸗nen daran glauben. Sie fühlt, daß ſie einen hohen eigenthümlichen Geiſt hat; nun verdrießt es ſie, daß nicht auch ihr Herz ſo weit hervorragen ſoll, daß es keine eigene Tugend für ſie giebt. Eine ganze Erde möchte ſie mit ihrem Herzen beſeligen; da das nicht an⸗geht, ſo glaubt ſie, es ſey gar nichts für ſie zu beſeligen da, und denkt nicht daran, daß ſie uns Alle, und mich beſonders, ſo glücklich macht. „Julchen," ſetzte er ernſthaft hinzu: „ich weiß, daß ich wenig zu Ihrem Glücke bei⸗

tragen kann; aber nur zu ſehen, wie glücklich Sie, trotz ihren ketzeriſchen Lippen, durch ſich ſelbſt, durch Ihr Herz ſind: ſchon das wird mich glücklich machen."

Julchen lachte, doch ſanfter als vorher. Sie fand ſich geſchmeichelt, und ſatiriſirte jetzt mehr über ihre Schweſter, als über Herrmann. Ihre Güte gegen ihn ſtrafte ihn mehr, als vorher ihr Spott. „Armes Geſchöpf," ſagte er beim Weggehen: „warum willſt du lieber groß ſeyn, als gut? warum lieber gefürchtet, als geliebt? warum lieber mit glänzenden Zweifeln dich quälen, als mit ſtillem Glauben dich beruhigen? Das Schickſal hat mich an dich gebunden: ich werde dich nie haſſen, nie dein Herz, das unter den Pfeilen deines eigenen Witzes blutet, hart behandeln; aber warum ſoll ich dich nicht lieben? Armes Mädchen! . . . Und o, ich Unglücklicher!" Er ſah kein Licht, das ihm die dunkle Zukunft erhellte.

Am Abend fand er ein Billet von Lebrecht, das ihn auf den folgenden Tag wieder in das Cabinet des Fürſten beſchied. Er las es mit zitternder Freude; denn er begriff nicht, wie er ſich vor Emilien ſehen laſſen könnte. —

„So hat doch das Schickſal,“ ſagte er, „die ſchwere Laſt von deiner gedrückten Seele genommen, du Arme! Nein, wiederſehen ſollſt du den Menſchen nicht, der dich ſo grauſam an ſein Vergehen und an deine gütige Schwäche erinnern würde . . . Nein, ich ſehe dich nicht wieder. Zwar ſtehe ich ohne Troſt in dieſem freudenloſen Dunkel; aber ich will hier ſtehen bleiben: meine Arme haben dich ja umfaßt, dieſer Mund hat deine Lippen berührt. Ich habe gelebt, Emilie, und der Schmerz, den ich nun noch fühlen werde, iſt weiter nichts, als das Vergehen, das Sinken zum Grabe.“

Am folgenden Morgen, nach vollendeter Arbeit, bat Lebrecht Herrmannen, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Herr von Lange, fing er ſehr ernſt an, als ſie auf dem Felde waren; darf ich Sie bitten, recht aufrichtig gegen mich zu ſeyn? Herrmann gab ihm freimüthig die Hand. Lebrecht behielt ſie, blieb vor ihm ſtehen, und ſah ihm feſt in die Augen. Lieben Sie meine Emilie? — „Herr Geheimer Juſtizrath,“ antwortete Herrmann; „Sie allein auf der Erde haben das Recht, mir dieſe Frage vorzulegen, und nur Ihnen

kann ich ſie beantworten. Ja, ich liebe Ihre Tochter unausſprechlich.“

Und liebt Emilie Sie, Herr von Lange?

„O, mein Gott, welche Frage! Ich habe nie das Recht gehabt, einen Blick in Emiliens Herz zu thun.“

Nun denn, Herr von Lange, ſagte Lebrecht mit einer halb zornigen Weichherzigkeit; ſo hören Sie: Emilie liebt Sie mit einer Gewalt, von der ich bis jetzt keinen Begriff hatte. Ich fürchte die Folgen dieſer unglücklichen Leidenſchaft. — Herrmann ſtand bleich und zitternd da. Der Vater ſuchte ſich zu faſſen, und beſtrebte ſich augenſcheinlich, wieder kaltes Blut zu bekommen. Ich weiß mich nicht zu erinnern, ſagte er, daß ich je in meinem Leben eine ſolche Stunde gehabt hätte, wie dieſe. Es greift mich ſehr an, recht ſehr; denn ich liebe meine Tochter, ach, gewiß mehr als Sie! . . . Junger Mann, hat Emilie Sie an ſich gelockt? etwa durch Lächeln, oder durch Worte?

Herrmann fuhr mit Unwillen zurück, und murmelte: „es iſt ja ihr Vater, der das ſagt!“ Lebrecht wiederholte die Worte. Herr-

mann faßte ſeine Hand. „Herr Geheimerrath,“ ſagte er in einem Tone, dem er das Scharfe nahm; „ich bitte, fragen Sie ſo nicht wieder. Gott! wie würde Emilie leiden, wenn ſie wüßte, daß ihr Vater ſo fragen konnte! Locken? an ſich locken? Himmel und Erde! Doch ich vergeſſe . . . Nein,“ ſagte er kalt und bitter: „Emilie hat mich nicht — gelockt! Sie vermied mich; ſie that alles, um meine unglückliche Leidenſchaft zu endigen.“

Lebrecht ſtand einen Augenblick an; dann fuhr er ſo ſanft als möglich fort: ich kann nicht anders; ich muß ſo fragen. Junger Mann, haben Sie Emilien an ſich gelockt?

„O, Herr Geheimer Juſtizrath,“ ſagte Herrmann feurig; „das dürfen Sie fragen; mich ſollen Sie hart behandeln, nur nicht Emilien. Nein, Herr Juſtizrath; ich habe Emilien nie an mich gelockt. Bei Gott, nie! nie! Hätte ich es gethan, ſo dürften wir darüber nicht reden; Emilie würde mich verachtet haben.“ — Lebrecht hielt unruhig die Hand an die Stirn. Herrmann fuhr fort: „wir haben vor den letzten unglücklichen Tagen in Ihrem Hauſe vielleicht nicht zehnmal mit einander ge-

ſprochen, und nie etwas, wobei Sie nicht hätten Zeuge ſeyn können."

Haben Sie Emilien nie etwas von Ihrer Liebe geſagt?

Herrmann erblaßte; er nahm Lebrechts Hand, und benetzte ſie mit heißen Thränen der Reue. „Ja, beleidigter Vater, Einmal in einer unglücklichen Stunde, als ich Emilien von einem gränzenloſen Elende retten wollte: da entriß mir die Verzweiflung, die Furcht vor ihrem Unglück, alle Beſinnung, und ich entdeckte ihr meine Liebe. Nie werde ich es mir verzeihen. Nie! nie! Sie ſind längſt gerächt."

Was antwortete Emilie? fragte der Vater nachdenkend.

„Was ich vorher wiſſen konnte. Ich hatte die Verachtung verdient, mit der ſie mich behandelte."

Wußte Emilie, daß Ihre Eltern Sie für das Fräulein von Roslau beſtimmt haben?

„Sie hatte etwas davon erfahren, und ich mußte es ihr in eben jenem Augenblicke geſtehen."

Was iſt denn vorgeſtern in meinem Hauſe

vorgefallen? Seyn Sie aufrichtig, Herr von Lange.

„Nichts, als nur ein Bliß, der unſere Herzen einen Augenblick öffnete. Sie ließen uns ſingen, Herr Geheimer Juſtizrath, was wir nie hätten ſingen müſſen. Ach, Ihre Tochter und ich, wir fühlten, daß wir einander nicht wiederſehen dürfen. Ein ſchrecklicher Augenblick! Nur ein Augenblick! Was kann ich Ihnen ſagen? Ich ging von Ihnen weg, um meinen Hut zu holen. Als ich Emilien ſah, öffnete ich ſinnenlos die Arme, und Emilie ſank in Ohnmacht. Sie ſchlug faſt in demſelben Moment die Augen wieder auf, und ich eilte, wie zernichtet, davon."

Lieber Gott! ſagte der Vater mit der größten Weichherzigkeit: ſeyd ihr denn Beide unſchuldig? Eben das hat mir Emilie erzählt. Guter Gott! ſoll ich denn, und ſollt ihr, unglücklich ſeyn, ohne zu wiſſen, warum? Er iſt unſchuldig, ſagt Emilie; und Sie ſagen: ſie iſt unſchuldig! . . . Jetzt nur noch Eins, lieber Lange. Wie ſtehen Sie mit dem Fräulein von Roslau? — Zitternd und abgebrochen ſagte Herrmann: „die feierliche Verlobung iſt ge-

weſen.” Geweſen? ſchon geweſen? O, barm=herziger Gott! Das weiß Emilie nicht.

„Das kann ſie nicht wiſſen,” ſagte Herr=mann in unausſprechlicher Angſt über den kla=genden Ton des Vaters. „Ich habe nie mit ihr ein Wort über mich geſprochen.”

Aber doch ſcheint ſie etwas zu wiſſen, lie=ber Lange; denn ſie hat alle Hoffnung aufge=geben.

„O Gott! Emilie hat nie gehofft. Nein, ſie war nicht ſo ſchwach, zu hoffen, was nicht ſeyn konnte.”

Alſo geweſen! Und mein armes Kind ſollte vergehen? und ich, ich . . . Sie, junger Mann . . . Sie wollten Emilien nicht retten? woll=ten ſie verſinken laſſen? Ach, Sie lieben meine Emilie. Und feierlich verlobt! War es mög=lich? Konnten Sie das?

Herrmann ſchwieg. — Aber, fuhr Lebrecht feurig fort; noch giebt es ein Mittel. Ja, ihr ſollt glücklich werden.

Herrmann blickte auf; es ſtieg eine Flam=me in ſein Auge, und ſeine Seele wurde von einer furchtbaren Erwartung zerriſſen. „Noch ein Mittel?” fragte er betäubt. — Ja. Der

Erbprinz liebt mich. Wenn er ein Wort zu Ihrem Vater, zu Ihrer Tante ſagt (und das wird er mir gern zu gefallen thun) ſo brechen Ihre Eltern mit Roslaus. — „Brechen?" erwiederte Herrmann betrübt, und ſein dunkel glühendes Geſicht wurde auf einmal todtenbleich. Er legte die Hand an die Stirn, und ſagte verſichernd: „das werden meine Eltern nicht wollen."

Sie werden! Laſſen Sie mich nur machen!

„Und wollten Sie auch, ſo wird Emilie nicht wollen; und ich, ich Unglücklicher, darf es nicht wollen."

Wie? Sie wollen nicht? Herr von Lange! Sie dürften Emilien nicht retten?

Langſam erwiederte Herrmann: „ich darf eine Verbindung nicht brechen, nicht brechen laſſen, die ich geſchloſſen habe. Meinen Sie denn, unglücklicher Vater, daß ich Emilien eine Hand anbieten dürfte, die eben treulos geworden wäre? Meinen Sie denn, daß ſie ein Herz annehmen würde, das die Schuld einer ſchlechten Handlung belaſtete? Nimmermehr! Ich berufe mich kühn auf Ihre edle Tochter; ſie ſoll entſcheiden, und ich weiß . . . o Gott!

o Gott! das iſt es ja eben, was meine Liebe ſo ewig macht — ich weiß, daß ſie mich lieber unglücklich ſehen wird, als durch eine ſchlechte Handlung entehrt.“ — Ja, Unglücklicher! ſagte Lebrecht außer ſich; ſo hat ſie entſchieden. Ich habe ihr denſelben Vorſchlag gethan. Das iſt unmöglich, erwiederte ſie; er darf nicht. Nein, nein, wir ſind ewig getrennt; aber ſchuldlos. Komm, mein Sohn! Sprich mit Emilien. Du wirſt ſie bewegen. — Herrmann ſagte leiſe: „ich habe Emilien zum letzten Male geſehen, als ſie ohnmächtig in meinen Armen lag. Nie ſehe ich ſie wieder. Sie wird glücklich werden, mein Vater. Sie wird, ſie muß; und dann — o dann werde auch ich glücklich ſeyn. Ja, wir ſind ewig getrennt, aber ſchuldlos.“

Der beſorgte Vater glaubte anders denken zu müſſen. Als der Erbprinz ihn einmal wieder fragte: was iſt Ihnen, mein guter Lebrecht? da brach er los. Er erzählte die unglückliche, unüberwindliche Leidenſchaft ſeiner Emilie und des jungen Lange. — Lange? ſagte der Erbprinz aufmerkſam; der iſt ja, wie ich höre, mit dem Fräulein Roslau verlobt. —

Lebrecht ſprach weiter. Der Erbprinz hörte gütig, ſogar mit Theilnahme, zu; dann aber ſagte er: mein guter ehrlicher Lebrecht, Ihre Bitte kam wohl nicht aus dem Herzen, oder doch aus einem ſehr beunruhigten. Sie wiſſen, daß nach unſern Geſetzen die feierliche Verlobung ein Brautpaar ſchon bindet. Ich ſoll der Schutz der Geſetze ſeyn; darf ich denn nun irgend einen Menſchen bereden, ſie zu brechen? Wenn die Roslaus klagten, ſo müßte ich Langen anhalten, die Heirath zu vollziehen. Ich verzeihe Ihnen die Bitte, weil Sie unglücklich ſind; aber ich muß Ihnen eben ſo antworten, wie Ihre gute Tochter und Lange: ich darf nicht wollen! Wie oft haben Sie ſelbſt mir nicht geſagt, daß die Familienverbindungen dem Fürſten heilig und unverletzlich ſeyn müſſen! Ich bedaure Sie, Lebrecht; doch mehr darf ich nicht thun, nicht einmal rathen, eben weil mein Rath ein Befehl ſcheinen könnte. Gewiß, ich beklage Sie, und nur darum verzeihe ich Ihnen Ihre Bitte. — So war denn nun alle Hoffnung verloren; und der Vater ſah mit Betrübniß ſeine Emilie verſinken, ohne ſie retten zu können.

Lange, was haben Sie auf der Univerſität mit Rolfs vorgehabt? fragte der Erbprinz einige Tage nachher. Herrmann lächelte: „eine zufällige Schlägerei, Ew. Durchlaucht. Wir waren junge, unbeſonnene Leute.“ — Ich befehle Ihnen, mir zu ſagen, wie die Sache zuſammen hängt; es iſt mir daran gelegen, ſie genau zu wiſſen. — Herrmann erzählte ſehr behutſam. — Man hat mir den Vorfall anders erzählt, ſagte der Prinz mit gerunzelter Stirn. Ich habe die Abſicht, Rolfs in einer Stelle anzuſetzen, wo er ſehr nützlich, aber auch ſehr ſchädlich ſeyn könnte. Der Poſten bedarf eines Mannes von ſehr redlichem Charakter. Ich weiß, Sie haben keine gute Meinung von Rolfs. Warum nicht? Reden Sie.

Herrmann wurde verlegen. Der Prinz ſah ihm ſehr ernſt ins Geſicht. Die Stelle braucht einen ſehr redlichen Mann; iſt Rolfs das?

„Ich halte ihn nicht dafür, Ew. Durchlaucht; aber ich muß zugleich ſagen, daß ich den Herrn von Rolfs nie habe leiden können, und daß daher mein Urtheil unſicher iſt. Ich laſſe mein Urtheil, wo es ſchaden könnte, gern völlig kalt ſeyn.“

Schaden! Ich habe Sie nur gefragt, und werde ſelbſt ſehen. Doch, erweiſen Sie Ihr Urtheil.

Herrmann erzählte, indeß ſehr mild, von Rolfs Grundſätzen. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „die Eitelkeit giebt manchem jungen Menſchen Grundſätze, die er ſelbſt verachtet und nicht befolgt.“ — Der Erbprinz lächelte. Hier aber iſt dieſer Fall nicht; Rolfs befolgt ſeine Grundſätze noch immer. Schreiben Sie. — Er diktirte auf eine Vorſtellung, worin Rolfs um eine Stelle anſuchte, eine abſchlägige Antwort, die ihm zugleich ſeine Zweizüngelei in Abſicht des Prinzen Moritz mit Unwillen vorwarf. Das Schreiben wurde unterzeichnet und abgeſandt.

Rolfs war, als er die Antwort des Erbprinzen bekam, außer ſich vor Zorn. Er knirſchte mit den Zähnen darüber, daß Lange ſie geſchrieben hatte. Doch ſchon nach fünf Minuten war er wieder gefaßt, und hatte ſein kaltes Geſicht in das gewöhnliche feine Lächeln gezwungen. Am nächſten Hoftage drängte er ſich an Fräulein Julchen von Roslau, und ließ allen ſeinen Witz ſpielen, um ihr Gelegenheit zu geben, den ihrigen deſto mehr bewundern

zu laſſen. Er ſagte ihr die feinſten Schmei-cheleien, und mit der geſchmeidigſten Gewandt-heit. Der Prinz Moritz war immer gern in der Nähe von Rolfs, weil er deſſen boshafte Pasquille liebte. Er kam auch jetzt heran, und nun that Rolfs alles Mögliche, Julchens Witze zur Folie zu dienen. Er belegte ſich, den Prin-zen und Julchen mit dem vertraulichen Nah-men: das ſatiriſche Kleeblatt. Der Prinz, der die Satire liebte, ob er gleich zu gutmüthig war, um ſelbſt ſatiriſch zu ſeyn, befand ſich in Julchens Geſellſchaft ſehr wohl. Sie traf Rolfs ſelbſt einige Male, und er ſtellte ſich ſehr künſt-lich, als wäre er verlegen zu antworten, wor-über nun der Prinz ſich nicht wenig freuete. Julchen bekam durch ihre Siege Muth, dieſen Helden in ſchnellen Antworten (dafür galt Rolfs bei Hofe) noch öfter zu beſiegen. Sie wurde in der That witzig, weil ſie heiter war, und der Prinz verſicherte ihr beim Weggehen, er habe ſich ſeit langer Zeit an einem Hoftage nicht ſo wohl befunden, als heute. Rolfs ſagte mit einer Verbeugung: und doch war unſer Zeitvertreib die ſchlimmſte Satire auf die Hoftage, ob ich gleich jetzt wohl den närriſchen

Wunſch haben könnte, daß mein ganzes Leben ein ſolcher Hoftag ſeyn möchte; denn das einzige Gute am Menſchen ſind die Satiren, die er auf ſich ſelbſt macht. — Beſonders, Rolfs, wenn ein ſchöner Mund ſie ſagt. — Ich liebe die Feinheit mehr, als die Schönheit, ſagte Rolfs zu Julchen. — Man ſagt ſonſt nur den Frauenzimmern nach, Herr von Rolfs, daß ſie ſich ſelbſt lieben. — Es geht ſchon wieder an, Ew. Durchlaucht; ich muß nur eilen, daß ich wegkomme. — Der Prinz und Rolfs gingen. Julchen ſah ihnen mit Vergnügen nach; denn nicht einer von ihren Einfällen war hier verloren gegangen.

Nun pries Rolfs das Fräulein Roslau bei jeder Gelegenheit als ein Wunder des Witzes, und berief ſich auf das Zeugniß des Prinzen. Er wurde mit ſeinem Lobe nicht fertig, und immer mußte der Prinz es beſtätigen. Man drängte ſich jetzt an Julchen, man machte ihr Komplimente über ihren Witz, über ihre Feinheit, über die kühne Originalität ihrer Gedanken; und immer hatte Rolfs oder der Prinz das geſagt. Der Prinz glaubte zuletzt ſelbſt, daß Julchen unter allen Damen die geiſtreichſte wäre. Er ſuchte in Rolfs Geſellſchaft ſie auf,

und dieſer ſtrengte ſich an, der Unterhaltung mit ihr Leben und Feuer zu geben, um es hinterher auf Julchens Rechnung zu ſetzen.

Jetzt fand er auch, daß Julchen äußerſt reitzend wäre, und wollte bemerkt haben, daß ſie ganz vorzügliches Intereſſe an Sr. Durchlaucht nähme. Er ſprach ſo oft und ſo lockend davon, bis endlich der Prinz Moritz Feuer fing. Das alles that Rolfs, um dem verhaßten Herrmann Verdruß zu erregen. Jetzt hatte er noch keinen andern beſtimmten Plan, als den, ſich zu rächen; er erwartete erſt von Zeit und Umſtänden, was er thun ſollte, und drängte ſich noch ſelbſt an Julchen, um, wenn der Prinz etwa ſeiner Rolle müde würde, ſogleich in deſſen Stelle treten zu können.

Julchen und der Prinz gingen Beide in die Falle, die ihnen der Böſewicht legte. Der Prinz war von fröhlichem, ſanguiniſchem Temperament, und keine Eroberung durfte ihm viele Zeit koſten. Als er aber ſeinem Freunde Rolfs nun endlich geſtand, daß er die reitzende Roslau mit Leidenſchaft liebe; da ſchilderte dieſer das Glück, von ihr geliebt zu werden, mit ſo glänzenden Farben, daß der Prinz hier lang-

ſamer und vorſichtiger zu Werke ging, als er es ſonſt gewohnt war; denn Rolfs hatte ſehr bald gemerkt, daß Julchen nur Opfer ihrer Eitelkeit zu haben wünſchte, es aber nicht ſelber werden wollte, und daß ein zu raſches Verfahren alles verderben könnte.

Er reitzte nun das leichtſinnige Mädchen durch raffinirte, ſpekulirende Bosheit zu Thorheiten, und wußte ihre Eitelkeit zu bereden: ſie, mit ihrem Geiſte, werde ſich auch in den drückendſten Verhältniſſen leicht zu helfen wiſſen; die ängſtliche Lage, die ein gewöhnliches Mädchen in Verzweiflung ſetzen könnte, werde ihr nur Gelegenheit geben, ſich noch beſſer und vortheilhafter zu zeigen. Dadurch verleitete er ſie zu Unbeſonnenheiten, die er hinterher zu benutzen wußte. Er verflocht Julchen in kleine Händel, die am Ende ſchlimm abliefen; durch ſeine Schmeicheleien über ihr Talent zur Satire lockte er ſie, auf den Redouten die ſeltſamſten Wageſtücke mit Verkleidungen zu machen. Dafür erntete ſie freilich des Prinzen Anbetung und Rolfs Bewunderung ein; aber auf einmal war ſie in ſehr vertraulichen Verhältniſſen mit Beiden, und von ihnen abhän-

gig. Beide hatten viele Geheimniſſe von ihr in den Händen, und es kam nur auf ſie an, Julchen vor dem ganzen Hofe zu beſchämen. Ihre Tugend hatte Julchen nicht verloren, aber doch das Recht, die Angriffe des Prinzen mit Verachtung zurückzuweiſen. Rolfs entdeckte ihr endlich im größten Vertrauen des Prinzen Leidenſchaft für ſie. Sie antwortete mit Unwillen und Stolz. Rolfs fand das ſehr ſchön und erhaben; allein er ſagte ihr doch, daß ſie den Prinzen, der keine Beleidigung verzeihen könne, ſo nicht abweiſen dürfe. Abgewieſen ſollte er freilich werden; aber wie? das war die Frage. Ich habe Ihnen, ſagte Rolfs, wohl hin und wieder einen Wink gegeben, mein theures Fräulein. Erinnern Sie Sich wohl noch, als wir den ſeltſamen witzigen Einfall hatten, in Masken auf die Bürgerhochzeit zu gehen? Noch jetzt freue ich mich über die köſtliche Nacht; Sie waren höchſt liebenswürdig, mein Fräulein — Ich ſagte Ihnen, als der Prinz den Vorſchlag machte — Freilich ging das Fräulein Sellbrecht mit; aber das iſt noch ſchlimmer: Sie wiſſen ſelbſt, ob die Ihnen zu Gefallen läugnen würde — Damals gab ich Ihnen einen

Wink (den hatte der liſtige Teufel ihr wirklich gegeben, aber gerade um ſie anzureitzen) — Sie müßten den Prinzen, was Ihnen doch auch nicht ſchwer fallen konnte, von dem Einfalle abbringen. Was wollten Sie machen, wenn der Prinz nun von dieſer unſchuldigen Nachtſchwärmerei ſpräche? — Julchen erblaßte vor Beſchämung darüber, daß er Recht hatte. Der Böſewicht bekam ſie noch mehr in ſeine Gewalt; denn, um ſich von dem Prinzen los zu machen, mußte ſie ſich noch feſter an Rolfs knüpfen; und er war es, der den Prinzen zu manchen Unwürdigkeiten verführte.

Herrmann konnte von dieſem Verhältniſſe ſeiner Braut gar nichts, oder doch nur wenig wiſſen; denn der Prinz ſprach ſie gewöhnlich in den eigentlichen Hofgeſellſchaften, oder in ſolchen, zu denen Herrmann, als ein junger Menſch ohne hohen Rang, und nur von neuem Adel, nicht eingeladen wurde. Er war auch zu ſehr in ſich ſelbſt beſchäftigt, und fühlte, ſo oft er mit Julchen beiſammen war, eine ſo ſchmerzliche Unruhe, daß er weniger als je auf die geſellſchaftlichen Verhältniſſe merkte, um die er ſich überhaupt faſt nie bekümmert

hatte. Hochfeld, der öfter in des Prinzen Geſellſchaft war, bemerkte deſſen Betragen gegen Julchen wohl; er hielt es aber für bloße Galanterie, und ſtand überdies jetzt in ſolchen Verhältniſſen, daß er es nicht wagte, den zutraulichen Herrmann durch einen Verdacht zu erſchrecken.

Der Prinz war im Begriff, die Geduld zu verlieren. Rolfs ſagte aber: ſehen Ew. Durchlaucht denn nicht, wie gütig man Sie behandelt, wie man den Refüs, den man Ihnen doch des Anſtandes wegen geben muß, ſo ſanft giebt, um ihn zu einem avis au lecteur zu machen? Bemerken Sie denn nicht die Unruhe in den dunkelblauen Augen, wenn Sie ſo mit ihr am Fenſter ſtehen? Sehen Sie nicht, wie das Fräulein ſich wendet, um von der Angel los zu kommen, und doch nicht kann? Der Sieg iſt ſchon Ihre; und jetzt wollten Sie das Netz öffnen, da eben der Fiſch hineinſchlüpft? — So ſprach der Verführer, und ſo hielt er beide Theile unter dem giftigen Hauche ſeines verpeſteten Herzens.

Aber doch mußte er des Prinzen Ungeduld, oder Julchens Entſchloſſenheit, befürchten. Er

verbreitete daher auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt das Gerücht, der Prinz liebe das Fräulein Roslau leidenſchaftlich, und ſey nach aller Wahrſcheinlichkeit glücklich. Das ging von Ohr zu Ohr, wurde durch eine Anekdote über die andre beſtätigt, und nur Julchen allein erfuhr nichts von dieſem ſchimpflichen Gerede. Man ſah ſie nicht ſelten mit dem Prinzen in einem Geſpräche, auf den Bällen faſt immer an ſeiner Hand, und bei dem Spiel als ſeine Moitié: ſo bekam das Gerede Wahrſcheinlichkeit; und da Herrmanns Verlobung mit Julchen noch gar nicht annoncirt, ſondern bis jetzt ein bloßes Stadtgeſpräch war, ſo hatte jeder Schadenfroh volle Erlaubniß, ihm ganz dreiſt zu ſagen: das Fräulein von Roslau iſt des Prinzen Geliebte.

Herrmann fing nun an zu beobachten. Er zitterte vor dem Gedanken, Julchen Unrecht zu thun; da aber ſeine Eltern beſorgt wurden, da die Tante Anfurth ſehr laut (obgleich nach ihrer Meinung ſehr leiſe) bei ihm hinhorchte, ob er noch nichts wiſſe: ſo wurde er ein wenig mißmuthig. Jetzt ging er bisweilen in einer ungewöhnlichen Stunde zu Roslaus,

und traf einige Male den Prinzen dort an. Er beſuchte mehr Geſellſchaften, und ſah den Prinzen um Julchen her tändeln. Nun wurde er beſorgt für ihren Ruf, obgleich nicht für ihre Tugend.

Er wagte es einmal, ein Paar Anmerkungen darüber fallen zu laſſen, und erwartete eine lebhafte Vertheidigung von Julchen; ſie wurde aber unruhig, und warf beſorgte Blicke auf ihn. Ihre Unruhe hielt einige Tage an; indeß ſchien ſie ihm nicht von dem Bewußtſeyn eines Vergehens, ſondern, wie es ſich auch wirklich verhielt, von einer peinlichen Beſorgniß herzurühren. „Julchen,“ ſagte er zärtlich, und ergriff ihre Hand; „ich wünſchte, Sie hätten ſo viel Vertrauen zu mir, als ich zu Ihnen. Sie ſcheinen ſeit einigen Tagen nicht ſo heiter zu ſeyn, wie gewöhnlich. Iſt Ihre Unruhe von der Art, daß ſie in dem Herzen eines Mannes, der Ihnen zu glauben Muth hat, Erleichterung finden kann, ſo reden Sie. Es giebt Verlegenheiten im menſchlichen Leben, beſonders im geſellſchaftlichen, bei denen guten Menſchen der Glaube an einander zu Statten kommt, und die ein offnes

Vertrauen endigt. Ich habe Glauben an Sie, Julchen, und Ihr Vertrauen würde ihn belohnen.“ Er ſagte das mit einer reinen Herzlichkeit.

Julchen antwortete gefaßt: wenn Sie Vertrauen zu mir haben, lieber Lange, ſo habe ich Ihnen nichts zu ſagen.

„Und ich dann,“ erwiederte er mit einem Händedruck, „keine Frage mehr zu thun.“ Er brach ruhig ab, und verließ ſich auf den freien Blick, mit dem ſie ihn betrachtet, auf die feſte Stimme, mit der ſie geantwortet hatte.

Jetzt drang Rolfs immer ſtärker in den Prinzen, Julchen ja nicht los zu laſſen; und ſie erhielt er in der Beſorgniß, daß der Prinz ihre Unbeſonnenheiten verrathen könnte. Das arme Mädchen hätte ſich nur in Herrmanns Arme werfen und ihm geſtehen dürfen: ſo iſt es; — dieſes Vertrauen würde ihm mehr Freude gemacht haben, als ihre Unbeſonnenheit Schmerz. Sie that es aber nicht, weil ſie zu ſtolz war, eine Thorheit zu geſtehen, die ſie hätte vermeiden können.

Herrmanns Eltern wurden immer unruhiger. Erfährt es Herrmann, ſagte der Vater,

ſo iſt es auf meine Ehre vorbei. Ich behaup-te, das ganze Geklatſche hat keinen Grund; allein ich wollte doch, daß Fräulein Roslau es wüßte, und ſich von dem Prinzen zurückzöge.

Ich will es der Mutter beibringen, ſagte die Anfurth.

Um Gottes willen, liebſte Frau Schweſter! Ich traue Ihnen zwar die größte Feinheit zu, das wiſſen Sie. Aber ſo etwas läßt ſich doch wahrhaftig nicht ſagen. Ich fürchte nur, daß es Herrmann erfährt. Er nimmt das Fräulein ohnedies nur ungern. Wenn ich nur wüßte, welche Dame er eigentlich geliebt hat! . . . Geben Sie Acht, es bricht. Und was ſollen wir dann thun oder ſagen? Es iſt ein kitzli-cher Punkt! . . . Freilich wünſchte ich, daß die Roslaus es erführen. Ja, Frau Schwe-ſter, wenn Sie es übernehmen wollten. — Von Herzen gern, ſagte die Anfurth. — Nun war ihm für die Manier bange; und die Anfurth zu belehren, wie ſie zu Werke ge-hen ſollte, ſchien ihm anmaßend. Frau Schwe-ſter, fing er wieder an; ich kann mir ſo recht vorſtellen, wie Sie es machen werden. Da ſitzen Sie nun bei der Frau von Roslau. Ich

ſehe Sie leibhaftig vor mir. Sie fangen an von dem Prinzen zu reden, oder zuerſt von der Klatſcherei der Stadt . . . nein, doch wohl erſt von dem Prinzen. Und dann ſagen Sie: Fräulein Julchen iſt wirklich ſehr ſchön. Haben Sie wohl bemerkt, wie der Prinz Moritz ſich immer zu ihr hält? Der Prinz iſt ein ſehr angenehmer Mann, und Fräulein Julchen äuſſerſt reitzend. Da mag ſich manche Dame ärgern, daß ſie von dem Prinzen ſo vernachläſſigt wird. – Sehen Sie, Frau Schweſter, das war ein charmanter Anfang von Ihnen.

Nein, Herr Bruder, Sie haben meine Manier doch nicht getroffen; die kommt noch feiner. Ich werde ſagen — Fräulein Julchen ſoll mir recht in Angſt kommen! Ich werde ihr ſagen: es heißt in der ganzen Stadt, Sie wären in den Prinzen verliebt. So ſieht es aus, wie ein Spaß.

Lange ſprang ängſtlich auf: Charmant, charmant! wenn ſie's Ihnen nur nicht übel nehmen, Frau Schweſter! — Aber Frau von Anfurth beſtand auf ihren Kopf, und Lange hielt vergebens Reden voll großer Feinheit, um ſie davon abzubringen. Die Mutter fiel end-

lich ein: aber ſo ſagt ihr doch ganz ehrlich: das ſpricht die Stadt. Wir glauben es nicht; doch Fräulein Julchen muß dem Prinzen die Wege weiſen.

Mein Kind! Mein Kind! Zwar haſt du Recht; eigentlich wäre das die Manier der Freundſchaft. Aber ſo gerade aus — das geräth mein Tage nicht. Ich will es noch überlegen; denn, wie die Frau Schweſter ſehr richtig bemerkt, und du beſtätigt haſt, mein Kind, die Sache hat ihre eigenen Schwierigkeiten.

Man überlegte nun weiter, und der Kammerrath brachte endlich die Frau von Anfurth dahin, ſeine Manier zu wählen. Sie ſagte der Frau von Roslau, was für ein Geſpräch auf Koſten ihrer Tochter umher ginge. Es kam zwiſchen beiden Damen zu Empfindlichkeiten, und beinahe hätten ſie ſich völlig mit einander überworfen. Nun gab es wieder eine unangenehme Scene zwiſchen Julchen und ihrer Mutter. Man fragte weiter, und hörte mit Schrecken, daß Langens nichts erfunden hatten, ſondern daß Julchen wirklich das Geſpräch der ganzen Stadt war. Frau von Ros-

lau näherte ſich nun Langens wieder mit vieler Freundſchaft, und dieſe waren nur beſorgt, daß Herrmann etwas erfahren möchte. Er blieb aber heiter, und behandelte Julchen mit einem gütigen Vertrauen, das vorher noch nie ſo innig geweſen war. Julchen fühlte die Feinheit, die Großmuth ſeines Benehmens, da ſie nicht zweifeln konnte, daß auch er das Stadtgeſpräch wußte.

Als das Geſage ſich immer vermehrte, weil es durch Rolfs neues Leben bekam, drang die Langiſche Familie darauf, daß Julchen durch ein auffallendes Zurückweiſen des Prinzen dem Gerücht ein Ende machen ſollte. Man ſtellte eine Berathſchlagung an, um das dienlichſte Mittel gegen das Uebel zu finden. Der Anfurth entfielen in ihrer Lebhaftigkeit ein Paar unbeſonnene Worte, welche die Frau von Roslau noch unbeſonnener beantwortete. Der Kammerrath redete ſich faſt zu Tode, um zu zeigen, daß ſie Beide die ſanfteſten, nachgibigſten Damen in der Stadt wären; ein altes Fräulein aber, das mit zu der Seſſion gezogen worden war, glaubte, nicht weit genug in der Vertheidigung der Roslaus gehen zu

können. Sie warf der Langiſchen Familie das vor, was ſie ſo gern vergeſſen hätte: den neuen Adel. Nun wenn auch! ſagte ſie; es wird dem jungen Herrn von Lange und Ihnen allerſeits, meine Wertheſten, noch immer Ehre machen, mit unſrer Familie in Verbindung zu kommen. Daß die Stadt die albernen Mährchen von Fräulein Julchen glaubt, mag Ihnen freilich unangenehm ſeyn; aber Sie müſſen doch bedenken, daß wir uns mit Ihnen auch nicht auf Roſen gebettet haben, und daß auch wir ertragen müſſen.

Ganz recht, meine Gnädige! fing Lange an. — Nun? was müßten Sie denn ertragen? ſagte die Anfurth heftig, und ließ ihren Schwager nicht mehr zu Worte kommen. Nun? Antworten Sie doch! Ich weiß nichts, ſetzte ſie ſpitz hinzu, was ſchwer zu tragen iſt, als Armuth und Schande. Hier wurde auch das Fräulein zornig, das, wie es ſollte, das Wort Armuth auf ſich zog, weil ein erhitztes Frauenzimmer den ſicherſten Takt für Beleidigungen hat. Sie fuhr auf: ich habe von Ihnen noch nie etwas gefordert, Frau von Anfurth. Sie ſcheinen überhaupt zu vergeſſen, daß ich mir

ſehr viel vergeben würde, wenn ich von Ihnen etwas fordern wollte. Gott Lob, ich weiß meine Geburt noch zu achten!

Der Kammerrath zitterte vor Angſt, und wollte jedes Mal, wenn eine von Beiden ſchwieg, dazwiſchen ſprechen; er brachte aber nichts weiter hervor, als das Wort: charmant; dann war die eine Dame ſchon wieder in vollem Reden. Ein Dritter, der den Kammerrath nicht gekannt hätte, müßte geglaubt haben, der Mann habe ſeine Luſt an dieſem Gezänk, weil er jede Grobheit mit dem Worte: charmant! zu beſtätigen ſchien. Nun miſchten ſich Mehrere hinein. Die Anfurth, welche auf ihren Reichthum trotzte, ſagte ringsum bittre Wahrheiten, und bekam eben ſo bittre wieder. Die Kammerräthin, die ihre Schweſter eigentlich nicht liebte, vertheidigte ſie doch hier mit allem Eifer. Der Streit wurde immer heftiger, und zertheilte ſich zwiſchen zehn verſchiedene Perſonen, die, in einem Kreiſe ſtehend, alle zugleich gegen einander redeten, mit den Händen fochten, und tiefe, ſpöttiſche Verbeugungen machten. Der Kammerrath lief ängſtlich immer um den Kreis her, wollte überall hineinreden, und konnte

nicht zu Worte kommen. Die Fächer rauſchten, die Köpfe wiegten ſich ſpöttiſch, die Beleidigungen wurden immer bitterer, und die Verbeugungen immer höhnender.

Jetzt öffnete ſich die Thür. Frau von Angersbach und Julchen, an Herrmanns Hand, traten in das Zimmer. Alle Drei erſtaunten, und wurden von den Streitenden nicht eher bemerkt, als bis ſie über den ſeltſamen Anblick ein lautes Gelächter erhoben. Jetzt zerriß ſich der Kreis, und alle wendeten ſich um. Die Langiſche Familie, zu der auch zwei arme Fräulein von Anfurth gehörten, die deſto tapferer gefochten hatten, je weniger ſie der Streit anging, ſtellte ſich auf Herrmanns Seite; die Roslaus umgaben Julchen und die Angersbach; und alles fing nun an zu erzählen. Julchen erröthete, und warf einen beſorgenden Blick auf Herrmann, der ihn bemerkte. Er ſah ein, daß er ſich jetzt von Julchen los machen konnte, und ſein Herz ſchlug mit Heftigkeit; allein er war ſchon längſt entſchloſſen, ihr nicht Unrecht zu thun. Auch er hatte die lauten Stadtgeſpräche gehört, und bittern Unmuth darüber empfunden; er war aber nicht gewiß,

ob nicht ſeine heiße Liebe zu Emilien dieſen Unmuth vergrößerte, und er zitterte vor dem Gedanken, um einer bloßen Verläumdung willen Julchen vielleicht ihr ganzes Leben zu verbittern. „Ich bin ihr," ſagte er ernſt zu ſich ſelbſt, „nicht den Schein der Gerechtigkeit, ich bin ihr Gerechtigkeit, ich bin ihr mehr als die, ich bin ihr Nachſicht ſchuldig. Dazu blieb er auch, ohne nur einen Augenblick zu wanken, entſchloſſen. Er machte ſich von ſeiner Tante los, nahm Julchen bei der Hand, und führte ſie in ein Fenſter. „Sie hören jetzt, Julchen," ſagte er ernſt, „was ich ſchon längſt wußte, worauf ich indeß nicht achten durfte, ſo lange Sie mein Vertrauen nicht ſtören wollten. Jetzt aber ſind wir unſern Verwandten eine feſte Erklärung ſchuldig, und uns ſelbſt, wenn es möglich iſt, Zutrauen für die Zukunſt. Der Prinz ſcheint Sie zu lieben, Julchen, und Sie haben ſeine Beſuche, ſeine Bewerbungen nicht abzuweiſen geſchienen. Die Stadt ſpricht darüber. Ich verachte das Geſchwätz; aber ich muß Sie bitten, es auf irgend eine Weiſe niederzuſchlagen. Julchen, Sie ſcheinen unruhig, Sie ſchienen es ſchon

einmal, als ich über eben dieſe Sache mit Ihnen ſprach. Ich weiß, wozu die Regeln der großen Welt zwingen, ich weiß, wie drückend die geſellſchaftlichen Verbindlichkeiten werden können. Es würde mir wehe thun, wenn Sie mir nicht das vollkommenſte Vergeſſen eines falſchen Schrittes, an dem Ihr Herz gewiß keinen Theil nehmen konnte, zutrauten. Julchen, ich habe den Glauben an Sie nicht verloren, und in dieſem Falle, wo nur die armſeligſte Dummheit Ehre ſieht, da die Schande, die Verächtlichkeit in die Augen ſpringt, iſt mir der Glaube an Sie ſehr leicht geworden. Ich habe noch nicht einen Augenblick gezweifelt, und bitte Sie, mir keine Verſicherung zu geben, daß Sie mich lieben; aber ich muß Sie bitten, den Zweifeln anderer Menſchen über Ihren Charakter ein Ende zu machen. Laſſen Sie dies das lezte Mal ſeyn, das ich mit Ihnen darüber reden muß, und eben darum laſſen Sie uns Beide ſagen, was wir einander ſagen müſſen, um dann auf immer zu vergeſſen. — Sie werden nachdenkend, Julchen. Stehen Sie mit dem Prinzen in keiner Beziehung, die mich unruhig machen dürfte?"

Herr von Lange! ſagte Julchen empfindlich. —

„Julchen,“ fuhr er ruhig fort: „dieſe Frage kann Sie nicht eher beleidigen, als bis ich die Verſicherung von Ihnen habe, daß Sie Sich ſchuldlos wiſſen.“ —

Nun denn, ſagte Julchen feſt; ich ſchwöre Ihnen bei Gott, daß ich mich ſchuldlos weiß.

„Und ich, Julchen, verſichere Ihnen, daß ich Ihnen glaubte, noch ehe Sie ſprachen. Ich bin fertig, Julchen; doch ob Sie es ſind, das weiß ich nicht. Ich kenne das Verhältniß nicht, worin Sie mit dem Prinzen ſtehen; es iſt auch nicht nöthig, daß ich es erfahre. Hätte es etwas Beſonderes, ſo würden, ſo müßten Sie es mir entdecken . . . Julchen, ich bitte Sie bei dieſer ſchönen Stunde der Menſchlichkeit, verſchweigen Sie mir nichts, was ich wiſſen ſollte. Haben Sie mir nichts, nichts, gar nichts mehr zu ſagen?“ — Nichts, nichts, liebſter Lange, ſagte Julchen betheuernd; nichts, als daß ich ſchuldlos bin. Bei der Ruhe meines Herzens! ich ſtehe mit dem Prinzen in keinem Verhältniſſe, deſſen ich mich ſchämen dürfte. Nie habe ich ihn allein geſehn; ich werde

ihn auch nie allein ſehen, und das Verhältniß, welches mich dem leeren Gerede der Stadt ausſetzte, das Verhältniß der Höflichkeit, worin ich mit dem Prinzen ſtand, iſt ſchon abgebrochen. Ich bitte Sie, ruhig zu ſeyn, oder, wenn Sie es nicht ſind, zu thun, wozu Ihnen die heftige Stimmung unſrer Verwandten, das Gerede der Stadt, und auch wohl mein Mangel an Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe, eine nicht ungerechte Urſache geben. Ich kann nichts als meine Unſchuld verſichern.

„Nichts als das?" fragte Herrmann freudig; „nichts als das? Julchen, das iſt Alles, was ich will." Er küßte ihre Hand, und drückte ſie an ſeine Bruſt. Julchen vergoß an ſeinem Herzen Thränen, halb aus Reue, daß ſie nicht aufrichtiger geweſen war, halb in dem Gefühle ſeiner Güte und ſeiner Schonung. Er führte ſie jetzt wieder zu ihren Verwandten, die während der Unterredung, welche Beide in einem Fenſter leiſe mit einander hielten, nicht eigentlich wußten, wohin ſie die Augen wenden ſollten, und die Zeit mit Fliſtern und Erwartung hinbrachten. „Es iſt ein armſeliges Stadtgeſpräch," ſagte Herrmann, „an welchem Fräu-

lein Julchen eben ſo unſchuldig iſt als ich. Sie will es dadurch niederdrücken, daß ſie den Prinzen von ſich entfernt; und ich habe nichts dagegen, weil es Sie allerſeits beruhigen wird. Uebrigens verſichere ich Ihnen allen, daß ich nie unruhig geweſen bin, weil ich Julchen und das Verhältniß kannte, worin ſie mit dem Prinzen war."

So? ſo? ſagte die ganze Geſellſchaft. Man ſetzte ſich wieder neben einander, ſprach vom Wetter, dann von der Verläumdung, und wurde endlich gegen einander ganz artig, da Herrmann und die Frau von Angersbach ſich große Mühe gaben, den vorigen Ton wieder herzuſtellen. Alle gingen mit Umarmungen und mit Betheurungen einer ewigen Freundſchaft aus einander. Herrmann, der zuletzt noch mit der Angersbach und Julchen allein blieb, ſagte zu der erſtern: „wir armen Leute mit unſrer kleinen, armſeligen Tugend! wir verzeihen höchſtens alle Jahre einmal, weil wir einander alle Jahre nur Einmal beleidigen. Was kann dabei heraus kommen? Nichts als eine bettelhafte Tugend, der wir ſelbſt nicht recht trauen; denn zittern wir nicht ordentlich davor, einen

Andern zu beleidigen? Da lob' ich mir den Cirkel unſrer Verwandten! Die üben die ſchwere Kunſt, zu verzeihen, wie es Chriſten gebührt. Sie warten nicht auf eine zufällige Beleidigung; nein, ſie beleidigen einander, ſo oft es Gelegenheit giebt, um nur immer verzeihen zu können."

Sie guter Menſch! ſagte die Angersbach, noch halb über die ſeltſame Scene lachend. Und doch haben Sie Julchen in der That große Unbeſonnenheiten vergeben! — Julchen ſtand verlegen da. „Vergeben?" erwiederte Herrmann ſcherzend. „Wenn es denn vergeben geweſen ſeyn ſoll, ſo fragen Sie nur Julchen, wie ſchwer mir das Vergeben wurde. Mußte ſie mir nicht erſt ihre Unſchuld verſichern, an der ich nicht zweifelte? Mußte ich ſie nicht erſt an dieſes harte Herz drücken, um es zu erweichen? Vergeben, daß ſie unſchuldig, daß ſie beleidigt war! . . . Guter Gott!" ſagte er wehmüthig, und umfaßte Julchen; „verzeihen Sie mir nur, daß ich glaubte, Ihnen vergeben zu müſſen. Jetzt wünſchte ich, daß ich Ihnen mehr zu vergeben hätte, als die Thränen Ihrer gekränkten Unſchuld. O, ich wollte Ihnen gern

verzeihen, um dieſes Herz deſto feſter an das meinige zu binden." (Er dachte an Emilien.)

Julchen ſagte gerührt: Sie ſind ein edler Mann. Ja, meine Schweſter hat Recht. Ich bin ſchuldlos; aber dennoch bitte ich Sie, verzeihen Sie mir. — „O, guter Gott!" erwiederte er; „darf denn ein Menſch das ſagen? Muß er nicht, anſtatt der ſtolzen Worte: ich verzeihe dir! die beſſern, die wahrern brauchen: verzeihe du mir auch! . . . Nun denn, Julchen, ich verzeihe Ihnen; aber verzeihen auch Sie mir!" — Er war tief erſchüttert durch den Gedanken, daß er ſie nicht liebte. O, was könnte ich ihr abſchlagen, dachte er auf dem Rückwege, da ich ihr das nicht gebe, was ſie fordern kann, dieſes widerſpänſtige Herz!

Julchen war bei dem edlen, ſchönen Zutrauen, das er ihr bezeigt hatte, nicht ungerührt geblieben. Sie war nun völlig entſchloſſen, den Umgang mit dem Prinzen abzubrechen; doch wußte ſie noch nicht, auf welche Art ſie es thun ſollte. Zwar liebte ſie Herrmannen nicht; aber ſie ehrte doch ſeinen Charakter, und wollte in ſeinen Augen nicht ſinken. Sie mußte übrigens nothwendig den Prinzen ſchonen, von deſſen

unverſöhnlicher Rachſucht Rolfs ihr die auffallendſten Beiſpiele erzählt hatte.

Rolfs nahm den lebhafteſten Antheil an Julchen. Schon damals, als die Anfurth ihrer Mutter das allgemeine Stadtgeſpräch entdeckte, bat ihn Julchen mit Scham und Verdruß, er möchte den Prinzen bewegen, daß er ſie nicht wiederſähe. Rolfs erwiederte: ja, Sie müſſen mit ihm brechen, meine theuerſte Freundin. Sie müſſen, es koſte, was es wolle; Ihr Ruf ſteht auf dem Spiele. Iſt es wahr, was man ſagt, daß Sie mit einem der Langens verlobt ſind . . . — „O Gott! ja, das bin ich!" — Nun denn! Seyn Sie ohne Sorgen. Noch iſt nichts verſäumt. Nur müſſen Sie, wie geſagt, mit dem Prinzen brechen.

„Aber wie? Herr von Rolfs, wie? Der Prinz mit ſeiner fürchterlichen Rachbegierde; und ich mit meinen Unbeſonnenheiten! Rathen Sie mir."

Rolfs verſprach ihr, bei dem Prinzen einen Verſuch zu machen; und ſie erklärte ihm dagegen, daß ſie im ſchlimmſten Falle entſchloſſen wäre, Herrmannen alle ihre Unbeſonnenheiten zu entdecken.

Wohl! erwiederte er warnend: im ſchlimmſten Falle, mein Fräulein; ich aber kann mir keinen ſchlimmeren denken, als gerade den. Wir Männer, meine Liebe, halten von dem Zutrauen, das die Noth einem Frauenzimmer abdringt, nicht viel. Das hieße Alles wagen. Ich könnte bezeugen, daß Sie unſchuldig ſind; aber eine Unſchuld, meine Liebe, für die ſich ein Mann, und der Freund des Prinzen, verbürgen ſoll, bleibt immer ein wenig zweideutig. Indeß, es wird ja Mittel geben, den Prinzen zu überzeugen, daß er vergebens hofft.

„Ich werde ihm das ſehr beſtimmt ſagen.“

Er wird Ihnen nicht glauben, und ſich deſto mehr an Sie drängen.

„Dann werde ich öffentlich erklären, daß mir ſeine Verfolgung zuwider iſt.“

Fräulein! Sie würden den eitlen Prinzen wüthend machen. Wahrhaftig, er vergäße, was er einer Dame ſchuldig iſt. Aber laſſen Sie mich nur. Wir wollen den unruhigen Kopf endlich wohl zur Ruhe bringen.

So hatte Rolfs ſchon bei der erſten Entdeckung des unangenehmen Gerüchts geſprochen. Jetzt wendete ſich Julchen wieder in

einem Billet an ihn, und bat ſehr dringend, er möchte ihrer peinlichen Verlegenheit ein Ende machen; ſie würde ſonſt auf einige Zeit verreiſen, ſo unangenehm ihr jetzt auch die Entfernung aus der Hauptſtadt ſeyn müſſe.

„Reiſen dürfen Sie nicht,“ antwortete Rolfs ihr ſchriftlich; „es würde dem unglücklichen Geſchwätz eine noch ſchlimmere Wendung geben. Haben Sie Muth, den Prinzen mit ſeinen eigenen Waffen zu ſchlagen? Ich werde dieſen Abend in der Oper ſeyn, und zwar in der Loge Nro. 30. Es ſind noch zwei Engländer darin, die nicht ein Wort Deutſch verſtehen. Wir wären alſo nicht allein, und dennoch ungeſtört. Ich erwarte Sie, um Ihnen zu ſagen, wie leicht es Ihrem Geiſte werden muß, Waffen zu gebrauchen, die in jeder andern Hand, als der Ihrigen, zerbrechen würden. Rolfs.“

Rolfs ließ ſich in der Oper erſt den ganzen Vorfall von ihr erzählen. Er fand ihr Benehmen, beſonders, daß ſie Herrmannen nichts geſagt hatte, vortrefflich. Dieſer Lange, ſetzte er hinzu, iſt ein edler Mann, und es geht mir nahe, daß wir nie haben Freunde

werden ſollen; allein ſeine Begriffe von der Decenz ſind nicht die unſrigen. Er muß alſo gänzlich aus dem Spiele bleiben. Den Prinzen dürfen Sie nicht beleidigen; ſonſt iſt alles verloren. Doch überzeugt muß er werden, daß es Damen giebt, die groß genug denken, ſich über den äußern Anſtand hinweg zu ſetzen, und dennoch tugendhafter ſind, als die decenten Puppen, die keinen Schritt über die Gränzlinie der Sitte zu thun wagen, und dennoch unaufhörlich falſch gehen. Der Prinz hat leider nie ein edles, großes Mädchen gekannt; ſeine Bewerbungen waren immer nur Siege. Wie ſollte er von Ihnen anders denken! — „Wie?" ſagte Julchen beleidigt; „das hat er gewagt von mir . . .? Entſetzlich! unerhört! Jetzt aber, hoffe ich, wird er mich von dieſer abſcheulichen Meinung ausnehmen." — Als ob die Eitelkeit Ausnahmen machte! Er weiß ja auch nicht, mit welch einem weiblichen Geſchöpfe er bisher umgegangen iſt; er ahnet die freie Größe Ihres Geiſtes nicht einmal. Es hat ihm, ſagt er mit dem ſelbſtſüchtigſten Triumphe, nur an einem tête - à - tête mit

Ihnen

Ihnen gefehlt, um ſich eines Sieges mehr er⸗
freuen zu können.

Julchen erröthete vor Scham, vor gekränk⸗
tem Ehrgefühl und Zorn. „Schweigen Sie,
mein Herr!" ſagte ſie mit Ernſt. „Er ſoll
fühlen, daß ſeine Geburt ihn nicht berechtigt,
mich für ſo niedrig zu halten. Er ſoll lernen,
daß es Mädchen giebt, die ihn nicht achten!"

Sie werden böſe, Fräulein; verdient er
das? Und wenn er es verdiente, würde nicht
Ihre Rache Sie ſelbſt treffen? und nur
Sie? Wohl, mein Fräulein, geben Sie dem
prahlenden Sieger ein Rendezvous . . .

„Wie?" ſagte Julchen unwillig. „Mein
Herr von Rolfs, Sie ſind noch unverſchämter
als Ihr Prinz." —

— das ihm, fuhr Rolfs mit großer Kälte
fort, wie er ſagt, zu ſeinem Siege allein fehlt.
Behandeln Sie ihn da mit dem feinen höfli⸗
chen Spotte, den er allein verdient, und der
ihn nicht beleidigen, ſondern nur beſchämen
wird. Er ſoll dann wohl fühlen, daß er
endlich ein edles Mädchen kennen lernt; er
wird ſich ſchämen, ſeine Hoffnungen aufgeben,
und zu ſeinem eignen Vortheil ſchweigen.

„Ein Rendezvous, ſagen Sie? Sind Sie raſend?“

Ein Rendezvous, ſage ich: höchſt unſchuldig, geheim und ſtill; Sie dürfen am wenigſten etwas davon wiſſen. Es wird zwiſchen mir und dem Prinzen verabredet. Er überraſcht Sie; was können Sie dafür? Er wird dringend, wirft ſich vor Ihnen auf die Kniee; Sie heißen ihn aufſtehen. Er wird raſend über Ihre kalte Höflichkeit; und Sie werden noch höflicher, noch kälter. Sie treten nie aus dem Kreiſe des feinſten Anſtandes, und er begeht ſehr lächerliche Thorheiten. Sie ſpielen mit der Gefahr, worin er Sie glaubt, werden nicht verlegen über ſeine Gegenwart, über die Zeit, über den Ort, und ſtehen da als ſeine erhabene Gebieterin. Er erſtaunt über Sie, und muß ſich endlich mit Bewunderung Ihrer Größe, mit Scham über ſeine Eitelkeit, entfernen. Ich ſtehe Ihnen dafür, er wird nie wieder, ohne zu erröthen, vor Ihnen erſcheinen können, und Sie — ſind von ihm los, ohne ihn beleidigt zu haben.

Das Bild ſchien dem eitlen Mädchen ſehr reitzend, obwohl höchſt abentheuerlich. Die

Idee war vortrefflich, nur die Ausführung unmöglich. Sie ſagte lächelnd: „ohne Zweifel, glauben Sie an Feen, Herr von Rolfs; oder Sie haben einen Franzöſiſchen Roman geleſen, der Sie begeiſtert.“

Den Sie ſpielen ſollen, und wäre es auch nur, um mich durch die Ausführung zu begeiſtern. Ich ſage dem Prinzen: Fräulein Roslau iſt jeden Abend in dem Gartenhauſe allein. „So?“ ruft er: „allein? Woher wiſſen Sie das?“ Von meinem Bedienten, der einen Liebeshandel mit der Kammerjungfer des Fräuleins hat. — „Allein, ſagen Sie?“ — Allein, ſo oft ſie zu Hauſe iſt. Sie bleibt bis Mitternacht im Gartenhauſe, und die Gartenthür ſteht offen. — „Offen? warum? wozu?“ — Weil der Herr von Angersbach jeden Abend um zwölf Uhr von ſeiner Spielpartie kommt, und durch den Garten geht, um einen kürzern Weg zu haben. — „Woher wiſſen Sie das?“ — Von meinem Bedienten, der die Jungfer im Garten geſprochen hat. Und, mein Fräulein, das verhält ſich in der That ſo. Sie dürfen Ihrer Jungfer nur ſagen: ich will nicht, daß du des Abends noch in den Garten gehſt.

Du bleibſt auf meinem Zimmer. Ich ſage meinem Bedienten daſſelbe. Sie gehen in das Gartenhaus. Der Prinz kommt, ich mit ihm. Wir hören Ihre Stimme. Er giebt mir einen Wink, und geht. Das Ende habe ich ſchon gemahlt. Sie dürfen nur befehlen, welchen Tag die Komödie geſpielt werden ſoll.

„Können Sie wirklich glauben, Herr von Rolfs, daß ich mich zu dieſer ſeltſamen Scene hergeben werde?"

Ich glaubte wirklich, mein Plan würde Sie begeiſtern, bloß, weil das Ding ſo fein behandelt werden muß, auch Ihren Vortheil, und den eitlen Prinzen nicht mit in Anſchlag gebracht. Ja, ich that mir etwas darauf zu gute, daß wir Beide eine ſolche Idee — ich erfinden, und Sie ausführen könnten.

„Wenn es bekannt würde!"

Sie wählen einen Tag, wo Sie ſicher ſind, von Ihrer Schweſter und den Uebrigen nicht geſtört zu werden. Zum Exempel, wenn bei Hofe Spiel iſt.

„Und wenn Lange käme!"

Kommt der um zehn Uhr Abends?

„Oder meine Jungfer?"

Sie haben ihr verboten, das Zimmer zu verlaſſen.

„Oder ſonſt einer von den Leuten!“

Sie gehen laut in den Garten, wenn gerade Jemand darin iſt, und ſagen: es iſt doch recht verdrießlich; kann man wohl irgendwo allein ſeyn? Ohnedies haben Sie ein Tuch um den Kopf, weil Sie Zahnweh haben müſſen.

„Mit Zahnweh geht man auch in die Abendluft, mein kluger Herr!“

Der Teufel! Sie haben Recht! Nun, Sie erfinden ſonſt einen Vorwand, und riegeln den Garten hinter dem Menſchen zu, den Sie hinaus jagen. Oder ſollten dieſe verdammten Kleinigkeiten die ſchöne Scene hintertreiben?

„Dieſe Kleinigkeiten nicht. Aber, bedenken Sie, Herr von Rolfs, wie ich mich ausſetzen würde!“

Der Abendluft freilich; doch keiner Gefahr. Oder wäre der Prinz wirklich gefährlicher, als ich dachte? Dann Fräulein, habe ich nichts geſagt; dann, dann . . . Er ſah beſtürzt aus, der Verräther, als ob er wirklich zu viel geſagt zu haben befürchtete. In der That, hob er wieder an, und er ſchien ſich faſſen zu wol-

len — toll iſt die Idee. Wie geſagt, nur der Gedanke, wie ſehr Ihnen die Ausführung gelingen müßte, verführte mich. Ich gebe ſie auf, ſobald ſie Ihren Beifall nicht hat. — Er ſprach nun mit einem der beiden Engländer, die mit in der Loge waren.

Julchen hatte immer die Idee im Kopfe, daß Rolfs glauben könnte, ſie fürchte den Prinzen; und das war ihrer Eitelkeit unerträglich. Sie fing wieder davon an. Als er ſich behutſam zurückzog, ergriff ſie zuletzt die Idee mit ihrer gewöhnlichen Unbeſonnenheit, und willigte ein. Rolfs ſah ſie verwundert an, machte einige leichte Einwürfe, und ſagte endlich: iſt es denn wirklich Ihr Ernſt? In der That, ich fürchtete, Sie würden — es nicht wagen. Auf meine anfängliche Hoffnung hin hatte ich dem Prinzen ſchon Ihren ſtillen Aufenthalt im Gartenhauſe verrathen. Indeß, wenn Sie nicht wollen, ſo ſage ich: Ew. Durchlaucht, ich bedaure; es war ein Irrthum. Es iſt die Frau von Angersbach, die jeden Abend einige Stunden im Gartenhauſe zubringt. Da hätten Sie ſchön ankommen können!

„Und nun, Herr von Rolfs, ſollen Sie

auch hören," ſagte Julchen heiter, „daß Sie die Wahrheit geſprochen haben, ohne es zu wiſſen. Ich bin wirklich, wenn nicht Geſellſchaft bei uns iſt, von zehn bis zwölf Uhr im Gartenhauſe, und meine Jungfer hat wenigſtens einen andern Ort zu . . ."

Herrlich! herrlich! So ſind ja alle die Umſtände nicht nöthig. Wann, mein Fräulein?

Julchen zauderte mit der Antwort, weil ihr Herz ſchlug, und legte die Hand an die Stirn. „Wahrhaftig," ſagte ſie endlich, „es iſt toll; aber ich will es wagen. Morgen alſo. Rottorfs geben einen Ball. Das Fräulein iſt eben nicht meine Freundin, und man vermuthet gewiß ſchon, daß ich zu Hauſe bleiben werde. Aber vielleicht ſind Sie dort verſagt."

Verſagt oder nicht verſagt, das wäre einerlei; aber ich bin es nicht. Der Prinz geht vielmehr morgen auf die Jagd, und kommt erſt übermorgen wieder. Ich begleite ihn. Sie ſehen, welche Umſtände er macht, um zu lernen, daß auch er von einer Dame abgewieſen werden kann.

Am folgenden Morgen ritten der Prinz und Rolfs nach einem Jägerhauſe, einige Mei-

len von der Stadt, und gegen Abend kamen ſie verkleidet zurück. Rolfs wollte den Prinzen um zehn Uhr auf dem Walle treffen. Der kalte Böſewicht ging nun ſogleich nach Langens Hauſe, und ließ ſich bei Herrmann melden. Jetzt eben war der alte Martin, der ſich ganz ſtill in das Haus geſchlichen hatte, bei dieſem, und ſie ſprachen mit einander von den Großeltern. Martin wollte weggehen, als Rolfs gemeldet wurde; Herrmann ſagte aber: „das währt einen Augenblick. Geh nur in das Cabinet.“ Martin ging, und Rolfs trat herein.

Was Sie auch von mir denken und glauben mögen, Herr Legationsſekretair; — ich komme, um eine Bitte an Sie zu thun.

„Dann ſind Sie mir willkommen, Herr von Rolfs.“

Ich habe Ihnen etwas zu ſagen; aber vorher muß ich Sie erſuchen, mir Ihr Ehrenwort darauf zu geben, daß Sie in keinem Falle bei dem, was Sie von mir hören werden, meinen Nahmen nennen wollen.

„Herr von Rolfs, ich laſſe mich nie hindern, Herr meiner Handlungen zu bleiben.

Seyn Sie denn ſo gütig, und ſagen Sie mir nichts.“

Es geht Sie ſehr nahe an, Herr von Lange.

„Deſto eher werde ich es ohne Sie erfahren.“

Vielleicht auch nicht. Es betrifft Perſonen, die Sie nahe angehen.

Herrmann wurde aufmerkſam. „Dennoch kann ich mich nicht verbindlich machen, zu ſchweigen.“

Mögen Sie das nehmen, wie Sie wollen, Herr von Lange; ich fürchte, wir werden über unſre Grundſätze nie einig werden. Indeß kann mich der Eigennutz zu Handlungen treiben, wozu Sie durch eine Idee, welche Sie Tugend nennen, angetrieben werden. Eine ſolche Handlung führt mich zu Ihnen. Es geſchieht ein Unglück, das Sie hindern können, nicht ich; und vielleicht ſteht meine eigne Sicherheit mit auf dem Spiele. Sie ſehen, ich verläugne meine Grundſätze nicht. Verriethen Sie mich aber, ſo wäre die Gefahr für mich noch größer. Ich würde Ihnen ohne alle Bedingung ſagen, was ich weiß, ſobald ich völlig geſichert wäre.

Herrmann kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt. Dann ſagte er: „ich würde ſelbſt mein Wort nicht halten, wenn die Pflicht mir beföhle, es zu brechen. Sie ſehen alſo, ...“

Das bedaure ich in der That. So muß ich denn geſchehen laſſen, was ich nicht ändern kann. (Er zuckte die Achſeln.) Ich fürchte, Sie werden es nach Ihren Grundſätzen bereuen, mich nicht gehört zu haben, wenn Sie erfahren ſollten, was ich Ihnen zu ſagen hatte. (Herrmann kämpfte wieder mit ſich ſelbſt.) Es betrifft Menſchen, mit denen Sie, ſo viel ich weiß, in naher Beziehung ſind. Ich würde mich unglücklich machen, wenn mein Nahme dabei genannt würde; und ſo muß ich fallen laſſen, was fallen will, um ſelbſt zu ſtehen.

„Wohl, mein Herr; ich gebe Ihnen denn mein Wort. Es müßte ſeltſam ſeyn, wenn Ihr Nahme das größte Unglück dabei wäre.“

Für mich wenigſtens. Alſo Herr von Lange — ich bitte Sie, es hier ein wenig genau zu nehmen — Sie verſchweigen, daß Sie mich geſehen, und daß ich mit Ihnen geſprochen habe. Verſprechen Sie mir das?

Herrmann beſann ſich. „Ja, mein Herr, ich verſpreche Ihnen, alles zu verſchweigen, was Sie mir jetzt ſagen werden. Reden Sie denn."

Ich ſtehe, wie Sie wiſſen, mit dem Prinzen Moritz in genauer Verbindung, und er beehrt mich mit ſeinem Vertrauen. Der Erbprinz hingegen hat Mißtrauen gegen mich gefaßt. Ich bin alſo in der Lage, vorſichtig ſeyn zu müſſen, auch wenn ich nicht Luſt dazu hätte. Der Prinz iſt mein Freund, und zwar deshalb, weil ich ihm bei Manchem, was er thut, zwar widerſpreche, aber doch nicht auf eine beleidigende Art. Sie werden wohl nicht glauben, wie viel ich hindre; indeß verſichre ich Ihnen, . . .

„Zur Sache, wenn ich bitten darf. Sie haben mich unruhig gemacht."

Der Prinz liebt das Fräulein von Roslau.

„Das weiß ich, Herr von Rolfs," ſagte Herrmann lächelnd.

Rolfs fuhr ruhig fort. Er liebt ſie mit großer Leidenſchaft. Das Fräulein von Roslau . . .

„Ha! nun kommt es!“ fiel Herrmann etwas ſpottend ein.

Das Fräulein von Roslau, fuhr Rolfs noch ruhiger fort, ſchien eine Art von Neigung für den Prinzen zu haben.

„Eine Art? nur eine Art?“ fragte Herrmann etwas hitziger. „Warum nicht Liebe? warum nicht Leidenſchaft? ſchien zu haben? Warum nicht geradezu, was Sie ſagen wollen: hatte?“

Das Fräulein — ob es Eitelkeit oder Neigung war, kann ich nicht beſtimmen — ſchien den Prinzen nicht abzuweiſen; der Prinz aber ging ſeit einigen Tagen ſeltener dahin, wo er ſie antreffen konnte, doch ohne ſie deshalb minder zu lieben. Das Fräulein . . .

„Darf ich Sie bitten,“ fiel Herrmann verdrießlich ein, „zur Sache zu kommen? Am Ende werden Sie mir nichts Neues ſagen.“

Das fürchte ich doch, Herr von Lange. Ich rieth dem Prinzen, dieſes Spiel aufzugeben . . .

„Riethen Sie ihm das wirklich?“

Ja, antwortete Rolfs ruhig; ich rieth es ihm, weil durch ſeine Leidenſchaft vielleicht ein

Mann beleidigt würde, der, wie ich glaubte, ihn nicht fürchtete. Es könnte Aufſehen geben, oder wohl gar noch etwas Schlimmeres; und der Erbbrinz könnte auf mich Verdacht werfen. Der Prinz Moritz kann mir am Ende verhältnißmäßig nicht ſo viel ſchaden, als der Erbprinz mir nützen könnte, ob ich gleich jetzt mein Glück von dem Prinzen hoffe. Ich muß alſo zu verhindern ſuchen, Herr von Lange, daß der Prinz keine Thorheiten begeht, die auf meine Rechnung kommen; und heute hat er eine von dieſer Art im Werke.

„Welche? ſoll ich auch die wiſſen?“

Ja, um ſie zu verhindern. Das Fräulein von Roslau — ob aus Eitelkeit oder Neigung, kann ich wieder nicht beſtimmen — giebt dieſe Nacht dem Prinzen ein Rendezvous.

„Himmel und Erde! — Teufel, lügſt du, oder ſagſt du die Wahrheit?“

Um zehn Uhr, fuhr Rolfs kaltblütig fort, ſchleicht ſich der Prinz in die hintere Gartenthür, die für ihn offen bleibt. Das Fräulein von Roslau iſt im Gartenhauſe, im Bosket. Ihre Verwandten ſind bei Rottorfs auf dem Balle. Sie hat Zahnſchmerzen vorgegeben, und iſt zu Hauſe geblieben.

„Heiliger Gott!“ rief Herrmann; „es iſt wahr. Der Teufel lügt nicht. Weiter!“

Die Vorderthür zum Garten nach dem Hauſe hin wird verriegelt, daß nicht der Zufall Jemanden hinein führen kann. Der Prinz iſt heute und morgen in Langenbuſch auf der Jagd; ich bin ſein Begleiter. Und nun, Herr von Lange, habe ich Ihnen geſagt, was Sie wiſſen mußten, um Ihre Maßregeln zu nehmen, um zu verhindern, wenn Sie anders wollen. Sind Sie nun im Stande, irgend einen boshaften Bewegungsgrund, den ich dabei gehabt haben könnte, auszugrübeln, ſo ſey es. Es wird Ihrem Witze und Ihrem Haſſe gegen mich Ehre machen. Liebe zu Ihnen war es freilich nicht, was mich hieher führte, ſondern nur die Beſorgniß eines Unglücks, in das ich verwickelt werden könnte.

„Wäre es aber nicht; Herr von Rolfs, wäre es nicht!“ rief Herrmann zornig, und trat ihm näher.

Es würde lächerlich ſeyn, Herr von Lange, Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen, wo Sie Sich nach einigen Stunden mit eigenen Augen überzeugen können. Ich weiß, ſetzte er ſpöttiſch

hinzu,

hinzu, daß Sie in dieſem Punkte ein wenig leichtgläubig ſind. Das Fräulein von Roslau könnte Sie überreden, es wäre nicht der Prinz geweſen, oder es ſey nur das Drückende einer geſellſchaftlichen Verbindlichkeit (er betonte dieſe Worte, weil er aus Julchens Munde wußte, daß Herrmann ſich ihrer bedient hatte), was ſie gezwungen habe, den Prinzen zu ſehen. (Herrmann erſtarrte, als er ſeine Worte von Rolfs wiederholen hörte.) Ich bitte Sie alſo, genau zu prüfen. Nur noch Eins, Herr von Lange, woran ich Sie in Ihrer Lage nothwendig erinnern muß. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie einen Prinzen antreffen werden, und daß Rache gegen ihn ein Verbrechen wäre, das Ihnen der Fürſt nicht verzeihen könnte!

„Wofür ſehen Sie mich an, Herr von Rolfs? Für einen Banditen? Wahrhaftig, ich habe dort nichts zu thun, als Ihren Wunſch zu erfüllen — zu hindern, was mehr als eine Thorheit, was ein niedriges Verbrechen iſt.“ Rolfs verbeugte ſich, und ging.

Herrmann klingelte, und rief einem Bedienten zu: „ſag es bei Rottorfs ab! Ich

könnte nicht; dringende Arbeiten im Cabinet!" —

Jetzt kam Martin, an den Herrmann nicht mehr gedacht hatte, aus dem Cabinette hervor. Was alle Höllenteufel! hob er erbittert an. Ihre Braut, Herr Sekretair, hat dieſe Nacht den Prinzen beſtellt? — „Du haſt gehört, Martin, daß ich dem Manne verſprochen habe, ſeinen Nahmen nicht zu nennen. Ich dachte nicht an dich." — Nicht über meine Zunge; denn das iſt ein ehrlicher Mann, dieſer Wolf oder Rolf. Ich habe einen ſchweren Aerger gehabt da in der Kajüte, daß Sie den Menſchen ſo anfuhren. Nein, das iſt ein ehrlicher Mann, und er ſprach ſo deutlich, ſo ruhig! Ja, es mag einem wohl durch den Kopf fahren, wenn eine Braut ſolche Sprünge macht; aber „Teufel!" das war doch allzu arg. Das iſt kein Teufel, ſondern ein ehrlicher Mann.

Herrmann warf ſich, während Martin ſprach, in einen Ueberrock, hängte einen Mantel um, und drückte den Hut tief in die Augen. „Dieſer ehrliche Mann," ſagte er, „und dieſes ehrliche Mädchen, und dieſer ehrliche Prinz! Sieh, Martin, ich könnte vor Unmuth und — vor Freude hätte ich beinahe geſagt . . .

Nein, der gute Gott verhüte, daß ich mich da nicht freue, wo Menſchen fallen! . . . Martin, meine Bruſt ſchwimmt in Thränen; denn ſieh! noch vor drei Tagen lag ſie an dieſem Herzen, worin ich ihrentwegen eine Hölle lächelnd dulde — an dieſem treuen Herzen ſagte ſie: ich bin ſchuldlos. Und heute?" — Sag' ich doch, das Weiberzeug iſt alle nicht viel nütze, ausgenommen die ſelige Mama. — Und Emilie! dachte Herrmann. Er ſah mit jeder Minute an die Uhr; die Zeit ſchien ihm ſtill zu ſtehen.

Aber Herrmannchen, fing Martin liebkoſend wieder an; es wird doch wohl keine Schlägerei geben? Mit großen Herren, ſagte der ſelige Großvater immer, iſt nicht gut Kirſchen eſſen! Zwar ſo ein Kaſus . . . Der Teufel! fängt es doch ordentlich an mich zu ärgern! Aber ich alter Kerl ſoll abrathen, und nicht zuſchüren. Hören Sie, Herr Sekretair, ich ginge ganz und gar nicht hin; oder thät' ich es, ſo ſagt' ich: Ew. Durchlaucht . . . — Aber da gäbe nur ein Wort das andere. Ich ginge nicht hin, das thäte ich, und ſchriebe ihr morgen einen Brief, worin ich ihr Heide und Weide

aufſagte, und nähme mir eine andere, die das Herz auf einem beſſeren Flecke ſitzen hätte.

„Was ſagſt du Unglücklicher!“ rief Herrmann! und legte die Hand an die Stirn; denn er konnte den hervorbrechenden Gedanken an Emilien nicht zurückhalten. Er ſah wieder an die Uhr, und ſagte: „es iſt Zeit; komm! komm!“ — Auf der Straße wünſchte er gute Nacht. Gähnend ſagte auch Martin: gute Nacht; er ging aber nur zu Hauſe, um ſich einen tüchtigen Knittel zu holen. Auf allen Fall, dachte er. Gott vergebe mir; aber es iſt Herrmann! Er ſchlich ſich längs der Gartenmauer hin. Herrmann ſtand ſchon im Garten, hinter einem dichten Gebüſche, nahe an der Hinterthür, die er offen gefunden hatte. Um zehn Uhr hörte er die leiſen Schritte eines Mannes, den er nicht erkannte, weil er in einen grauen Mantel gehüllt war, und der ſogleich links ab dem Gartenhauſe zuging. Herrmann folgte ihm nach einer Weile mit Schaudern. Er ſchlich ſich näher an das Gartenhaus, worin Licht brannte, und ſah ſchon von weitem durch das nicht verhängte Fenſter, daß Julchen dem Prinzen, der jetzt an ſeinem Ordensſterne leicht zu erkennen war, lächelnd die Hand reichte. Beide

gingen nun in dem Gartenſaale auf und nieder. Herrmann hörte den Prinzen lebhaft reden, und Julchen ein Paarmal laut lachen. Er konnte nicht verſtehen, was geſprochen wurde; aber ſchon dieſer Leichtſinn empörte ihn. Jetzt ſah er auf einmal, daß der Prinz mit Leidenſchaft Julchen zu Füßen ſank und ihre Kniee umfaßte. Bei dieſem Anblick blieb er nicht länger ſeiner mächtig. Er ſtürzte an die Thür, riß ſie auf, und trat heftig hinein. Der Prinz ſprang auf. Julchen erkannte Herrmannen, und ſtieß einen Schrei hervor. Wer iſt da? fragte der Prinz beſtürzt. „Ein Mann, Ew. Durchlaucht,“ ſagte Herrmann mit furchtbarem Ernſt, „der hier zu ſtehen nicht erröthen darf, wo Sie erröthen müſſen, angetroffen zu werden.“ — Vergeſſen Sie Sich nicht, Herr von Lange! ſagte der Prinz, und ſuchte ſich zu faſſen. — „Das werde ich nie, Ew. Durchlaucht; wohl aber werde ich, ſobald Sie dies Haus wieder betreten, den Durchlauchtigen Erbprinzen fragen, ob Sie es mit ſeiner Erlaubniß thun. Und den Verwandten dieſes getäuſchten Mädchens werde ich ſagen, daß ich Sie um dieſe Stunde hier angetroffen habe. Wenn Ew.

Durchlaucht nicht wiſſen, welche Rechte ich hier hatte . . ."

Von denen weiß ich nichts, ſagte der Prinz mit Stolz.

„Auch dann hatten Ew. Durchlaucht kein Recht, ein Mädchen in ihren eigenen Augen herabzuſetzen. Dazu hat kein Menſch ein Recht."

Sie ſcheinen ſich zum Kontrolleur meiner Handlungen aufzuwerfen. Muß ich Ihnen noch einmal befehlen, Sich nicht zu vergeſſen?

Jetzt trat Martin, zwar mit Zittern, aber doch entſchloſſen, näher und in die Thür des Gartenſaals. — Wer biſt du? fragte der Prinz heftig.

Ein armer Matroſe, Durchlauchtigſter Prinz, der nur Eine Hand hat.

Geh zum Teufel mit deiner einen Hand! Bettle, wo du willſt!

Ich bettle Gott Lob nicht, Ew. Durchlaucht.

Was willſt du denn? fragte der Prinz erbittert.

Hören, wie's abläuft, meinem jungen Herrn da zu Liebe, und zurathen, daß alles ehrlich abgeht.

„Martin!" ſagte Herrmann ruhig; „geh! ich bitte dich, geh!"

Der Schurke iſt alſo in Ihren Dienſten? fragte der Prinz. Was ſoll das alles? (Martin ging auf einen Wink von Herrmann.) Werden Sie gehen, Herr Sekretair, oder muß ich?

„Ich werde nur das Fräulein auf ihr Zimmer begleiten," antwortete Herrmann trocken. — Teufel! ſagte der Prinz ſehr heftig, und ging.

Julchen hatte ſich in einen Stuhl geworfen, und bedeckte das blaſſe Geſicht mit einem Taſchentuche. Herrmann ſah ſie lange an. Endlich ſagte er ſanft: „ich wollte, mein Fräulein, wir hätten uns nie gekannt. Dann würde ich Ihnen vielleicht eine bittre Empfindung erſpart haben; aber freilich dieſen Abend nicht: und ſo iſt es doch gut, daß wir uns gekannt haben. Darf ich Sie bitten, mich hinauf zu begleiten?"

Sie ließ ſich von ihm führen. Auf ihrem Zimmer ſagte er: „mein gnädiges Fräulein, ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß der Vorfall an dem heutigen Abend nie über meine Lippen kommen ſoll. Für die Verſchwiegenheit des alten Matroſen ſtehe ich Ihnen, wie für meine eigene. Sie werden leicht einen

Vorwand finden mit mir zu brechen. Ich möchte die Laſt, die jetzt auf ihrem Herzen liegen muß, nicht durch eine neue vermehren, die ich Ihnen erſparen kann."

Julchen ſprang hier auf. Herr von Lange, rief ſie, wie begeiſtert: ich bin ſchuldlos; bei Gott! das bin ich. Können Sie mir das jetzt noch glauben?

„Nein, mein Fräulein, das kann ich nicht, ſelbſt wenn Sie mich zu überzeugen wüßten, daß ein Zufall den Prinzen in den Garten geführt habe."

O gewiß, Herr von Lange; ein Zufall, ein unglücklicher Zufall iſt es. Ich beſchwöre Sie, mir das zu glauben.

Herrmann ſah ſie mit kalter Verachtung an. „Ich weiß, Fräulein, daß Sie jetzt nicht die Wahrheit ſagen; denn ich bin nicht durch Zufall hier, ſondern weil ich wußte, daß der Prinz Sie im Gartenhauſe finden ſollte. Oder ſoll auch das Zufall ſeyn?" (Sie bedeckte das vor Scham brennende Geſicht mit beiden Händen.) „Aber könnten Sie mir auch beweiſen, daß Sie ſchuldlos wären, ſo verſprachen Sie mir doch vor drei Tagen, Sie würden den Prinzen nie wieder allein ſehen."

Und dennoch, rief ſie heftig, und ſprang auf: dennoch bin ich ſchuldlos!

„Nun, mein Fräulein, dann danken Sie Gott. Aber auch ich bin es. Sie fühlen, was die Ehre von mir fordert. Leben Sie wohl.“

In dieſem Augenblick flog die Thür auf. Die Angersbach, die Anfurth, Julchens Mutter, und Herrmanns Vater traten lachend in das Zimmer. Ha! gezahlt, Herr Kammerrath! rief die Frau von Angersbach; ich habe die Wette gewonnen! Die hat ſchönen Zahnſchmerz, und der ſchöne Cabinets-Geſchäfte! Und aus dem Gartenſaale ſeyd ihr eben erſt herauf gekommen; das Licht brennt noch unten ... Aber was iſt dir denn, Julchen? Sieh, ich ſagte zu dem Herrn Kammerrath: Ihr Sohn iſt bei Julchen. Wir wetteten darüber. Als unſre Partie zu Ende war, nahmen wir den erſten Wagen. Ich behauptete: ſie ſind im Garten. Wir ſchlichen wie Katzen durch die Allee. Ich ſah Licht, und war nun meiner Sache gewiß. Wir ſtießen die Thür auf, und ſiehe da! ihr wart ſchon fort.

Julchen wurde von dem ſchnellen Gedanken getroffen, daß man ſie mit dem Prinzen hätte

überfallen können, und ſchrie auf: o, um Gottes willen! auch das noch!

Aber was iſt euch denn, Kinder? Du haſt geweint, Julchen; und der ſieht verdrießlich aus wie Cato. Was iſt euch denn? — Julchen bedeckte das Geſicht.

„Etwas ſehr Ernſthaftes,“ ſagte Herrmann; „das Fräulein hat ihr Wort, das ſie mir gegeben hatte, zurückgenommen.

Alles fuhr auf, und redete auf Julchen ein. Der Kammerrath ſtieß Herrmannen an. Aber mein Sohn, und du ſagſt dazu nichts?

„Das Fräulein hat mir ſo ernſthaft verſichert, es könne nie aus einer Verbindung mit mir etwas werden, daß ich wohl ſchweigen muß.“

Sie ſoll! rief die Frau von Roslau.

Nie, Mutter, nie! Ach, ich bin ſo unglücklich! Nie, nie! Leben Sie wohl, Herr von Lange. Sie ſind ein edler Mann.

Jetzt kam die Jungfer mit einem Schnupftuche, und ſagte: das hab' ich im Gartenſaale gefunden; vermuthlich hat es der Herr von Lange da liegen laſſen. Herrmann hielt das ſeinige in der Hand, weil er fühlte, daß ſeine Augen naß wurden. Die Anfurth nahm das

Schnupftuch, und ſagte unbeſonnen: das gehört ja dem Prinzen! Hier iſt das fürſtliche Zeichen! Julchen ſchrie wieder auf; die Angersbach erblaßte, und Herrmanns Miene wurde noch finſterer. Der feine Kammerrath, der jetzt den Zuſammenhang merkte, ſagte, um das Verſehen wieder gut zu machen: es kann dem Prinzen unmöglich gehören. — Sie ſtreiten doch immer! erwiederte die Anfurth: da ſteht ja groß und breit P. M. Prinz Moritz. Herrmann fühlte inniges Mitleiden mit dem gedemüthigten Mädchen, und nahm ſeinen Hut. Die Anfurth, die noch immer nichts merkte, entriß ihm den Hut wieder, und ſagte: erſt verſöhne dich mit deiner Braut.

Des Prinzen Windſpiel! ſagte ein Bedienter, der jetzt herein trat. Es war im Gartenſaale. Wo befehlen Sie, daß es bleiben ſoll? — Es hüpfte Julchen ſogleich auf den Schooß, und nun verlor ſie die Geduld. Sie ſprang zornig auf, ſtieß den Hund mit dem Fuße, und rief: ja, er war bei mir! So mögt ihr es denn wiſſen! Aber, bei meiner Todesſtunde, ich bin unſchuldig! — Sie verließ in Verzweiflung und ſchnell das Zimmer.

Herrmann bot ſeiner Tante den Arm. Die

Angersbach fiel ſchluchzend ihrer Mutter um den Hals. Der Kammerrath hatte alle Faſſung verloren, und hielt der Frau von Angersbach ſeine goldne Tabacksdoſe mit lächelndem Kopfneigen hin. Herrmann hatte Mühe, die Frau von Anfurth die Treppe hinunter zu zerren.

Trafſt du den Prinzen ſelbſt? fragte der Kammerrath heimlich.

„Ja, mein Vater. Ich bin nicht Schuld daran, daß man es weiß.“

Du biſt doch wohl höflich geweſen, mein Sohn? Das war eine épineuse rencontre.

„Sehr höflich — Sie hätten nicht höflicher ſeyn können.“

Und nahmen es denn Se. Durchlaucht ſo noch ganz gnädig auf?

„Sehr gnädig, mein Vater. Er findet im Vorübergehen die Gartenthür offen, und geht hinein. Ich war ſchon da. Das iſt alles. Wir wunderten uns. Er ging. Fräulein Julchen, die ein kleiner Vorwurf von mir reitzte, brach auf der Stelle und für immer.“

Der Kammerrath war der Erſte, der aus der Gartenthür trat. Sogleich fiel ihm Martin, der keinen Andren, als ſeinen Herrmann erwartete, um den Hals. Nehmen Sie's nicht

übel, Herrmannchen; ich mußte wieder her. Ich habe nur noch Eine Hand; aber die ſetz' ich dran für Sie. Es war kein Prinzenſtreich, wahrhaftig nicht! Das ſag' ich, Herrmannchen. — Dabei erſtickte er den Kammerrath faſt durch ſeine Umarmung. — Laß Er mich los, grober Menſch! rief dieſer; und Martin ſprang erſchrocken zurück.

Aber, Herrmann, ſagte der Kammerrath erbittert; welche ſeltſame Vertrauten haſt du! — „Kann ich beſſere haben, mein Vater? Sie hören, er hat nur Eine Hand, und die ſetzt er für mich daran. Könnte ich einen treueren Menſchen finden?" Er drückte dem Alten die Hand, und hieß ihn nach Hauſe gehen. Dieſer Zufall machte den Kammerrath noch übellauniger. Er ging brummend voran, und vergaß ſogar, ſeine Schwägerin zuerſt in das Haus treten zu laſſen. Ein fataler Streich! ſagte er von Zeit zu Zeit. Nun Herrmann? — Herrmann ſchwieg. — Was ſagen Sie denn, Frau Schweſter? — Ich ſage nichts, erwiederte die Anfurth, die noch immer nicht recht deutlich einſah. — Herrmann, die Sache ließe ſich, dächt' ich mit aller honneur redreſſiren. — „Ich fürchte, nein!" ſagte Herrmann

kalt. — Wer weiß es denn, mein Sohn? Das Schnupftuch und das Windſpiel ſind zwar verdammte Dinge; allein das ließe ſich wohl machen. — „Sehr wohl! Das Schnupftuch hat Niemand gekannt, als die Tante. Das Windſpiel? Wohin laufen Windhunde nicht! Und die Bedienten raiſonniren ja nicht, wie wir." — Recht, mein charmanter Herrmann, recht! Die Sache iſt zu redreſſiren. — „Niemals, mein Vater." — Wer weiß es denn, mein Sohn? — „Ich weiß es," antwortete Herrmann kalt.

Nun ja, und wir Vier; aber wir ſchweigen Alle. Es iſt keine Schande dabei. — „Vater, ich weiß es, ich! Soll ich die Spöttereien, die Verachtung Andrer fürchten, und nicht meine eigenen?" — Das geſchieht ſo oft in der Welt, mein Sohn. Es iſt ein delikater Fall, das gebe ich zu. Allein du ſchienſt vorher die Schuld des Fräuleins nicht ſo groß zu finden. — „Vielleicht finde ich ſie jetzt noch kleiner, als vor einer Viertelſtunde. Das Fräulein verſicherte bei ihrer Todesſtunde, ſie ſey unſchuldig. Ich glaube ihr." — Nun denn! wenn du ihr glaubſt . . .? — „Ich glaube ihr gewiß; aber doch iſt Alles vorbei: denn ſie

hat mich betrogen. Mein Vater, Sie wiſſen nicht, welche Unterredung ich vorgeſtern mit ihr gehabt habe. Ich war feſt entſchloſſen, ihr zu glauben, und ſie betrog mich in eben dem Augenblicke, da ſie an meinem Herzen lag. Ich bin gehorſam geweſen, das Zeugniß werden Sie mir geben; aber erniedrigen, mein Vater, kann ich mich nie. Sie können ſich darauf verlaſſen, es iſt vorbei, auf immer vorbei. Vorgeſtern, mein Vater, zeigte ich Ihnen, daß ich Ihre Wünſche gern erfülle. Nun bitte ich Sie aber, gerecht gegen mich zu ſeyn."

Ja, mein Sohn, das haſt du gezeigt. Ich fürchte mich nur vor dem éclat, den es geben wird. — „Vielleicht auch nicht. Wir ſchweigen, und Sie ſetzen den Umgang mit Roslaus fort. Roslaus ſchweigen gewiß, und wiſſen es Ihnen Dank."

Jetzt kam die Mutter mit ihren andren beiden Kindern zu Hauſe. Herrmann ging nun auf ſein Zimmer, und ließ ſeine Verwandten berathſchlagen, wie alles hätte beſſer kommen können. Die Anfurth drang noch immer auf die Heirath. Aber der Kammerrath war überzeugt, daß Herrmann jetzt nimmermehr Julchen ſeine Hand geben würde. Ich kenne

ſeinen obſtinaten Kopf, ſagte er. Und nun, fürchte ich, werden noch andre Dinge zum Vorſchein kommen, die uns Verdruß machen. Ich wollte, der Prinz ſäße im Pfefferlande! (Er ſah bei dieſen dreiſten Worten furchtſam um ſich her.) Ja, das wollte ich! ſetzte er hinzu, und wunderte ſich ſelbſt über ſeinen Muth. Wenn ich nur wüßte, wie die entrevue zwiſchen dem Prinzen und Herrmann eigentlich geweſen iſt! Ich will doch nicht hoffen, daß Herrmann ſich unehrerbietige Ausdrücke hat zu Schulden kommen laſſen? Uebrigens bin ich mit ſeinem Benehmen bei Julchen ſehr zufrieden. Er war in dieſer delikaten Sache artig, poli. Gott behüte mich vor ſo einem cas! Da iſt es ſchwer, die rechte Mitte zu treffen! . . . Ich möchte nur wiſſen, was er dem Prinzen geſagt hat! So viel ich es mir auch überlege — ich bringe nicht heraus, was ſich in einem ſolchen Falle ſagen läßt. Gott ſey Dank, daß mich nie ein ſolches Unglück betroffen hat! Ich kann mich ordentlich ängſtigen, wenn ich nur daran denke, wie ich hätte anfangen müſſen.

Am folgenden Tage war eine Todten-

ſtille in den beiden Familien. Der Kammerrath überlegte, wie er ſich benehmen müſſe, wenn die Sache auskommen ſollte. Er fuhr nicht auf die Kammer, weil er noch keine anſtändige Antwort in Bereitſchaft hatte. Herrmann ließ ſich krank melden, und ging nicht in das Cabinet, weil er Lebrechts Anblick und die hervorbrechenden Hoffnungen ſeines Herzens ſcheuete. Die Anfurth und Herrmanns Mutter blieben Beide zu Hauſe, um erſt zu erfahren, ob die Sache wieder auszugleichen wäre. Der Lieutenant ſogar verſäumte die Parade, weil er den alten General und den Unwillen des Prinzen fürchtete. Die Familie war einmal häuslich. Denn, ſagte der Kammerrath, was können wir Klügeres machen?

In Roslaus Hauſe herrſchte eine Todtenſtille der Traurigkeit, der Scham, der Beſorgniß, die nur zuweilen durch bittre Vorwürfe der Mutter, und durch lautes Weinen des unglücklichen Julchens unterbrochen wurde. — Vergnügt waren bei dem Handel nur Rolfs und der alte Martin. Der Prinz erzählte ſeinem Freunde Rolfs ſehr erbittert, daß Herrmann ihn geſtört habe. Rolfs tröſtete ihn

mit Hoffnungen auf eine beſſere Stunde. Als der Böſewicht allein war, ſagte er lächelnd: nun verachte mich, du Thor! Du ſollſt den Menſchen wohl noch fürchten, den du verachteſt! Zittern ſollſt du vor mir, und elend ſeyn!

Martin ſagte: Gott Lob, daß Alles ſo ablief! Ich konnte dabei in des Henkers Küche kommen. Aber Kopf und Leben ſetz' ich an den Jungen. Kopf und Leben tauſendmal. Nun muß er ſich eine Andre nehmen; und wollte er nur meinem Rathe folgen, ſo nähme er ſich eine, die Gott im Herzen hat, und keinen Prinzen, oder Kutſche und Pferde, und ſo etwas. Ja, die Gott im Herzen hat, und ihn allein — wie ich; denn auch ich habe Gott und meinen Herrmann im Herzen, und der Teufel ſoll ihn nicht heraus bringen!

Herrmann trauerte in wehmüthiger Stille; doch eine geheime Hoffnung goß einen Tropfen Freude in ſeine erwartende Seele.

Ende des erſten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Herrmann Lange

Bd.: 1

(1799)

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940514-8